

Orte der Begegnung – Orte der Zugehörigkeit

Thomas Katala-Kronberger
Renate Sehorz
Johannes Toth
Margareta Zalud

Masterthese

Eingereicht zur Erlangung des Grades
Master of Arts in Sozialpädagogik
an der Fachhochschule St. Pölten

Im Mai 2020

Erstbegutachter*in: Mag.^a Dr.ⁱⁿ Ursula Hermann, MPOS, MSc
Dipl. Päd. Philipp Leeb

Zweitbegutachterin: FH-Prof.ⁱⁿ DSA Mag.^a (FH) Christine Haselbacher

Abstract

Orte der Begegnung – Orte der Zugehörigkeit

Thomas Katala-Kronberger, Renate Sehorz, Johannes Toth, Margareta Zalud

Ausgangslage und Motivation für die vorliegende Arbeit sind die ansteigende Anzahl der Menschen mit Migrationshintergrund, der aktuelle mediale und öffentliche Diskurs und die dadurch notwendige gesellschaftspolitische Auseinandersetzung mit dem Thema Migration in Österreich. In diesem Kontext stellt der Forschungsbereich der männlichen Migranten ein vergleichsweise junges und daher wenig erforschtes Feld dar. Häufig beschäftigt sich die Literatur mit dem Trennenden. Themen wie Kriminalität, Gewalt und Devianz bestimmen das Interesse der Forschung. Im gegenwärtigen Forschungsprojekt richtet sich der Blick auf das Verbindende. Es wird analysiert, wie Zugehörigkeit bei Jungen und Männern mit Migrationshintergrund an den jeweiligen Orten der Begegnung, die in den einzelnen Forschungsprojekten divergieren, wirksam und sichtbar wird.

Unter diesen Gesichtspunkten scheint folgende Fragestellung relevant: **„Wie wird Zugehörigkeit im Kontext von Migration und Männlichkeit an den jeweiligen Orten der Begegnung in Bezug auf verschiedene Lebensalter konstruiert?“**

Als Erhebungsmethoden fällt die Wahl auf biografische und narrative Interviews. Die Auswertung der Daten wird mittels offener Codierung oder Systemanalyse durchgeführt. Die Methode richtet sich nach der Quantität der Daten, den tatsächlich gewonnenen Interviewpartnern und dem Fokus der Forschungsarbeit. Als ausgewählte Ergebnisse sind Ausprägungen, Facetten, Divergenzen und Wirksamkeiten der Zugehörigkeit an den unterschiedlichen Orten der Begegnung zu erwarten. Bei der Auseinandersetzung mit dem Forschungsprojekt, auch bezogen auf Literatursuche, wurden folgende Begriffe als Schlüsselwörter identifiziert: Zugehörigkeit, Männlichkeit, Migration, Settings (Orte), Lebensalter, offene Jugendarbeit, Vereinswesen, Gruppendynamik, Intersektionalität, Diversität, Integration, Lebensphase Alter, Jugend, Sport, Fußball, Handball, Mehrdimensionalität, Niederschwelligkeit. Ziel des Projekts soll es sein, aktuelle Entwicklungen und neue Erkenntnisse in den einzelnen Forschungsfeldern aufzuzeigen und diese in Form einer wissenschaftlichen Arbeit entsprechend zu dokumentieren.

Abstract

Places of encounter - places of belonging

Katala-Kronberger Thomas, Sehorz Renate, Toth Johannes, Zalud Margareta

The initial position and motivation for the proposed thesis is the increasing number of people with a background of migration, the current issue of media coverage and public discourse and the consequentially necessary socio-political concern/engagement regarding the topic of migration in Austria. In this context the field of research of male immigrants turns out to be rather unexplored. Frequently, interest of research is dictated by literature of dividing factors, such as crime or violence. In contrast, the presented project focuses on the unifying side of factors. Research aims to analyse how affiliation of males with immigration background, in social settings, becomes perceptible and effective.

In consideration of these aspects the following question arises: **“How is a feeling of belonging/affiliation amongst a demographic of male individuals with a background of migration realised in settings of a social nature?”**

As a method of research, the choice is biographic and narrative interviews. The analysis of data is conducted through open coding or system analysis. The method is depending on the quantity of data, the actual interview partners and the focus of the scientific thesis. The chosen results are characteristics, facets, divergences and effectiveness of affiliation in different social settings of encounter. During the examination with the project of research, including research of literature, following terms were identified as key words: affiliation, masculinity, migration, settings, life age, open youth work, clubs & societies, group dynamic, intersectionality, diversity, integration, phase of life, age, youth, sport, football, handball, multidimensionality, low-threshold. The goal of this project is to highlight current developments and new insights in specific fields of research, in order to document them in a scientific thesis.

Inhalt

1	Einleitung	8
2	Migration	10
2.1	Vorwort	10
2.2	Erläuterung zu Arbeitsmigration, Flucht und Familiennachzug	11
2.2.1	Arbeitsmigration	11
2.2.2	Flucht.....	12
2.2.3	Familiennachzug	12
2.3	Marginalisierung im gesellschaftlichen Kontext	13
2.4	Migration und Familie	14
2.4.1	Familie als Sozialisationskontext	14
2.4.2	Migration und Erziehung	15
2.5	Migration und Bildung.....	15
2.6	Religion als Zugehörigkeitsfaktor bei Migranten	17
2.7	Migration und Sprache	19
2.7.1	Spracherwerb	19
2.7.2	Bilingualität	20
2.7.3	Sprache und schulische Leistung	20
2.7.4	Sprache und Arbeitsmarkt.....	21
2.8	Migration und Väterbilder	23
3	Kritische Männlichkeitsforschung	25
3.1	Definition von Männlichkeit.....	25
3.2	Männlicher Körper - wahre Männlichkeit.....	26
3.3	Erziehung des Jungen zur Gesellschaftstüchtigkeit	26
3.4	Konstruktion und Krise	27
3.5	Homosoziale Gemeinschaften als Orte männlicher Selbstvergewisserung	28
3.6	Selbstpositionierung und Männlichkeitskonstruktion im Jugendalter.....	30
3.7	Diversität von Männlichkeit.....	31
3.8	Hegemoniale Männlichkeit	32
3.9	Komplizenhafte Männlichkeit	33
3.10	Untergeordnete Männlichkeit	33
3.11	Marginalisierte Männlichkeit.....	33
3.12	Protestierende Männlichkeit	34
3.13	Der männliche Habitus	34
3.14	Fremd-gemachte Männlichkeit.....	35
3.15	Gewaltaffine Männlichkeit	37
3.16	Männlichkeit im Alter	38
4	Lebensalter (nach Böhnisch)	39
4.1	Lebensalter Jugend.....	39
4.1.1	Die verkürzte Pubertät.....	39
4.1.2	Vom Schon- zum Belastungsraum und das Dilemma der Adoleszenz	40
4.1.3	Separation, Integration und Janus	40
4.1.4	Die männliche Clique	41

4.1.5	Clique und Ethnozentrismus	42
4.1.6	Jugend wird erwachsen.....	42
4.2	Lebensalter – Lebensphase Alter	43
4.2.1	Hochaltrigkeit.....	44
4.2.2	Lebensphase Alter in der Migration	44
5	Intersektionalität.....	45
5.1	Begriffsdefinition	45
5.2	Männlichkeit und Intersektionalität als soziales Verhältnis	45
5.3	Intersektionale Analyse	47
5.4	Intersektionale Faktoren von Männlichkeit.....	48
6	Untersuchungsdesign.....	49
6.1	Qualitative Sozialforschung.....	49
6.2	Das qualitative Interview	49
6.3	Offenes Codieren	50
6.4	Systemanalyse	50
7	Begegnungsort Fußballplatz	51
7.1	Forschungsinteresse	51
7.2	Sampling.....	52
7.3	Erhebungsmethode	53
7.4	Durchführung der Interviews	53
7.5	Auswertungsmethode.....	54
7.6	Darstellung der Ergebnisse	54
7.6.1	V, 13 „Das waren meine ersten Freunde.“	54
7.6.2	M, 18 „Wir sind eine Nationalmannschaft.“	58
7.6.3	H, 16 „Ja, auf dem Fußballplatz gehören wir zusammen.“	65
7.7	Verdichtung der Ergebnisse	74
7.7.1	Der Vater, die Autorität und die eigene Männlichkeit.....	75
7.7.2	Die Mannschaft – ich gehöre dazu.....	76
7.7.3	Gemeinsame Sprache – gemeinsames Spiel.....	76
7.7.4	Konflikte und Belastungen am Feld	77
8	Begegnungsort Handballverein.....	78
8.1	Forschungsinteresse	78
8.2	Forschungsdesign	78
8.2.1	Sampling.....	78
8.2.2	Erhebung der Daten	80
8.2.3	Auswertung der Daten.....	81
8.3	Darstellung der Ergebnisse	81
8.3.1	Handballer R, 20 „Das Team ist mir wichtig.“	81
8.3.2	Handballer F, 14 „Leistung ist alles.“	86
8.3.3	Handballer N, 13 „Der Sport hilft mir weiter.“	91
8.4	Verdichtung der Ergebnisse	94
8.4.1	Vater – Sohn – Beziehung	95
8.4.2	Ausbildung.....	95
8.4.3	Peer Group Handball.....	96

8.4.4	Leistung beim Handballsport.....	96
8.4.5	Migration – Zusammenleben – im Handballverein.....	96
8.4.6	Sprache.....	97
8.4.7	Religion.....	97
9	Begegnungsort Jugendzentrum.....	98
9.1	Offene Jugendarbeit und Jugendzentrum.....	98
9.2	Sampling.....	99
9.3	Erhebungsverfahren.....	101
9.4	Durchführung der Interviews.....	101
9.5	Auswertungsmethode.....	102
9.6	Darstellung der Ergebnisse.....	102
9.6.1	Besucher H, 15 „Weil bei uns is jeder willkommen!“.....	102
9.6.2	Besucher S, 19 „Ein zweites Zuhause is das für uns!“.....	106
9.6.3	Besucher B, 18 und F, 17 „Für mich is hald Mensch Mensch.“.....	110
9.7	Verdichtung der Ergebnisse.....	114
9.7.1	Niederschwelliger Zugang.....	115
9.7.2	Alternativlosigkeit.....	116
9.7.3	Identität im Jugendzentrum (Ethnizität und Männlichkeit).....	116
9.7.4	Familienersatz und Zuhause.....	118
9.7.5	Regelwerk im Sinne von Schutz, Sicherheit und Gleichheit.....	118
10	Begegnungsorte älterer Migranten.....	119
10.1	Forschungsdesign.....	120
10.1.1	Sampling.....	120
10.1.2	Erhebung der Daten.....	122
10.1.3	Auswertung der Daten.....	123
10.2	Darstellung der Ergebnisse.....	123
10.2.1	Herr B, 67 „Lokale, wo eher Männer hingehen.“.....	123
10.2.2	Herr P, 70 „Die zweite Zuhause ist meine Familie.“.....	131
10.2.3	Herr H, 88 „Jetzt, wo i im Pflegeheim bin.“.....	138
10.3	Verdichtung der Ergebnisse.....	146
10.3.1	Armut und Bildung.....	146
10.3.2	Homosoziale Gemeinschaften.....	146
10.3.3	Arbeitsmigration.....	147
10.3.4	Ernährermodell.....	147
10.3.5	Privilegien, Kosten und Differenzen.....	147
10.3.6	Diskriminierung und soziale Ungleichheit.....	148
10.3.7	Biografische Erfahrungen im Alter.....	148
11	Diskussion der Ergebnisse.....	150
11.1	Homosoziale Gemeinschaften.....	150
11.2	Niederschwelliger Zugang und Alternativlosigkeit.....	151
11.3	Leistung.....	152
11.4	Regeln, Strukturen und Rangordnung.....	153
11.5	Männlichkeit.....	153
11.6	Sprache.....	155
11.7	Bildung.....	156
11.8	Väterbilder.....	156

11.9 Erwachsene Vorbilder in der Jugend	157
11.10 Ethnizität.....	158
11.11 Religion.....	158
11.12 Lebensalter Alter	159
12 Fazit und Ausblick.....	160
Literatur	164
Daten.....	172
Abkürzungen	173
Abbildungen	173

1 Einleitung

Thomas Katala-Kronberger, Renate Sehorz, Johannes Toth, Margareta Zalud

Das Gefühl der Zugehörigkeit und Annahme ist ein elementares Bedürfnis und Bestandteil individueller Entwicklung, welches Menschen in unterschiedlichen Gruppen erfahren. Mit dem Titel

Orte der Begegnung – Orte der Zugehörigkeit

wird der Fokus dieser Forschungsarbeit auf die Bedeutsamkeit unterschiedlicher Orte gelegt, welche Menschen aufsuchen, um einander zu begegnen: den Fußballplatz, die Handballhalle, das Jugendzentrum und Orte der Zusammenkunft alter Migranten.

Zugehörigkeit definiert sich laut Pfaff-Czarnecka (2018) aus der Sicht jener, die sich auf ein „Wir“-Gefühl beziehen, und wird anhand der Dimensionen Gemeinsamkeit, Gegenseitigkeit und der Bindung an Objekte erklärbar gemacht. Die Gemeinsamkeit beschreibt die „Wahrnehmung des Teilens“ von gemeinsamem Wissen, Erfahrungen oder Interessen. Die Gegenseitigkeit benennt die „Regeln für gegenseitige Leistungen und für das Aufrechnen gegenseitiger Verpflichtungen“, basierend auf Loyalität, Gehorsam und gegenseitigem Beistand. Mit der Bindung an die Objekte wird der starke Bezug zu materiellen und immateriellen Gütern und Banden zur natürlichen Umwelt definiert. (vgl. Pfaff-Czarnecka 2018:6)

Umgelegt auf die beforschten Orte der Zugehörigkeit teilen sich Sportler, sprich Fußball- und Handballer, das Interesse am Spiel und die Freude am Siegen, Besucher eines Jugendzentrums ihre Freizeitbeschäftigungen ebendort. Die Mitgliedschaft in einem Sportverein und die Regeln des Jugendzentrums definieren die Gegenseitigkeit. Das Vereinslogo, der Sportplatz oder die -halle und das Jugendzentrum als „Zuhause“ drücken die Zugehörigkeit und Verbindlichkeit nach außen aus. Orte der Zugehörigkeit älterer Migranten wurden erst im Forschungsprozess sichtbar gemacht. Deren spezifische Lebensläufe mit individuellen biografischen Ankerpunkten wie Kindheit und Jugend, Erwerb und Pensionierung verlaufen jeweils personen- und kontextbezogen.

Im Mittelpunkt der vorliegenden Masterarbeit stehen das Erleben von Zugehörigkeit in unterschiedlichen Lebensphasen und deren intersektionale Dynamiken. Die Auseinandersetzung mit ethnischer und sozialer Herkunft und Männlichkeit, eingebettet in die Lebensalter Jugend und Alter nach Böhnisch (2018), orientiert sich entlang der Forschungsfrage:

Wie wird Zugehörigkeit im Kontext von Migration und Männlichkeit an den jeweiligen Orten der Begegnung in Bezug auf verschiedene Lebensalter konstruiert?

Diese Forschungsarbeit knüpft an aktuelle Erkenntnisse der Migrations- und Männlichkeitsforschung an und untersucht die Wirksamkeit intersektionaler Dynamiken im Hinblick auf die Entwicklung junger Männer und auf das Gewordensein älterer Männer. Anhand dimensionaler Kategorienbildung nach Gardenswartz / Rowe (2003) werden jedem Menschen eindeutige Merkmale zugeschrieben. Dimensionen wie Alter/Generationen, Geschlecht/Gender, Ethnizität/Nationalität, Hautfarbe/Rasse, Behinderungen/Beeinträchtigungen und sexuelle Orientierung werden als unveränderbar definiert und sind in ihren unterschiedlichen Verschränkungen kontextabhängig wirksam (Gardenswartz / Rowe 2008:31ff). In diesem Forschungsprojekt wird dem Zusammenspiel von männlichem Geschlecht und ethnischer Herkunft in Bezug auf Privilegien und Diskriminierungen in den Lebensaltern Jugend und Alter nachgegangen. Die Ergebnisse geben Aufschluss über die Konstruktion von Zugehörigkeit an den jeweiligen Orten der Zugehörigkeit und führen diese in einer abschließenden Diskussion zusammen.

2 Migration

Thomas Katala-Kronberger, Johannes Toth

2.1 Vorwort

Thomas Katala-Kronberger

Im globalen Kontext nimmt die strukturelle Ungleichheit immer mehr zu. Die ökonomische Situation ist dabei vielfach ausschlaggebend für die unterschiedlichen Migrationsbewegungen. Diese spiegeln vermehrt die globale strukturelle Ungleichheit zwischen den Industrieländern im Norden, den Ländern Osteuropas und des Balkans sowie den Ländern des globalen Südens wider (vgl. Han 2009:152f). Zudem sind Kriege und Konflikte wesentliche Faktoren für derartige Bewegungen (vgl. Han 2009:124f). Als signifikant kann dabei die Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg gesehen werden, welche sich durch ein stetiges, weltweites Migrationswachstum auszeichnete. Zu erkennen ist zudem, dass sich die Typologie von Ein- und Auswanderungsländern mehr und mehr aufhebt, vielmehr sind zirkuläre Wanderbewegungen zu erkennen. Auch die Binnenmigration nimmt stark zu (vgl. Han 2009:73f). Diese Form der Migration ist für die Beantwortung der Forschungsfrage nicht relevant und wird daher in den kommenden Ausführungen nicht näher ausgeführt. Der Fokus wird auf Arbeitsmigration und Flucht gelegt, da diese beiden Formen der Migration die wesentlichen Gründe für die Migrationsbewegungen der Befragten darstellen.

Nach ihrer Ankunft in der Aufnahmegesellschaft müssen sich Migrant*innen in einem neuen gesellschaftlichen und kulturellen Kontext orientieren, ihren Platz finden und sich einordnen. Dabei ist nicht ausschließlich der Blickwinkel, die Sphäre der Migrant*innen von Bedeutung. Auch die Reaktion der Aufnahmegesellschaft ist ein wesentlicher Bestandteil, welcher die Lebenswelt der Migrant*innen beeinflusst.

Im Folgenden wird ein Überblick über Aspekte der Marginalisierung von Migrant*innen gegeben. Eine Benachteiligung aufgrund ihrer Herkunft spiegelt sich in unterschiedlichen strukturellen Bereichen wider. Vielfach kommt es zu räumlicher Konzentration und Marginalisierung am Arbeitsmarkt. Zudem ist der Bildungszugang, respektive die Bildungschancen oftmals von struktureller Ungleichheit gekennzeichnet. Der Zugang für Einwanderer ist demnach erschwert. Teil der Lebenswelt von Migrant*innen ist der soziale Kosmos, in welchem sie ganz individuell leben. Als bedeutender Sozialisierungskontext werden die Familie und ihre Bedeutung näher dargestellt. Danach werden einzelne Aspekte, die Zugehörigkeitsstiftend sind, dargestellt. Dazu zählen: Religion, Bildung, Familie, Marginalisierung, Sprache und Väterbilder.

2.2 Erläuterung zu Arbeitsmigration, Flucht und Familiennachzug

Thomas Katala-Kronberger

Für die Beantwortung der Forschungsfragen im Rahmen dieser Masterthesis werden Arbeitsmigration, Flucht sowie Familiennachzug als relevanteste Formen der Migration kurz dargestellt. Eine kompakte Erläuterung ist insofern wichtig, als diese Migrationsformen sowohl soziale als auch soziologische Auswirkungen auf das Leben und den Alltag der befragten Personen haben. Denn sowohl das soziale Gefüge als auch die Verfügbarkeit von Ressourcen verändern sich für die Betroffenen durch die Migration (vgl. Scheibelhofer 2018:12f). Zudem beeinflussen Migration und die damit einhergehende soziale Integration die Lebensbewältigung der Migranten (vgl. Böhnisch 2018:44).

Für die weiteren Ausführungen ist es auch von Bedeutung, eine Definition der Begrifflichkeiten „Migrant“ und „Migrationshintergrund“ vorzunehmen. Ein Migrant ist demnach eine Person, die nicht im Zielland (Land der Immigration) geboren ist, sondern erst im Laufe ihres Lebens in das Aufnahmeland migriert. Um eine Person mit Migrationshintergrund handelt es sich dagegen dann, wenn die Person im Zielland geboren wurde und zumindest ein Elternteil eingewandert ist. Ein Migrationshintergrund ist somit nicht an eine persönliche Migration gekoppelt, es gibt unterschiedliche Abstufungen des Migrationshintergrundes (z.B. 1. Generation, 2. Generation usw.) (vgl. Heimken 2017:30). Bei den im Rahmen der Fragestellungen dieser Masterthesis befragten Personen handelt es sich sowohl um Migranten als auch um Personen mit Migrationshintergrund.

2.2.1 Arbeitsmigration

Thomas Katala-Kronberger

Die jeweilige Arbeitsmarktpolitik, gepaart mit den strukturellen Bedingungen der Ökonomie, welche bei erhöhtem Arbeitsaufwand auch eine erhöhte Nachfrage an Arbeitskräften nach sich zieht, sind zwei bestimmende Faktoren der Arbeitsmigration. Diese beiden Determinanten sind sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart verantwortlich für unterschiedliche Formen der Arbeitsmigration (vgl. Han 2009:74). Österreich hat im Rahmen des Wiederaufbaus in den 1950er Jahren unter einem großen Arbeitskräftemangel gelitten und daher ab 1961 Facharbeiter aus dem Ausland angeworben. Die Arbeitskräfte wurden aus Italien, der Türkei und Jugoslawien angefragt. Geplant war, dass durch dieses System vorerst nur temporär Arbeitskräfte angefordert werden sollten, solange die wirtschaftliche Situation dies erforderte (vgl. Bauer 2009:6-7).

Hierbei wurden beinahe ausschließlich männliche Facharbeiter über ein sogenanntes Rotationsprinzip ausgewählt. Ein dauerhafter Verbleib war nicht vorgesehen, nach Abschluss ihrer Tätigkeiten sollten sie wieder in ihr Heimatland zurückkehren. Die

Familien verblieben währenddessen vorerst im Herkunftsland. Im Zeitraum von 1961 bis 1974 wanderten aus diesem Grund in etwa 265.000 Menschen nach Österreich ein. Das System funktionierte in der Praxis jedoch nicht wie ursprünglich angedacht. Immer mehr Arbeiter ließen sich dauerhaft in Österreich nieder und sukzessive begann ein Nachzug der Familien. Obwohl Österreich sich nie dezidiert als Einwanderungsland definierte, wurde so die Zuwanderung Teil der demographischen Entwicklung Österreichs mit all seinen Folgewirkungen (vgl. ebd.:8).

Es folgten in den kommenden Jahrzehnten politische Ereignisse, welche die Zuwanderung erneut massiv erhöhten. Näheres hierzu wird im Folgekapitel „Flucht“ erläutert.

2.2.2 Flucht

Thomas Katala-Kronberger

Menschen verlassen aufgrund von Bedrohung für Leib und Leben ihren bisherigen Lebensraum, um auf Dauer oder temporär an einem anderen Ort Schutz zu suchen. Als eine Form der Migration nimmt die Flucht in den letzten Jahrzehnten eine bisher nicht gekannte Dimension an. Obwohl das Phänomen seit jeher eng mit der Geschichte der Menschheit verbunden ist, steigen die Flüchtlingszahlen immer noch Jahr für Jahr weiter an (vgl. Han 2009:93).

Die nun folgende, prägnante Auflistung an Fluchtbewegungen ist deshalb relevant, da einige der in dieser Masterthesis befragten Personen direkt beeinflusst durch diese Geschehnisse nach Österreich kamen. Im Einzelnen sind dies der Umsturz Rumäniens zum Jahreswechsel 1989/90, der Zusammenbruch des Sowjetregimes 1991, die Jugoslawienkriege von 1991 bis 1999, die beiden Irakkriege (1991 und 2003), der nach wie vor andauernde Afghanistankonflikt sowie der ab 2011 beginnende Syrienkrieg. All diese Konflikte führten in ihrer Gesamtheit zu mehreren Flüchtlingswellen innerhalb Europas, deren Auswirkungen auch Österreich massiv betrafen (vgl. Bauer 2009:7).

Dadurch verursacht, stieg zum Zeitpunkt der jeweiligen Ereignisse auch die Anzahl der in Österreich lebenden Personen mit nicht österreichischer Staatsangehörigkeit immer wieder erheblich an. Dieser für die österreichischen Bevölkerungsverhältnisse hohe Anstieg hatte ebenso mehrmals direkte politische Folgen (unter anderem einen Rechtsruck in den Jahren 2000 und 2017). Vor allem in der ersten sogenannten „Schwarz/Blauen“ Koalition (ab 2000) wurden dadurch Gesetze erlassen, welche aufgrund des unterschiedlichen rechtlichen Status ausländischer Arbeitskräfte gegenüber inländischen Arbeitskräften zu Diskriminierungen in vielen gesellschaftlichen Bereichen führten (vgl. ebd.:7).

2.2.3 Familiennachzug

Thomas Katala-Kronberger

Diese Form der Migration ist oft mit der Arbeitsmigration verbunden. Doch auch bei Geflüchteten kommt es oft zu Familiennachzug. Familiennachzug bedeutet, dass Familienmitglieder des Pioniermigranten in das Einwanderungsland nachziehen. Die Familienzusammenführung ist von den gesetzlichen und gesellschaftlichen Bedingungen des Einwanderungslandes abhängig und kann stark variieren (vgl. Han 2009:85f).

Ob zwangsweise geflohen, im Rahmen des Familiennachzugs migriert oder auf der Suche nach Arbeit und einem besseren Leben, die Migrationsgründe sind vielfältig. Migrant*innen haben aber meist etwas gemeinsam – sie werden von der Residenzgesellschaft in verschiedener Art und Weise an den Rand gedrängt (marginalisiert) (vgl. Han 2009:242).

2.3 Marginalisierung im gesellschaftlichen Kontext

Thomas Katala-Kronberger

Migrant*innen haben ihren Herkunftskontext verlassen, unweigerlich entstehen dadurch individuelle Folgen für den Einzelnen. Es ist aber nicht nur das Individuum, welches von migrationsbedingten Stress- und Konfliktsituationen betroffen ist, sondern oftmals die gesamte Gruppe der Personen mit Migrationshintergrund (vgl. Han 2009:198). Die soziokulturellen und strukturellen Probleme dieser im Aufnahmeland sowie die Reaktion der Politik und Gesellschaft darauf dienen als Ausgangspunkt ihrer sozioökonomischen Marginalisierung (vgl. Han 2009:242).

Eine Ausprägung der Marginalisierung der Migrant*innen in der Aufnahmegesellschaft ist die räumliche Konzentration bzw. Absonderung von Migrant*innen in bestimmten Stadtteilen. Dies kann im Extremfall dazu führen, dass ein abgegrenztes Siedlungsgebiet entsteht, welches in sich geschlossen als Heimat für Personen mit ebensolchen Migrationshintergründen dient (vgl. ebd.).

Eine weitere Ausprägung stellt die sektorale Konzentration von Migrant*innen am Arbeitsmarkt dar. Migrant*innen werden im Aufnahmeland hauptsächlich dort eingesetzt, wofür sie als Arbeitsmigrant*innen angeworben wurden, oder in Bereichen, die tendenziell von Einheimischen gemieden werden (vgl. Han 2009:253). In Bezug auf Bildungszugang und soziale Mobilität zeigen sich diese Marginalisierungen gleichermaßen.

Man möchte meinen, dass zumindest in Bezug auf Personen mit Migrationshintergrund in fortschreitenden Generationen die Marginalisierung abnehmen müsste, doch zeigen Untersuchungen, dass strukturelle Diskriminierung aufgrund von Sprachdefiziten, kulturellen Unterschieden, aufgrund des Wohnortes und der sozialen Herkunft nach wie vor bestehen (vgl. Spindler 2007:294). Zudem werden Migrant*innen oftmals anhand von Geschlechterstereotypen diskriminiert und kategorisiert (z.B. die muslimische unterdrückte Frau, der dominante türkischstämmige Mann uvm.) Sie dienen der Abgrenzung und verleihen der einheimischen Bevölkerung ein Gefühl der Überlegenheit.

Es muss wohl nicht erwähnt werden, dass derartige Stereotypenbildungen und Projektionen aufgrund des Geschlechts allein aufgrund der Heterogenität der Migrant*innen in vielerlei Hinsicht unrealistisch sind (vgl. Böhnisch 2018:218f).

2.4 Migration und Familie

Thomas Katala-Kronberger

Untersuchungen zeigen, dass der Familie im Migrationskontext eine besondere Bedeutung zukommt. Familien mit Migrationshintergrund wird ein starker innerer Zusammenhalt attestiert. Der Verbund wird als Ressource für die Sozialisation erachtet und fungiert dabei schutzgebend und stabilisierend (vgl. Herwartz-Emden / Schurt / Waburg 2010:55). Im Kontext der Migration sind für Familien zwei Sphären von Bedeutung: die innerfamiliäre und die außerfamiliäre. Erstere bezieht sich auf familienbiografische Aspekte (resultierend aus der Wanderung), welche innerhalb der Familie bisweilen auch generationenübergreifend bearbeitet werden müssen. (vgl. Hamburger / Hummrich 2007:115). Zweitere, die außerfamiliäre Sphäre verweist darauf, dass Familien aufgrund des Wechsels in die Aufnahmegesellschaft auch einen Wechsel in einen neuen sozialen Kontext vollziehen. Dieser Wechsel ist mit einer Vielzahl an Umstrukturierungen und auch Anpassungen verbunden. Die Familie als Konstrukt (mit ihren Rollen, Ritualen usw.) befindet sich im Wandel (vgl. Nauck 1986 zit. in Spohn 2002:81). Dazu sei festgehalten, dass diese Anpassung, welche auch als Modernisierung bezeichnet wird, alle Familien betrifft, sofern sie sich in neuen sozioökonomischen oder auch gesellschaftlichen Milieus etablieren (vgl. Hamburger / Hummrich 2007:115f).

2.4.1 Familie als Sozialisationskontext

Thomas Katala-Kronberger

Für Kinder und Jugendliche ist die Familie der zentrale Ort für Erfahrungen und die Sozialisation. Diese findet im Spannungsverhältnis zwischen Familie und der jeweiligen Gesellschaft statt. Daraus resultierend kommt es zu laufenden Aushandlungen zwischen der familiären Sphäre und der Gesellschaft. Kinder und Jugendliche aus Familien mit Migrationshintergrund sind somit von beiden Sphären, der der Herkunfts- und der der Aufnahmegesellschaft beeinflusst. Vielfach wird ihnen diesbezüglich zugeschrieben, nach wie vor die Strukturen der Herkunftskultur zu leben, wodurch Konflikte in Bezug zu den Strukturen des Einwanderungslandes entstehen können. (vgl. Herwartz-Emden et. al 2010:42) Nohl bezeichnet dies als Sphärendifferenz zwischen der Herkunftsgesellschaft und der damit einhergehenden tradierten Sozialisation und der Aufnahmegesellschaft (vgl. Nohl 2005:84f zit. in Böhnisch 2018:141).

Dazu zählt auch eine Konfrontation mit Geschlechterverhältnissen der Aufnahmegesellschaft (vgl. Herwartz-Emden et. al 2010:57). Dabei treffen vielfach traditionell geprägte Strukturen auf Geschlechterrollen, die in Richtung Gleichberechtigung ausgehandelt wurden. Böhnisch verweist dazu in seinen Ausführungen auf Studien in Deutschland,

welche zeigen, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund (auch in 3. Generation), denen es an sozialer Mobilität fehlt, die also soziale Benachteiligung erleben, vielfach an traditionellen Strukturen der Herkunftsländer ihrer Familien festhalten. Dazu zählt auch das Festhalten an tradierten Männlichkeitsbildern und damit einhergehenden traditionellen Geschlechterrollen (vgl. Böhnisch 2018:140f).

2.4.2 Migration und Erziehung

Thomas Katala-Kronberger

Vielfach taucht im öffentlichen Diskurs und auch in Studien ein Bild der traditionellen (vorwiegend türkischen) Einwandererfamilie auf. Ihr werden traditionelle Sichtweisen und Erziehungsstile zugeschrieben. Dazu referenziert Spohn (2002:79ff) auf Untersuchungen von Nauck und Herwartz-Emden, welche beide übereinkommen, dass Einwandererfamilien im Laufe der Zeit einen Wandel durchmachen, sich somit den Gegebenheiten der Aufnahmegesellschaft anpassen. Nauck sieht dabei eine Kosten-Nutzenabwägung der Migrant*innen als wesentlichen Faktor, warum Anpassungen der Erziehungsgewohnheiten stattfinden. Herwartz-Emden führt aus, dass Arbeitsmigrant*innen aus der Türkei im Vergleich zu deutschen Proband*innen vermehrt einen kontrollierenden und geschlechterspezifischen Erziehungsstil anwenden. Aber, wie oben bereits erwähnt, passt sich dieser im Laufe der Zeit an.

Migrant*innen befinden sich in einem Übergang zwischen der Kultur ihrer Heimat und der Kultur der Aufnahmegesellschaft. Dieser Übergang ist von Unsicherheiten und Instabilität gekennzeichnet. Die Erziehung nach traditionellen Mustern der Herkunftskultur schafft Sicherheit (vgl. Böhnisch 2018:219). Eine Untersuchung von Beham-Rabanser, Berhammer, Zartler und Bacher (2019:106), betreffend die Einstellung zu Geschlechterrollen von Probanden aus der Türkei bzw. aus dem ehemaligen Jugoslawien (die zwei größten nicht deutschsprachigen Einwanderungsgruppen Österreichs), kommt zu folgendem Ergebnis. In Abhängigkeit zu sozialstrukturellen Faktoren wie Bildungs- und Berufsstatus, Geschlecht und Alter gibt es unterschiedliche Einstellungen zu Geschlechterrollen. Jüngere Probanden mit höherem Berufsstatus stehen, genau wie Personen mit guten Sprachkenntnissen und Kontakten zu Österreicher*innen, gleichberechtigten Geschlechterrollen positiv gegenüber.

2.5 Migration und Bildung

Thomas Katala-Kronberger

In der Vergangenheit wurden Studien zum Thema Migration und Bildung vielfach unter Berücksichtigung eines problemzentrierten Blickwinkels durchgeführt (vgl. Yagdi 2019:51ff). Man spricht dabei von einem sogenannten Defizitdiskurs. Erst nachdem die Lebenswelt von Migrant*innen mit in das Zentrum von Untersuchungen zum Thema Migration und Bildung aufgenommen wurde, war eine Abkehr vom problemzentrierten Blickwinkel hin zu einem ressourcenorientierten Blickwinkel möglich (vgl. Diehm / Radtke

1999:128f zit. in Schwendowius 2015:22). Letzterer betrachtet insbesondere die Ressourcen und Kompetenzen von Migrant*innen, die zu ihrem Bildungserfolg beitragen (vgl. Yagdi 2019:45ff). Dabei wird in besonderem Maße auch auf Fähigkeiten Rücksicht genommen, welche insbesondere jugendliche Migrant*innen aufgrund ihrer Lebenswelt erlernt haben. Dazu zählen beispielsweise eine hohe Anpassungsfähigkeit, Bewältigungsstrategien und sich auf Wandel einzustellen (vgl. Hamburger 1999 zit. in Böhnisch 2018:45).

Neben der Betrachtung auf individueller Ebene kann eine Erklärung auch auf Ebene der Familie sowie auf Institutionenebene gesucht werden. Betreffend die Familie resümiert King die Forschungserkenntnisse von Gogolin (2000:22 zit. in King 2005:60), „Vielmehr ist davon auszugehen, dass unterschiedliche Sozialisationsbedingungen in den Familien mehr Erklärungskraft für Differenzen in der Bildungsbeteiligung haben“, damit, dass eine Bezugnahme auf die innerfamiliäre Sphäre und die damit einhergehenden Sozialisationsbedingungen für die Migrant*innen einen prägenden Einfluss auf Bildungsverläufe haben. Die Bedingungen für die Sozialisation sind dabei in Abhängigkeit zur sozialen Lage (Einkommen, Beruf, Bildung etc.) der Familie zu sehen (vgl. King 2005:60). Andererseits wird in verschiedenen Ausführungen auch auf strukturelle Diskriminierung als Determinante für Bildungsverläufe von Migrant*innen Bezug genommen (vgl. Hamburger / Hummrich 2007:121). Dieser Befund gilt laut Yagdi (2018:12) auch für Österreich. Er zeigt auf, dass soziale Mobilität (höhere Bildungsabschlüsse als die Vorgeneration) im österreichischen Bildungssystem stark an familiäre Bildungsbiografien gekoppelt ist. Kindern aus bildungsbenachteiligten Familien ist es demnach weniger möglich, höhere Bildungsabschlüsse zu erlangen. Dies gilt für Jugendliche mit und ohne Migrationshintergrund.

Aschauer und Seymer (2019:56) zeigen, dass für Personen mit Migrationshintergrund aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei sich mit der Dauer des Aufenthalts in Österreich und mit zunehmendem Alter sowie im Verlauf der Generationen soziale Mobilität einstellt. Gleichsam stellen sie in ihrer Untersuchung fest, dass Personen mit Migrationshintergrund, die unter anderem regelmäßige Kontakte zu Österreicher*innen pflegen und der Sprache mächtig sind, tendenziell in höheren Schichten vertreten sind. Folgende Lebenslagenfaktoren sind ihrer Ansicht nach ausschlaggebend für eine positive Einbindungswilligkeit in die Gesellschaft: höhere Bildung, Statuskonsistenz betreffend Ausbildung und Berufsposition sowie adäquater Verdienst. Demgegenüber wirkt es sich als negativ aus, wenn die jeweilige Bildungsaspiration und damit einhergehend soziale Aufwärtsmobilität als nicht realisierbar erscheint; dies kann im schlimmsten Fall zu bewusster Segregation führen.

Ein Zusammenhang zwischen Bildungsstatus und den individuellen „Bewältigungsmustern“, welche jugendliche Migrant*innen in Bezug auf die Sphärendifferenz zwischen der Kultur der Heimatgesellschaft und der Kultur der Aufnahmegesellschaft entwickeln, ist laut Böhnisch logisch erklärbar (vgl. Böhnisch 2018:141). Er verweist in diesem Zusammenhang auch noch auf Ausführungen von King, welche hierbei zusätzlich noch geschlechtsspezifische Aspekte anführt: „Die verschiedenen Bildungskarrieren sind mit je verschiedenen Männlichkeitsentwürfen und -idealen verknüpft.“ (King 2005:73)

Deutlich schwerer wird der Bildungsaufstieg für geflohene Menschen. Kinder und Jugendliche, welche eine Flucht hinter sich haben, werden grundsätzlich auch in das jeweilige Bildungssystem des Aufnahmelandes aufgenommen. Hierbei stellt das Erlernen der jeweils in dem Land gesprochenen Sprache eine der ersten, großen Hürden dar. Das jeweilige Alter zum Ankunftszeitpunkt gilt als Faktor, welcher relevant für die individuelle Bildungschance, zumindest im ersten Bildungsweg, gesehen werden kann. Oftmals ergibt sich auch die Schwierigkeit, dass Kinder und Jugendliche in ihrem Heimatland keine oder nur rudimentär eine Schulform besucht haben bzw. der lange Zeitraum der Flucht ebenso zu fehlender Schulbildung führt. Aschauer und Seymer weisen darauf hin, dass es bei Migration durch Flucht besondere strukturelle Hürden bei der Bildungs- und Arbeitsmarktintegration zu überwinden gilt (2019:55).

2.6 Religion als Zugehörigkeitsfaktor bei Migranten

Thomas Katala-Kronberger

In Bezug auf das Zugehörigkeitsgefühl von Migranten in der Aufnahmegesellschaft, spielt Religion in vielerlei Hinsicht eine tragende Rolle. Diese kann neu in eine Gesellschaft hinzugezogene Personen, unabhängig von Alter und sozialer Schicht, Halt, Identität und einen sicheren Ort der Zugehörigkeit bieten. Sie kann demnach auch den ethnisch-nationalen Zusammenhalt einer Gruppe stärken (vgl. Baumann 2004:3). Hinzu kommt, dass gewisse Rituale, wie z.B. im Islam das Freitagsgebet, in seiner Form ausschließlich für männliche Personen verpflichtend ist, was zusätzlich die Bindung an eine Gemeinschaft verstärkt (vgl. Höllinger / Polak 2019:176). In Bezug auf die Situation von geflohenen Menschen und neu Hinzugekommenen ist auch der psychologisch emotionale Aspekt sowie das Angebot von Hilfe und Trost, welches religiöse Gemeinschaften bieten können, nicht außer Acht zu lassen. Religion dient hierbei als eine wichtige Ressource (vgl. Hidalgo / Pickel 2019:83). Durch die Ausübung der Religion entsteht ein Gefühl der Verbundenheit, ebenso eine Verbindung zur zurückgelassenen Heimat. Es werden hierbei dieselben rituellen Handlungen wie im Heimatland durchgeführt, dies in bekannter Sprache und Ausprägung (vgl. Baumann 2004:5). Der US-amerikanische Religionsforscher Raymond Brady Williams (vgl. 1988:11) beschreibt dies folgendermaßen:

"Immigrants are religious [...] by all counts more religious than they were before they left home [...] because religion is one of the important identity markers that helps them preserve individual self-awareness and cohesion in a group [...]"

Die Bedeutung von Religion wächst bei migrierten Personen dadurch an, dass diese in erster Linie eine identitätsstiftende Wirkung aufweist. Sie bietet Migrant*innen einen individuellen Zugang und Teilhabe zu einer Gruppe und erleichtert die ersten Schritte in der neuen Heimat (vgl. Hidalgo / Pickel 2019:83). Diese Faktoren helfen neu hinzugekommenen Personen, sich in dieser neuen Umgebung zugehörig zu fühlen. Im Falle von Arbeitsmigration oder Flucht betrifft dies vorrangig die in dieser Arbeit untersuchte Gruppe an Migranten, da diese häufig zuerst alleine migrieren und die jeweilige Familie

erst später nachholen. Abseits ihrer spirituellen Dimension fördert Religion vor allem soziale Teilhabe (Partizipation) und bietet Möglichkeiten zur Selbstbestimmung, wenngleich dies nicht automatisch zur Inklusion oder Integration in der jeweiligen Gesellschaft führt. Religion verfestigt in erster Linie die eigene Identität und gehört mit zu den stärksten zwischenmenschlichen, sozialen Verbindungen (vgl. ebd.:83).

Im Falle von muslimisch geprägten Migranten verstärkt Religion die intersektionale Dynamik. Man unterscheidet sich als muslimischer Migrant nicht nur durch mögliche Merkmale wie Hautfarbe oder kulturelle Prägung, sondern auch durch die differenzierte religiöse Anschauung von der sogenannten Mehrheitsbevölkerung. Dies wirkt für die betroffene Gruppe identitätsstiftend, da der Glaube hierbei als Symbol und Kennzeichen wirkt, wodurch die eigene Gruppe repräsentiert und abgegrenzt wird. Religion führt demnach Migranten in der Fremde zusammen. Da männliche Personen mit Migrationshintergrund in der neuen Gesellschaft meist einen für sie ungewohnten Minderheitsstatus einnehmen, führt dies auch zu einer veränderten Selbst- und Traditionswahrnehmung. Dies kann dazu führen, sich darüber Gedanken zu machen, wie die jeweilige kulturell-religiöse Identität geschützt und erhalten werden kann. Auf der anderen Seite beeinflusst Migration auch Religion. Führen nicht zuletzt geänderte, neue gesellschaftliche Kontexte und Gesetze unweigerlich zu einer Anpassung und Aktualisierung religiöser Riten, Zeiten, Rollen und Funktionen. Die Wahrung der religiösen Tradition bedarf in fremdkultureller Umwelt generell einer entsprechenden Adaption. (vgl. Baumann 2004:4-11)

Da im Zuge dieser These sowohl jüngere als auch ältere Migranten befragt wurden, möchte ich versuchen diese Thematik hier differenziert zu betrachten. Wie bereits oberhalb angesprochen, wird die Religion in der neuen Umwelt entsprechend den Gegebenheiten adaptiert. Nicht zuletzt, um auch den jüngeren Generationen zu entsprechen und nicht Gefahr zu laufen, im Traditionalismus zu erstarren (vgl. Baumann 2004:11). Religion spielt in der Frage der sozialen Integration sowohl für die älteren als auch die Nachfolgegenerationen (Migrant*innen 2. und 3. Generation) nach wie vor eine wichtige Rolle. Studien belegen, dass z.B. jüngere Menschen mit türkischem Migrationshintergrund eine stärkere Anerkennung ihrer religiös-kulturellen Wurzeln seitens der Mehrheitsbevölkerung erwarten, als dies z.B. ältere Generationen tun. Dies trotz des Hintergrundes, dass diese sich selbst im Gegenzug als höherwertig integriert bezeichnen als ihre Elterngeneration (vgl. Pollack 2016:8).

Abschließend kann gesagt werden, dass säkulare Gesellschaften für eine erfolgreiche (soziale) Integration von Minderheiten den Stellenwert und den Einfluss von Religion auf das Zugehörigkeitsgefühl der im Land lebenden Personen nicht außer Acht lassen sollten. Eine freiheitsförderliche Integrationspolitik kann hierbei helfen (vgl. Hidalgo / Pickel 2019:92). Für Migranten kann dies bedeuten, dass die Wahrnehmung ihrer eigenen religiösen Zugehörigkeit in der Abgrenzung zu anderen Glaubensrichtungen und in einer rechtlich säkular verfassten Gesellschaft dazu führen kann, Religion verstärkt wahrzunehmen (vgl. Baumann 2004:4). Hidalgo und Pickel (2019) untermauern die These, dass ohne die Berücksichtigung des religiösen Faktors auf die Dauer keine erfolgreiche Integration stattfinden wird (vgl. 2019:71).

Weitere Studien belegen, dass z.B. muslimische Migranten aus der Türkei und dem ehemaligen Jugoslawien in der neuen Heimat (Österreich) insgesamt weniger häufig das Gebet ausüben und eine Moschee besuchen als die Bevölkerung der Länder, aus denen sie ursprünglich stammen. Es kann daher gesagt werden, dass zumindest ein Teil der Migranten sich im Zuge der Migration von ihrer Religion distanziert hat. Nichtsdestotrotz bleibt diese neben der kulturellen Prägung für den Großteil der Migranten eine wichtige Ressource und Bindungsglied zur alten Heimat. (vgl. Höllinger / Polak 2019:196)

2.7 Migration und Sprache

Johannes Toth

2.7.1 Spracherwerb

Wenn man eine Sprache erlernt, findet dies, vor allem bei der Erstsprache, unbewusst statt, da man von dieser ständig umgeben ist. Eine aktive Auseinandersetzung findet mit der Erstsprache erst statt, wenn man diese in eine schriftliche Form bringt. Rechtschreibung und Grammatik hält in den zuvor unscheinbaren Bereich der Sprache Einzug. Aus einem passiven Zugang zum Thema Sprache wird ein aktiver, lernintensiver Umgang mit dieser.

Beim aktiven Erwerb einer Zweitsprache kommen empirische Umstände für den zukünftigen Lernerfolg hinzu. Faktoren der Familien- und Migrationsbiografie, des Herkunftslandes, des Aufnahmelandes und die ethnische Zugehörigkeit sind wesentliche Umstände für den zukünftigen erfolgreichen Spracherwerb. Individuelle Faktoren werden laut H. Esser als mitgebrachtes kulturelles Kapital bezeichnet. Der subjektive Eigenwert der Sprache und die individuelle Bereitschaft, einen persönlichen, erfolgreichen Spracherwerb anzueignen, sind damit eng verbunden. (vgl. Esser 2006:18) Des Weiteren sind eine lange Aufenthaltsdauer, ein niedriges Einreisealter und gute Bildung entscheidende Faktoren für einen guten Spracherwerb. Beim Faktor Bildung ist eine genauere Betrachtung notwendig. Der Umstand Bildung wird von drei unmittelbaren Bezügen beeinflusst: dem persönlichen Bildungsstand, der im Herkunftsland erworben wurde, dem erworbenen Bildungsgrad, welcher nach der Immigration stattgefunden hat, und dem Bildungsniveau der Eltern.

Heimken beschreibt dies wie folgt: „Die Unterschiede zwischen Bildungsmilieus fallen dabei mehrheitlich höher aus, als die Effekte des Migrationshintergrundes.“ (Heimken 2017:56) Immigriert man in ein fremdsprachiges Land spielt die Distanz zum Mutterland ebenfalls eine Rolle. Wenn der Kontakt zur Muttersprache geringer ausfällt, bildet sich zur Zweitsprache eine engere Verbindung. Schon in der Einwanderungswelle der Gastarbeiter*innen in den 1970er Jahren war zu beobachten, dass viele Wohnungen über private Satellitenanlagen verfügten, um Fernsehinhalte aus deren Heimatländern in deren vertrauter Sprache zu erhalten. Mit dem Aufkommen des Internets ist ein globaler Informationsaustausch jeglicher Inhalte überall verfügbar. Ob Video- oder Textformat, der Zugriff auf Informationen in der Muttersprache ist immer und überall gegeben.

Motivation und die Bereitschaft des Spracherwerbes der Zweitsprache haben einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem alltäglichen Kontakt zur Muttersprache (vgl. Esser 2006:25).

Ein weiterer Faktor im Bereich des Spracherwerbs ist die räumliche, bzw. linguistische Distanz. Die Distanz zwischen dem Herkunftsland und dem Aufnahmeland hat einen Einfluss. Je weiter die Distanz des Herkunftslandes der migrierten Person ist, desto schwerer fällt der Erwerb der Zweitsprache. Ist bei geringen Distanzen (bis zu 200 Meilen) dies deutlich zu erkennen, fällt es bei mittleren bis weiten Distanzen kaum mehr auf. Dies wird mit kulturellen und sozialen Faktoren begründet. Je weiter ich mich von meinem Heimatland entferne, desto größer ist die Distanz zur heimischen Kultur und dem sozialen Umfeld, welche Zugehörigkeit und Verbundenheit erzeugen (vgl. Esser 2006:25-26).

2.7.2 Bilingualität

Die Kenntnis der Muttersprache und eine zweite erworbene Sprache wird als Bilingualität bezeichnet. Wenn man bei Migrant*innen von einer Grundkenntnis ihrer Muttersprache ausgeht, bezieht sich der Bereich der Bilingualität im Migrant*innenmilieu auf den Erwerb der Sprache des Einwanderungslandes.

Bei Personen, welche in ein Land migriert sind, ist die Fähigkeit für den Spracherwerb der Zweitsprache oft gegenläufig zum Erhalt der Muttersprache. Dies stellt wiederum einen Kontext des persönlichen Bildungsgrades dar. Bei bildungsschwachen Personen hat die Muttersprache jene Funktion der Verkehrssprache. Dies bedeutet, dass die Heimatsprache alltäglich benutzt wird und das soziale Leben regelt (vgl. Esser 2006:49). Bei Migrant*innen mit höherem Bildungsniveau wird die Erstsprache nicht ausschließlich als Verkehrssprache im privaten und beruflichen Kontext genutzt, sie dient vielmehr, um daraus persönlichen Mehrwert zu generieren und Identität zum heimatlichen, kulturellen Umfeld zu erzeugen. Die geringere Nutzung der Muttersprache führt somit bei bildungsstärkeren Migrant*innen zu einer niedrigeren Pflege der Muttersprache, bei bildungsschwächeren Migrant*innen zu einer deutlich intensiveren Nutzung dieser.

Ein weiterer wesentlicher Faktor der Bilingualität ist das Alter. Je jünger Personen mit der Zweitsprache in Berührung kommen, desto leichter fällt der Erwerb dieser. Der Erwerb der Zweitsprache ist bis zur Pubertät deutlich einfacher und mit geringerem Aufwand verbunden. Mit Beginn der Pubertät ist das Erlernen einer Zweitsprache mit hohem Aufwand und persönlicher Motivation verbunden (vgl. Esser 2006:61).

2.7.3 Sprache und schulische Leistung

Schulische Leistungen sind dicht an die sprachliche Fähigkeit gebunden. Ein Hauptaspekt ist, dass der Unterricht in der Sprache des jeweiligen Einwanderungslandes vorgebracht wird, und somit geringe sprachliche Fertigkeiten in der Unterrichtssprache, zu einer automatischen Reduktion der Aufnahmefähigkeit im Unterricht zur Folge hat.

Bei Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund sind nicht ausschließlich die sprachlichen Barrieren ein Aspekt der geringeren Lernchancen.

Kontextuelle Eigenschaften der Schule und Schulklassen sind wichtige Punkte im Zusammenspiel von schulischen Leistungserwartungen und den dazugehörigen Anforderungen. Eine hohe Konzentration in Schulen bzw. Schulklassen von Kindern und Jugendlichen mit geringen Sprachkenntnissen ist nicht zu befürworten und führt zu einem kollektiven Abwärtstrend der individuellen Leistungen (vgl. Esser 2006:70ff).

Esser formuliert dies im folgenden Zitat:

„Die zweifelsfrei belegbaren und deutlichen Einflüsse der familien- und migrationsbiographischen Umstände und die Bedeutung der ethnischen Konzentrationen in den Schulen und Schulklassen, auch in ihrer Interaktion, schließen selbstverständlich nicht aus, dass es noch weitere Faktoren bei der ethnischen Bildungsungleichheit gibt, wie allzu frühe Festlegung und dadurch erzeugte besondere Undurchlässigkeit, Effekte des Lehrerverhaltens oder (institutionelle) Diskriminierung in den Schulen.“ (Esser 2006:71-72)

Die oben im Zitat erwähnte frühe Festlegung, einen bestimmten Bildungsweg einzuschlagen, ist kontraproduktiv. Ein Kind soll sich im aktuellen österreichischen Bildungssystem mit ca. 11 Jahren entscheiden, ob es den Weg in die Hauptschule oder in das Gymnasium wählt. Da Schüler*innen mit Migrationshintergrund über teilweise geringere Sprachkenntnisse verfügen und aufgrund dessen den Weg in die Hauptschule wählen, führt dies wiederum zu einer, bereits erwähnten, Konzentration von migrantischen Kindern und Jugendlichen in einem bestimmten Schulzweig.

Schüler*innen haben einen enormen Einfluss auf die Leistungen ihrer Mitschüler*innen. Der sozioökonomische Status der Eltern hat eine hohe Wirksamkeit auf die schulische Leistungserbringung der eigenen Kinder und Jugendlichen. Befinden sich in einer Klasse Schüler*innen mit unterschiedlichem Leistungsniveau zeigt sich deutlich, dass vermeintlich schwächere Mitschüler*innen von den leistungsstarken Schüler*innen profitieren. Diese Reaktion verläuft asymmetrisch. Das führt zur Schlussfolgerung, dass eine höhere Anzahl von leistungsschwächeren Schüler*innen kaum einen Einfluss auf die Leistung der guten Mitschüler*innen haben. Die Gesamtschule wäre für die Inklusion und das Zugehörigkeitsgefühl von Kindern und Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund ein positives und wirksames Zeichen (vgl. Nimmervoll 2005:7).

2.7.4 Sprache und Arbeitsmarkt

Ein erfolgreicher Arbeitseinstieg und die damit verbundene positive Arbeitsmoral ist ein bedeutsamer Aspekt bei Integration von Migrant*innen. Die Einstufung der Arbeitstätigkeit geht meist mit einer davor erworbenen Bildung, einer beruflichen Erfahrung und einer betrieblichen Ausbildung einher.

Im Kontext der Migration ist ein wesentlicher Gesichtspunkt das Humankapital¹, welches im Herkunftsland erworben wurde und sich im Einwanderungsland nicht oder nur in geringem Maße verwerten lässt.

¹ Sind immaterielle Ressourcen von Personen, wie z.B. individuelle Fähigkeiten, Fachwissen, soziale Kompetenzen, Erfahrung, Motivation uvm.

Dies folgt zur Minderung der Einstellungschancen bei Arbeitgeber*innen. Die Befürchtung der Unternehmer*innen gegenüber den Arbeitnehmer*innen mit Migrationshintergrund sind, dass erhöhte Transaktionskosten aufgrund von sprachlichen Defiziten und daraus resultierende Abstimmungsprobleme innerhalb der Arbeitnehmer*innenschaft stattfinden (vgl. Esser 2006:82).

Bei arbeitssuchenden Personen mit Migrationshintergrund kommt es auch immer wieder zu einer persönlichen Abstufung der eigenen Fähigkeiten. Diese Zurückhaltung bei Bewerbungen für besser bezahlte Positionen innerhalb eines Unternehmens, trotz vorhandener Qualifikation, findet aufgrund von Unsicherheit, diese kann auf sprachliche Defizite zurückzuführen sein, gegenüber den Arbeitgeber*innen und der Einbettung in das bestehende homogene soziale Gefüge innerhalb einer ethnischen Community statt (vgl. Esser 2006:82).

Sprachfähigkeiten werden in die Bereiche Verstehen, Sprechen, Lesen und Schreiben eingeteilt. Die Mindestanforderung am Arbeitsmarkt bezieht sich auf die Fähigkeit des Verstehens. Möchte man einen Beruf ausüben, in dem die Kommunikation ein wesentlicher Bestandteil ist, kommt die Eignung des Sprechens hinzu. Bei der Kompetenz von Verstehen und Sprechen lässt sich auch eine Steigerung des Einkommens für den bzw. die Arbeitnehmer*in feststellen. Wenn auf die Basisanforderung des Verstehens einer Sprache die Faktoren Sprechen, Lesen und Schreiben hinzukommen, ist dies besonders ertragreich für die persönliche Wertschöpfung am Arbeitsmarkt (vgl. Esser 2006:85).

Weiters kann eine schlechtere Positionierung am Arbeitsmarkt aufgrund von Diskriminierung stattfinden. Dabei spielt der Akzent eine bedeutsame Rolle in der unmittelbaren Diskriminierung von migrantischen Arbeitnehmer*innen. Bedingte Herabsetzung von Migrant*innen geschieht über das Aussehen der Person. Wenn eine Person einer ethnischen Kulturgemeinschaft aufgrund von äußerlichen Merkmalen zuzuordnen ist, führt dies zu einer Herabsetzung auf teilweise basierender Unsicherheit von unternehmerischer Seite (vgl. Esser 2006:85-86).

Zu einer Folgeproblematik aufgrund von sprachlichen Defiziten ist die fehlende Nutzung von bestehenden Ressourcen von Migrant*innen. Abgeschlossene Bildungsgrade wirken sich bei sprachlichen Defiziten enorm auf das Einkommen aus: „[...] während bei schlechten Sprachkenntnissen auch eine höhere Bildung kaum etwas nutzt.“ (Esser 2006:89) Dieses Zitat zeigt die enorme Bedeutung von Sprache und Arbeitswelt. Das Humankapital und alle erworbenen Bildungsgrade können nur eingeschränkt zur Geltung kommen, wenn Arbeitgeber*innen Vorurteile aufgrund des Akzents bzw. sprachlicher Defizite haben.

Zwischen Akzent und sprachlichem Defizit gibt es bestehende Unterschiede. Da ein Akzent nicht zwangsläufig auch ein sprachliches Defizit beinhaltet, müssen hier diese Faktoren unterschiedlich betrachtet werden.

Im Kontext von Migration im heutigen, medialen und politischen Diskurs hat Akzent eine negative Wahrnehmung, vor allem bei Personen mit dem Hintergrund einer Fluchtmigration.

Kommt es in höheren Bildungsschichten in der Arbeitswelt zum Aufeinandertreffen unterschiedlicher Herkünfte und dadurch bestehender unterschiedlicher Akzente in der

Sprache, wird dies nicht bzw. kaum negativ ausgelegt. Es kann möglicherweise einen positiven Einfluss auf das Einkommen und die Stellung im Unternehmen haben. (vgl. Esser 2006:87).

2.8 Migration und Väterbilder

Toth Johannes

In der Gesellschaft erhalten Männer in ihrer Funktion als sorgende Väter eine immer bedeutsamere Rolle. Im Rahmen von gleichgestellter Familienpolitik hat der Mann eine wesentliche Funktion. Väter, welche sich in die aktive Familiengestaltung des Alltages und die Erziehung der Kinder einbringen, werden von der Allgemeinheit als aktive, sorgsame Personen wahrgenommen. Vor einigen Jahren wurde vom Staat der „Papamonat“ eingeführt, um aktiv Männer in die Erziehungsverantwortung zu bringen, damit diese die Möglichkeit haben, diesen neuen Lebensabschnitt positiv mit zu gestalten. Ebenfalls eine vor einigen Jahren vom Staat eingeführte Option, sich die Elternkarenz im Elternverbund aufzuteilen, wird von sorgenden Vätern immer häufiger in Anspruch genommen. Viele Männer erleben rückblickend diese Zeit als äußerst positiv und bereichernd in ihrem Beziehungsaufbau zu ihren Kindern.

Männliche Vereinbarkeitsprobleme zwischen Beruf und Familie sind jene Bereiche, die sich auch in der Gleichstellung der Geschlechter widerspiegeln.

Beim allgemeinen Diskurs von Väterbildern werden jedoch Väter mit Migrationshintergrund kaum thematisiert (vgl. Tunç 2007:33).

Bei Väterarbeit wird nach einer Studie von 2015 des UN-Väterberichts in drei Ebenen angesetzt (vgl. Tunç 2017:131):

- **Paarbezug:** Gleichstellung und Geschlechtergerechtigkeit verringern die geschlechterstereotype familiäre Arbeitsaufteilung. Dies führt zu einer stärkeren Einbindung von Vätern in die Erziehung und die Gestaltung von alltäglichen Arbeitsschritten im Familienverbund und bringt den Effekt mit sich, dass Mütter dadurch mehr Chancen, aufgrund von erworbener Zeitressource, am Arbeitsmarkt haben.
- **Kinderbezug:** Gewaltfreies und kindgerechtes Aufwachsen von Kindern ist ein bedeutsames Gut.
- **Selbstbezug:** Durch die höhere Einbindung von Vätern in die Erziehung der Kinder erlangt der Mann ein höheres Maß an individuellem Sinn und Erfüllung in dieser Rolle.

Aus diesen drei zusammengefassten Bezügen zur Entwicklung von Väterbildern entstand der Begriff der Caring Masculinities. Das heißt „fürsorgliche Männlichkeiten“ ist ein deutlich wachsendes internationales Väterbild der heutigen Zeit.

Es steigt die Anzahl an Männern, die sich aktiv an der Erziehung der Kinder beteiligen wollen. Tunç schlägt vor aus diesem Väterbild den Begriff der progressiven Männlichkeit herzustellen und beschreibt dies wie folgt:

„Der Begriff progressive Männlichkeit bezeichnet Deutungsmuster, auf die sich Männer bestimmter Milieus und in bestimmten Kontexten beziehen, um Lebensentwürfe zu gestalten, die mit möglichst wenig Macht über andere Menschen bzw. möglichst geringer Orientierung an hegemonialer Männlichkeit umsetzbar sind sowie geschlechterdemokratische Geschlechterverhältnisse anstreben.“ (Tunç 2017:133)

Der Diskurs über Väter mit Migrationshintergrund ist jener, der meist negativ behaftet ist. Oft wird diese Gruppe als machohaft, traditionell oder sehr konservativ wahrgenommen. Die Kernproblematik von Bezeichnungen am Beispiel von „Vätern mit Migrationshintergrund“ macht deutlich, dass diese zu einer homogenen Gruppe stilisiert, unterschiedslos und undifferenziert dargestellt werden. (vgl. Tunç. 2017:135)

Hier ist es wichtig, keine Verallgemeinerungen bzw. eine Herstellung von Stereotypen zu verstärken.

Väter aller ethnischer und kultureller Zugehörigkeiten haben eine soziale, kognitive und emotional durchwegs positive Verbindung zur Entwicklung ihrer Kinder. In allen Lebensphasen ihrer Kinder werden diese vom Vater meist positiv gefördert. Ob Väter mit oder ohne Migrationshintergrund, die Grundprämisse liegt bei einer mehrheitlich positiven Beeinflussung der Entwicklung des eigenen Kindes. (vgl. Tunç 2017:137).

In Bezug auf den interreligiösen Vergleich wurden Daten erhoben. Aufgrund der Auswertung fand eine Gliederung von vier Männertypen statt. Diese Untersuchung schlüsselt wie folgt auf:

- Traditioneller Männertyp
- Moderner Männertyp
- Pragmatischer Männertyp
- Suchender Männertyp

In dieser Untersuchung stellte sich heraus, dass alle vier oben erwähnten Männertypen sowohl bei muslimischen als auch christlichen Männern vorkommen.

Männer, die Aussagen getroffen haben, welche Frauen in deren persönlicher Haltung benachteiligen, lag bei Christen bei ca. 11 Prozent und bei Muslimen bei ca. 17 Prozent.

Das traditionelle Männerbild ist bei muslimischen Männern im direkten Vergleich zu christlichen Männern etwas öfters vertreten. Es zeigt sich jedoch ab der 2. Einwanderungsgeneration eine deutliche Senkung dieses Männertyps. Der moderne Männertyp erhält ab der 2. Migrationsgeneration einen starken Zuwachs. (vgl. Zuhlechner / Steinmair-Pösel 2014:263f)

Das Bildungsniveau ist ebenfalls ein Faktor von Sichtweisen auf das persönliche Väterverständnis. Kommt es bei Männern mit niedrigerem Bildungsabschluss zu einer häufigeren Verbreitung des konservativen Männer- und Väterbildes. Der Mann ist der Versorger und die Frau die Erzieherin der Kinder. Mit höherem Bildungsabschluss tendieren Männer zu egalitären Arrangements von Erziehung innerhalb des Familiensystems. (vgl. Zerle 2008:11)

3 Kritische Männlichkeitsforschung

Renate Sehorz, Margareta Zalud

„Wenn ich Tränen unterdrücken muss, weil man als Mann nicht weint,
wenn ich meine Angst verbergen muss und Schwäche keine zeig,
wenn ich große Dinge tun muss für Glanz und Eitelkeit,
wenn ich stark und unbesiegbar schein für die Welt rings um mich her,
wenn ich kämpfen soll und dabei meine Zärtlichkeit verlier,
wenn ich große Worte sagen muss für Stolz, statt Ehrlichkeit
und die raue Schale nicht zerbricht, nennt man es Männlichkeit,
wenn ich jedem Duell mich stellen muss, obwohl ich lieber flieh,
wenn ich bestrafen soll nur aus Prinzip und Mitleid mir fehlt,
wenn ich nicht verzeihen kann und poch nur auf Gerechtigkeit,
wenn ich groß bin und eigentlich doch so klein, nennt man es Männlichkeit.“
(Puhdys 1981)

Im Kapitel zur Dimension Männlichkeit fasst die Forschungsarbeit grundlegende und aktuelle Erkenntnisse der Männlichkeitsforschung zusammen. Ausgehend von "wahrer Männlichkeit", dem Versuch einer Definition und den tiefenpsychischen Dimensionen von Männlichkeit, über die Konstruktion von Männlichkeit mit Fokus auf Ethnizität und Orte der Zugehörigkeit bis hin zur Diversität von Männlichkeit und Aspekten des Alters wird ein Bogen gespannt.

3.1 Definition von Männlichkeit

Margareta Zalud

Männlichkeit lässt sich nicht einfach allgemein und einheitlich definieren, da Männlichkeit kulturellen Standards und Modellen folgt, die zu bestimmten Zeiten und Orten unterschiedlich stark divergieren. Connell (2015) zeigt auf, dass die moderne Auffassung der Männlichkeit von einem männlichen Habitus abgeleitet wird, dem bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden. Als männlich wird demnach ein führungsstarkes, aggressives oder risikofreudiges Verhalten beschrieben. Im Gegensatz dazu definiert man ein unmännliches Verhalten als friedliebend, hilfsbereit oder auch unsportlich und setzt es mit Weiblichkeit in Verbindung. Männlichkeit, unserer westlichen Gesellschaft entsprechend, kann sich nur dann entwickeln, wenn Männern den Frauen gegenüber grundsätzlich konträre Charaktereigenschaften zugesprochen werden. Bis zum 18. Jahrhundert gab es diese Polarisierung der Charaktereigenschaften in dieser Form noch nicht, da zu dieser Zeit Frauen per se geringer und unvollständiger als Männer eingestuft wurden. Die Annahme, dass sich Männer und Frauen in ihren Charakteren unterscheiden, entstand erst im gesellschaftlichen Leben des 19. Jahrhunderts. Somit könne man Männlichkeit als Ergebnis einer kulturellen Konstruktion von Geschlecht definieren (vgl. Connell 2015:119-120).

3.2 Männlicher Körper - wahre Männlichkeit

Margareta Zalud

Zudem legt Connell (2015) dar, dass in der Gesellschaft überwiegend die Meinung herrscht, wahre Männlichkeit komme vorwiegend über den männlichen Körper zum Ausdruck. Sie scheint einem männlichen Körper immanent zu sein. Daraus wird wiederum abgeleitet, dass der männliche Körper Handlungen bewirkt und Männer daher beispielsweise von Natur aus gewaltbereiter und streitbarer als Frauen sind. Der männliche Körper kann somit auch Handlungen begrenzen. In der Folge können sich Männer naturgegeben nicht so gut um Kinder sorgen wie Frauen und keine Gefühle zeigen. Vor allem in den Massenmedien wird der männliche Körper als Ausdruck echter und erstrebenswerter Männlichkeit stark in den Vordergrund gestellt. In den 70er Jahren des vorigen Jahrtausends wurde die Theorie, der männliche Körper bringe die natürliche Männlichkeit hervor, wiederbelebt. Gemeinsam mit den Genen, so die Theorie, ererben Männer mithin eine Anlage zu Machtstreben, Wettbewerb, Gewaltbereitschaft usw. (vgl. Connell 2015:95-97). In den 1980er Jahren konnten Studien in Amerika den Beweis erbringen, dass sich bei neugeborenen Mädchen und Jungen keine wesentlichen Hinweise auf Unterschiede in deren Veranlagung befinden und Geschlechterdifferenzen erst durch das soziale Umfeld hervorgebracht werden. Hormonale und körperliche Dispositionen in ihrer Unterschiedlichkeit werden somit sozial konstituiert (vgl. Böhnisch 2013:24).

3.3 Erziehung des Jungen zur Gesellschaftstüchtigkeit

Renate Sehorz

Anhand der tiefenpsychischen Dimensionen männlicher Sozialisation in der frühen Kindheit erklärt Böhnisch (2018) spätere Bewältigungskompetenzen und -modi von Jungen.

Die männliche Sozialisation in der westlichen Welt ist bestimmt durch die Suche des Jungen nach Geschlechtsidentität. Das geschieht durch das Bindungs- und Ablösungsverhältnis zur Mutter sowie durch den damit konkurrierenden Wunsch nach einer männlichen Bezugsperson, einem Spiegelbild. Eine Diskrepanz lässt sich festmachen, wenn die physische oder mentale Abwesenheit des Vaters eine ganzheitliche Alltagsidentifikation mit ebendiesem verhindert. Das bedeutet, dass dem Jungen die Schwächen des Vaters unsichtbar bleiben und gemeinsam mit dem öffentlich medial transportierten Bild des starken Mannes nie erfahrbar werden. Das führt bei den Jungen zur „Idolisierung“ des Starken und Ablehnung des empathisch, emotional „Schwachen“. (vgl. Böhnisch 2018:87) Männlichkeit wird zusätzlich von der präsenten Mutter gefördert, indem sie ihren Sohn zur späteren Geschäftstüchtigkeit erzieht und in der Absicht der männlichen Geschlechtsidentifikation des Sohnes, nach Außen gerichtete Verhaltensweisen duldet und verstärkt. Somit ist der Junge gezwungen, diesem männlichen Idealverhalten, den Geschlechtsstereotypen zu entsprechen, und hat wenig Gelegenheit, sich ein Mannsein mit Stärken und Schwächen anzueignen. (vgl. ebd.:88)

Die ersten Lebensjahre, weiter im Kindergarten und in der Volksschule leben Jungen in weiblich dominierten Räumen und eignen sich so, auch unbewusst, weibliche Eigenschaften und Kompetenzbereiche an. Diese weiblichen Anteile muss der Junge auf der späteren Identitätssuche nach seiner Männlichkeit bekämpfen und unterdrücken.

Familiäre und gesellschaftliche Erfahrungen tragen gleichsam zur Entwicklung des Geschlechtsrollenverhaltens bei. Gesellschaftliches Verständnis verlangt noch immer, dass das Männliche als dominant und durchsetzungsstark inszeniert wird. Somit ist es nur verständlich, dass Mütter ihre Söhne zu konkurrenzfähigen und gesellschaftstüchtigen Männern erziehen wollen. Diese einseitige Erziehung der Jungen beeinflusst in hohem Maße die Bewältigungskompetenzen und -modi in kritischen Alltagssituationen. Jungen lernen nicht, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen. Sie eignen sich keine kommunikativen und kooperativen Bewältigungsmuster an, solange die Gesellschaft das männliche Dominanzmuster stützt. (vgl. Böhnisch 2018:88ff)

3.4 Konstruktion und Krise

Margareta Zalud

Entwicklungen der Männer- und Männlichkeitsforschung gehen geschichtlich auf die Frauenforschungen und Gender Studies zurück und knüpfen an die Zeit der zweiten Frauenbewegung an. Simone de Beauvoir (1951) stellte bereits mit ihrer Definition der Frau in der westlichen Gesellschaft erste Ansätze zur Konstruktion eines „Sozialen Geschlechts“ an. Der berühmte Satz von Simone de Beauvoir Ende der 1940er Jahre, „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“ (de Beauvoir 2000:334), verweist auf die soziale Konstruktion von Geschlecht. Die Unterscheidung von biologischem Geschlecht (sex) und sozialem Geschlecht (gender) mache es möglich, soziale Prozesse und Interaktionen, die Männlichkeit und Weiblichkeit konstruieren, zu analysieren und Gender darzustellen und sichtbar zu machen (vgl. Gildemeister 2008). Candace West und Don H. Zimmermann (1987) versuchten mit ihrem Konzept „doing gender“ Prozesse der Geschlechterkonstruktion aufzuzeigen. Meuser (2008) unterstreicht dieses Konzept mit dem Begriff „doing masculinity“, in dem er die Vorgehensweisen beschreibt, die für das Konstrukt und das Bild von Männlichkeit maßgebend sind. Dabei konstruiere sich Männlichkeit, indem sie sich von Weiblichkeit abgrenze. Meuser zeigt mit „doing masculinity“ auf, dass Burschen bzw. Männer unter sich ihre Männlichkeit in Form von körperlichen und verbalen Duellen, gewagten Vorhaben und Wettkämpfen demonstrieren müssen. In diesen Demonstrationen der Männlichkeit können sich auch Formen der Gewalt, des leichtsinnigen Umganges in Bezug auf Gesundheit und das Negieren von Emotionen und Empathie zeigen.

„Die jungen Männer sind einerseits ständig gefordert, ihre Männlichkeit unter Beweis zu stellen – insofern ist ihre Männlichkeit fragil -, sie wissen aber andererseits und werden darin durch die Gruppe bestärkt, was sie tun müssen um sich als Mann zu beweisen – insofern gibt es eine habituelle Sicherheit. Es sind die ernstesten Spiele des Wettbewerbs, in denen Männlichkeit sich formt, und die homosoziale Gemeinschaft sorgt dafür, dass die Spielregeln in das inkorporierte Geschlechtsgewissen der männlichen Akteure eingehen.“ (Meuser 2008:38)

3.5 Homosoziale Gemeinschaften als Orte männlicher Selbstvergewisserung

Renate Sehorz

Oftmals geschlechterhomogene Orte der Begegnung, wie z.B. Fuß- und Handballplatz machen es in vorliegender Arbeit notwendig und relevant, die Dimensionen des Phänomens der homosozialen Gemeinschaften darzustellen.

Meuser (2010) zufolge hat Lipman-Blumen bereits 1976 den Begriff der Homosozialität in die Geschlechterforschung eingeführt und versteht darunter „the seeking, enjoyment, and/or preference for the company of the same sex“ (Lipman-Blumen 1976:16). Homosozialität sei eine traditionell stärker von Männern als von Frauen praktizierte Beziehungs- und Gesellungsform und habe eine physische und symbolische Dimension. Männliche Homosozialität bedeutet folglich den Ausdruck männlicher Dominanz und unterstützt gleichzeitig die Reproduktion der Dominanz durch den Ausschluss von Frauen von wichtigen Teilen der sozialen Welt. Durch die räumliche Separierung bzw. Verwehrung des Zutritts werden der Zusammenhalt unter den Männern gestärkt und deutliche Grenzen zum weiblichen Geschlecht gezogen (vgl. Lipman-Blumen, 1976:15ff).

Innerhalb homosozialer Gemeinschaften seien die „ernsten Spiele des Wettbewerbs“ (Bourdieu 1997:203 zit. in Meuser 2001:5) konstitutiv für die Herausbildung des männlichen Habitus. Hierbei fungieren Frauen als schmeichelnde Spiegel, den Männern das vergrößerte Bild ihrer Selbst zurückwerfend. Frevert (1991) ortet bereits in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts ebendiese Spiele in Form der Duelle, die sowohl Frauen als auch Männer niederen sozialen Standes ausschlossen. Die Klassenzugehörigkeit hat über die Akzeptanz als Rivale entschieden. Als fundamentales Prinzip der Konstitutionen von Männlichkeit gilt daher die doppelte Abgrenzung als Dominanzverhältnis gegenüber Frauen und anderen Männern (vgl. Bourdieu 1997:215 zit. in Meuser 2001:6).

Neben dieser physischen Dimension ist die symbolische Dimension bedeutsamer. Der ausschließliche Austausch mit Geschlechtsgenossen ermöglicht es, sich sowohl hinsichtlich politischer und moralischer Einstellungen als auch in der Wertebildung aneinander zu orientieren. Homosozialität wird an lebensweltlichen Orten wirksam, wo Männer die Folgerichtigkeit ihrer eigenen Weltsicht und ihres Gesellschaftsverständnisses überprüfen können. In einem sozialen Raum ohne Frauen ist es möglich, den eigenen Launen und Bedürfnissen zu folgen und ohne Selbstzensur das zu tun, wozu „Mann“ Lust hat. Es ist jene Kommunikation erlaubt, die außerhalb der Räume verboten und unangemessen wäre. Es sind dies Räume, in welchen sich Männer ihrer Männlichkeit bewusst und sicher sind, während in der Konfrontation mit Frauen sich Unsicherheit unter ebendiesen breitmacht ob der Akzeptanz ihrer Männlichkeit (vgl. Meuser 2010:230ff).

Die homosoziale Gruppe vermittelt ihren Mitgliedern eine habituelle Sicherheit und lässt sie z.B. lärmend und unangenehm auftreten. Ein alternatives Verhalten während des

gemeinsamen Auftretens führt dazu, als Außenseiter zu gelten. Somit hat das gemeinsame Agieren eine Stärkung der Gruppenkohäsion zur Folge (vgl. ebd. 232f).

Männlichkeit ist nach Meuser (2010) oft keine dokumentierte Notwendigkeit, einer vergleichbaren Gruppe anzugehören. Es herrscht vielmehr ein Selbstverständnis in homo-sozialen Männergruppen, dass sich die Geschlechtshomogenität zufällig ergibt. Es wird ausgeblendet, dass sich die Gruppe aufgrund von Geschlechtszugehörigkeit gebildet habe. Der jeweilige Kontext, die Sportart oder das gemeinsame Interesse werden als Argument für das Zusammensein in den Fokus gerückt. Aus Sicht der jeweiligen Mitglieder ist die Homosozialität ein sich zufällig ergebendes Produkt, das das Bedürfnis nach Interaktion und Nähe mit Geschlechtsgenossen realisiert. (vgl. Meuser 2010:312)

Gruppendiskussionen von Studenten haben sichtbar gemacht, dass in Institutionen der Bildung und Öffentlichkeit zusehends mehr Frauen partizipieren, sodass die homo-sozialen Räume enger werden und eine Kooperation und Konkurrenz mit jungen Frauen die tradierten Männlichkeitskonstruktionen bedrohen. Umso mehr suchen Männer in homo-sozialen Räumen abseits öffentlicher Einrichtungen und Arbeitsplätze Sicherheit und fordern wechselseitig hegemoniale Orientierung ein. Dies geschieht besonders dann, wenn der Alltag ihrem Hegemonieanspruch nicht gerecht wird. Deutlich wird dies in den Männlichkeitsritualen innerhalb adoleszenter Peer-Groups und oft in der Kommunikation – unabhängig vom Lebensalter –, wo wechselseitig hegemoniale Haltung eingefordert wird. Homosoziale Gemeinschaften helfen somit, tradierte Bilder hegemonialer Männlichkeit aufrechtzuerhalten. (vgl. Meuser 2001:18ff)

Die kompetitive Dimension, wie bereits weiter oben erwähnt, kennzeichnet neben der doppelten Distinktions- und Dominanzstruktur die hegemoniale Männlichkeit im Kontext homo-sozialer Gemeinschaften. Die „ernsten Spiele“ des Wettbewerbs rund um Macht, Einfluss und Geld, sowie ausgetragen in Form von Wortgefechten oder körperlichen Aushandlungen, identifiziert Meuser (2001) in Sport, Wirtschaft, beim Militär oder in der Politik. Er bezeichnet diese als

„kompetitiv strukturierte soziale Orte, in denen zum einen der – heute allerdings nicht mehr bruchlos gelingende – Ausschluss von Frauen praktiziert wird, in denen zum anderen Hierarchien von Männlichkeit hergestellt werden. Darin ist eine fundamentale Milieu-, Generations- und möglicherweise auch ethnische Grenzen transzendierende strukturelle Homologie homo-sozialer Männergemeinschaften zu sehen.“ (Meuser 2001:16)

Die homo-soziale Männergemeinschaft wird als Ort erfahren, der habituelle Sicherheit bietet und Solidarität ermöglicht. Der darin eingebettete Wettbewerb dient trotz einer Vielzahl an Zwängen als Quelle lustvoller Erfahrungen.

Der Versuch, neue Männergemeinschaften aufzubauen, getrennt von Wettbewerb und traditionellen Männlichkeitsmustern, hat noch keine andere Struktur hervorgebracht, die habituelle Sicherheit bietet. Trotz Transformation der Geschlechterordnung ist die homo-soziale Gemeinschaft für die Konstitution und Reproduktion von Männlichkeit von zentraler Bedeutung (vgl. Meuser 2001:26f).

3.6 Selbstpositionierung und Männlichkeitskonstruktion im Jugendalter

Renate Sehorz

Stereotype männliche Bewältigungsmuster deutet Huxel (2014) mit Fokus auf Ethnizität und Männlichkeit in ihrer Jugendstudie wie folgt: Im Gegensatz zu den Dimensionen Männlichkeit und Ethnizität sei die Jugend an eine bestimmte Altersgruppe geknüpft und daher ein vorübergehender Bedeutungsrahmen, der im Zuge einer „Normalbiografie“ von jedem Menschen durchlaufen werde. Jugend verlaufe inhomogen, sei abhängig von den individuellen Lebensbedingungen Einzelner, von den jeweiligen gesellschaftlichen und sozialen Bedingungen sowie Normvorstellungen und Diskursen. Die jeweilige Ausgestaltung von Jugend sei eng mit den traditionellen und kulturellen Werten und Vorstellungen verknüpft, jedoch determiniere die ethnische und kulturelle Herkunft nicht die Gestaltung und das Erleben von Jugend. Subkulturelle Identifikationen und soziale Lagen konstruieren und modellieren die Lebensphase Jugend. (vgl. Huxel 2014:79ff)

Deckungsgleich kann die Ausgestaltung von Männlichkeit junger Migranten erklärt werden. Um das Dilemma migrantischer Jugendlicher zu verstehen, ist etwa laut „Turkish rural discourse“ nach Ewing (2008) die „echte türkische Männlichkeit“ durch althergebrachte ländliche Werte gekennzeichnet und unterscheidet sich daher grundlegend von den Männlichkeitsvorstellungen in Deutschland (vgl. Ewing 2008:94f zit. in Scheibelhofer 2018:17). Ältere Migranten fühlen sich abgebildet. Junge türkische Männer nutzen den Diskurs, um sich von „typischen Türken“ abzugrenzen, indem sie diese als rückständig und problematisch darstellten und dazu beitragen, sich selbst zu positionieren.

Der Erforschung von Selbstpositionierung junger männlicher Migranten hat sich Katrin Huxel (2014) in „Männlichkeit, Ethnizität und Jugend“ gewidmet. Sie geht der Frage nach, wie sich Zugehörigkeiten im Kontext von Geschlecht, Ethnizität und Jugend präsentieren. Huxel beschreibt, dass das Geschlecht als implizit gegeben wenig relevant sei und die Dimension der Ethnizität eine höhere Bedeutung einnehme. Huxel schreibt:

„Obwohl Ethnizität von den Jungen in verschiedenen sozialen und biografischen Kontexten als nicht essentielle und potenziell wandelbare Dimension präsentiert wird, erweist sie sich doch als beharrlich und wirkmächtig und zwar sowohl als Selbst- als auch als Fremdschreibung“ (Huxel 2014:262 zit. in Scheibelhofer 2018:17).

Männliche Jugendliche, welchen die Zugehörigkeit zur Mehrheitsgesellschaft aberkannt wird, bilden dieses Nicht-Dazugehören in ethnisierten Präsentationen von Zugehörigkeit ab (vgl. Scheibelhofer 2018:17). Gleiche Marginalisierungserfahrungen führen zum Zusammenschluss von jungen Migranten in Cliques. Die Ansiedlung am unteren Ende der Gesellschaft und die Konstituierung der Gruppe auf Grund eines Mangels machen den eigenen Körper der Jungen zur mächtigsten Ressource. Dieser wird zur Erweiterung des Handlungsspielraums und zur Selbstpositionierung als Mann genutzt. Das bedeutet, dass Männlichkeitskonstruktionen weniger durch kulturelle Prägungen aus einer imaginierten Vergangenheit entstehen als in der Auseinandersetzung mit konkreten sozialen Verhältnissen (vgl. ebd.:18f). Das Muster jugendpubertärer und sozialer Hilflosigkeit und

die Abspaltung in überhöhte Maskulinität lassen sich auch bei autochthonen Jungen sozial benachteiligter Gruppen erkennen. Daher ist davon auszugehen, dass der Faktor soziale Benachteiligung die Maskulinität als Bewältigungsmuster determiniere. Zusätzlich erkennt Böhnisch (2013), dass überhöhte Maskulinität bei Jungen der dritten Generation deutlicher ausgeprägt sei als bei ihren Vätern. Aufgrund sozialer Benachteiligung beziehen sie sich auf ihre Kultur und den Islam, um sich von der Mehrheitsgesellschaft und den Gleichaltrigen abzuheben, ausgedrückt in aufreizender Maskulinität (vgl. Böhnisch 2013: 146f).

Böhnisch (2013) zufolge, ist die Sozialisation von Jungen mit Migrationshintergrund eng mit dem Begriff der Ehre verknüpft. Die öffentlich demonstrierte Maskulinität von türkischen Jungen deutet Böhnisch im Kontext der Ehre als Ausdruck von Zugehörigkeit, Abgrenzung und Ausschließung. In der Herkunftsgesellschaft sei die Ehre der Garant für soziale und sexuelle Ordnung und Rollenteilung.

„Die Verteidigung der eigenen wie auch der Familienehre erfordere die ständige Bereitschaft des Mannes, Provokationen, die an ihn und seinen Haushalt herangetragen werden, phallisch aggressiv zu beantworten. Wieder geht es darum, die Grenzen der Integrität und damit den Schutz der Person zu behaupten.“ (Tertilt 1996:197 zit. in Böhnisch 2013:145)

Dies erklärt die maskuline Aggressivität junger Migranten, sobald sie das Gefühl haben, die Kontrolle über ihre Grenzen und Ehre verloren zu haben. Der Ehrverlust bedeutet den Ausschluss aus der Männerwelt (vgl. Böhnisch 2013:146).

Dieser Fokus auf die männliche Ehre ist besonders bei migrantischen Jugendlichen zweiter und dritter Generation zu beobachten, die in anderen Lebensbereichen als vollständig integriert gelten. Böhnisch erklärt dies mit der Ermöglichung für Jugendliche mit Migrationshintergrund, bei gleichzeitig bedrohlicher Psychodynamik des Mannwerdens und sozialer Entwertung durch die Mehrheitsgesellschaft, handlungsfähig, für ebendiese unerreichbar zu bleiben und sich abzuheben (vgl. ebd.:146). Somit identifiziert Böhnisch in der „Gewalt der Ehre“ ein Medium der Bewältigung. Er beschreibt sie als „Suche nach Selbstwert und Anerkennung in sozial benachteiligten Lebensumständen“ (Böhnisch 2013:149).

Männlichkeitskonstruktionen, gebildet und definiert aus der ethnozentrischen Sicht der Mehrheitsgesellschaft, tragen zur Abwertung divergierender Männlichkeitskonstrukte bei. Darauf folgt eine soziale Diskriminierung, legitimiert besonders über die Abgrenzung zu stereotypen Geschlechterbildern, wie die archaische Figur des Mannes oder den Macho (vgl. ebd.:147).

3.7 Diversität von Männlichkeit

Margareta Zalud

Dieses Kapitel expliziert Connells (1999) Theorie über die hegemoniale Männlichkeit und legt dabei den Fokus auf die verschiedenen Männlichkeitsformen. Das Konzept der

hegemonialen Männlichkeit erklärt eine gesellschaftliche Vorgehensweise, die die soziale, männliche Vorherrschaft Frauen gegenüber garantieren soll, aber auch die Dominanz innerhalb des männlichen Geschlechts sichergestellt. Connell (1999) geht von der Annahme aus, dass „jede Gesellschaft ein hegemoniales Männlichkeitsmuster ausbildet, dem Weiblichkeit und alle anderen Formen von Männlichkeit untergeordnet sind.“ (Scholz 2004:36) „Hegemonic masculinity' is always constructed in relation to various subordinated masculinities as well as in relation to woman. The interplay between different forms of masculinity is an important part of how a patriarchal social order works.“ (Connell 1987:183)

Die Erkenntnis über unterschiedliche Männlichkeitsformen ist aufschlussreich, da Geschlechterbeziehungen innerhalb dieser Formen ebenso beachtet werden wie Einflüsse sozialer und ethnischer Herkunft auf das Geschlecht. Formen der Männlichkeit, die heute in der westlichen Geschlechterwelt herrschen, sind einer ständigen Veränderung unterworfen (vgl. Connell 2015:130).

3.8 Hegemoniale Männlichkeit

Margareta Zalud

Mit dem Begriff der hegemonialen Männlichkeit wird eine Form der Männlichkeit beschrieben, die sich im Gegensatz zu anderen Formen als die vorherrschende und überlegene definiert. Das Konzept „bezieht sich auf die gesellschaftliche Dynamik, mit welcher eine Gruppe eine Führungsposition im gesellschaftlichen Leben einnimmt und aufrechterhält.“ (Connell 2015:130) Connell definiert hegemoniale Männlichkeit „als jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis [...], welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll).“ (Connell 2015:130) Demnach legitimiere sich hegemoniale Männlichkeit durch gesellschaftliche Akzeptanz und kann durch Infragestellung oder Nichtanerkennung verändert werden. Zudem sind jene, die diese Form repräsentieren, nicht zwangsläufig einflussreiche oder mit Macht ausgestattete Männer. Hegemonie komme dann zustande, „wenn es zwischen dem kulturellen Ideal und der institutionellen Macht eine Entsprechung gibt, sei sie kollektiv oder individuell.“ (Connell 2015:131) Daher stellen Führungshierarchien vor allem beim Militär, in der Politik und in der Wirtschaft eine „überzeugende korporative Inszenierung von Männlichkeit zur Schau, die von feministischen Angriffen und sich verweigernden Männern immer noch ziemlich unberührt scheint.“ (Connell 2015:131) Mit Hegemonie könne auch direkte Gewalt einhergehen, um Vormachtstellungen abzusichern. Vorwiegend sei hegemoniale Männlichkeit jedoch ein oftmals akzeptierter und unhinterfragter Autoritätsanspruch (vgl. Connell 2015:131). In Relation zu dieser Dominanz stellt Connell konträre Formen der hegemonialen Männlichkeit, die er als komplizenhafte, untergeordnete, marginalisierte und protestierende Männlichkeit definiert. Diese werden in den folgenden Kapiteln näher ausgeführt.

3.9 Komplizenhafte Männlichkeit

Margareta Zalud

Diese Form von Männlichkeit orientiert sich an der hegemonialen Männlichkeit, kommt aber an deren Ansprüche in der praktischen Umsetzung nicht heran. Obwohl der Anteil der Männer, die den Typus der hegemonialen Männlichkeit kompromisslos praktizieren, ein relativ geringer ist, nutzt eine breite Mehrheit der Männer in einer komplizenhaften Art und Weise die Vorteile dieser patriarchalen Vorherrschaft für ihre Zwecke. Man spricht von Nutznießern, die „zwar die patriarchale Dividende bekommen, sich aber nicht den Spannungen und Risiken an der vordersten Frontlinie des Patriarchats aussetzen.“ (Connell 2015:133) Im familialen Kontext wird in der Regel ein Dominanz- und Unterdrückungsverhalten weitgehend eingeschränkt und kompromisshaft gelebt. Connell erscheint die Auseinandersetzung mit der komplizenhaften Form der Männlichkeit aufgrund der breiten Teilhabe an der patriarchalischen Dividende wesentlich, da „Geschlechterpolitik“ auch immer „Massenpolitik“ ist (Connell 2015:133).

3.10 Untergeordnete Männlichkeit

Margareta Zalud

Connell (2015) beschreibt mit der Form der untergeordneten Männlichkeit einen Gegenpol zur hegemonialen Männlichkeit. Geschlechterbeziehungen zwischen Männern und Frauen können ebenso von Dominanz und Unterordnung geprägt sein wie jene unter Männern. Dabei zeigt Connell auf, dass Heterosexualität für eine Vormachtstellung des Mannes maßgeblich ist, während Homosexualität oftmals mit einer untergeordneten Stellung einhergeht (vgl. Connell 2015:131). Ausgrenzungen auf kultureller und politischer, religiöser und wirtschaftlicher Ebene ebenso wie Diskriminierung mitunter in öffentlichen Räumen, aber auch die Ablehnung als Person selbst machen eine untergeordnete und mitunter unterdrückte Stellung deutlich. Männer, sowohl homo- als auch heterosexuelle, deren Habitus nicht dem derzeitigen hegemonialen Männlichkeitsbild entspricht, werden mithin in eine untergeordnete Männlichkeit „gedrückt“, da sie in einer „symbolischen Nähe zum Weiblichen“ stehen (Connell 2015:132).

3.11 Marginalisierte Männlichkeit

Margareta Zalud

Connell (2015) verwendet den Begriff ‚Marginalisierung‘, um die Beziehungen zwischen Männlichkeiten dominanter und untergeordneter Klassen oder ethnischer Gruppen zu beschreiben.“ (2015:134) In der Verschränkung mit ethnischer und sozialer Zugehörigkeit entstehen weitere Dynamiken. Marginalisierte Männlichkeit geht beispielsweise mit einer dunklen Hautfarbe einher, mit Arbeitslosigkeit oder mit der Zugehörigkeit zu einer unterprivilegierten Gruppe. „Marginalisierung entsteht immer relativ zur Ermächtigung

hegemonialer Männlichkeit der dominanten Gruppe.“ (Connell 2015:134) Im Kapitel „fremdgemachte Männlichkeit“ wird marginalisierte Männlichkeit in der Verschränkung mit ethnischer Herkunft näher erläutert.

3.12 Protestierende Männlichkeit

Margareta Zalud

Alfred Adler, Arzt und Psychotherapeut, analysierte bereits Anfang der 1920er Jahre, dass Kinder durch die Überlegenheit der Erwachsenen in eine untergeordnete Stellung gedrängt werden und diese mit Weiblichkeit verbunden wird. Das Streben nach Männlichkeit aus einem Gefühl der Angst und Hilflosigkeit nannte Adler den „männlichen Protest“. Dieser zeige sich in einer übermäßigen aggressiven Demonstration von Männlichkeit und Erfolgsstreben (vgl. Connell 2015:61-62). Connell (2015) betont, dass diese Verhaltensweisen in unserer heutigen Gesellschaft mit einem männlichen Habitus assoziiert werden. Protestierende Männlichkeit werde vor allem von Vertretern benachteiligter Gruppen praktiziert, deren Ursprung in ihren Erfahrungen der Unterlegenheit und Handlungsunfähigkeit liegt (vgl. Connell 2015:170). Diesbezüglich zeigt Dörre (2007:297) auf, dass „eine prekäre oder nicht qualifikationsgerechte Erwerbsarbeit [...] gleichbedeutend mit dem Verlust von Männlichkeit“ ist. De Jong (1986) verweist bei Arbeitsmigranten auf ihre „Widerstandshypothese“ in Bezug auf das Nicht-Erlernen der Sprache im Aufnahmeland, das sie als Protest und als eine „Kultur des beredten Schweigens“ interpretiert. (De Jong 1986:55 zit. in Dietzel-Papakyriakou 1993:107)

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass unterschiedliche Formen der Männlichkeit die Möglichkeit geben, Männlichkeitsentwürfe zu analysieren und Dynamiken sichtbar zu machen. Diese sind zeitlich flexibel und Veränderungen unterworfen.

3.13 Der männliche Habitus

Margareta Zalud

Auch Bourdieu geht im Grunde von einer patriarchal aufgebauten Gesellschaft aus. „Mann zu sein heißt, von vorneherein in eine Position eingesetzt zu sein, die Befugnisse und Privilegien impliziert, aber auch Pflichten, und alle Verpflichtungen, die die Männlichkeit als Adel mit sich bringt.“ (Bourdieu 1997:188) Dies nimmt Bezug auf das Verhältnis, das Männer den Frauen gegenüber in der Gesellschaft einnehmen. Dabei bezieht Bourdieu (1997) sein von ihm konzipiertes „Habituskonzept“ mit ein, da im Habitus die Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht und deren Lebensstil, Werte und Normen eingelassen sind und dies in der Körperhaltung, in der Mimik und in der Gestik sichtbar wird. „Was der Leib gelernt hat, das besitzt man nicht wie ein wiederbetrachtbares Wissen, sondern das ist man.“ (Bourdieu 1987:135) Bourdieu unterstreicht diese Aussage:

„Das derart Einverleibte findet sich jenseits des Bewusstseinsprozesses angesiedelt, also geschützt vor absichtlichen und überlegten Transformationen, geschützt selbst noch davor, explizit gemacht zu werden: Nichts erscheint unaussprechlicher, unkommunizierbarer, unersetzlicher, unnachahmlicher und dadurch kostbarer als die einverleibten, zu Körper gemachten Werte [...]“ (Bourdieu 1976:200)

Im diesem unhinterfragten Hinnehmen sieht Bourdieu (2005:8) eine „symbolische Gewalt“, die Betroffene kaum als solche wahrnehmen und die im Grunde „über die rein symbolischen Wege der Kommunikation und des Erkennens, oder genauer des Verkennens, des Anerkennens oder, äußerstenfalls, des Gefühls ausgeübt wird.“ (Bourdieu 2005:8) Bezogen auf Geschlechterbilder macht dies deutlich, warum Herrschaftsverhältnisse, Privilegien, Rechte und Ungerechtigkeiten sich derart resistent erweisen (vgl. Bourdieu 2005:7). Bourdieu erörtert zudem, dass männliche Herrschaft kein starres Konstrukt darstellt, sondern vor allem von Familie, Schule, Staat und Kirche kontinuierlich reproduziert wird (vgl. Bourdieu 2005:65).

Brandes (2004:5) fasst Männlichkeit in drei Dimensionen zusammen. Die körpernahe Dimension des männlichen Habitus bezieht sich auf Körperhaltung, Interessen und Präferenzen. Männlichkeit entspricht der „Verleiblichung“ (Brandes 2004:5) sozialer Praxis in Bezug auf geschlechtsbezogene Arbeitsteilung und ist den Individuen nur eingeschränkt bewusst. Die Dimension der männlichen Geschlechtsidentität beleuchtet das Selbstbild eines Mannes und es geht „hierüber hinaus immer um die kognitive und gefühlsmäßige Widerspiegelung der Zugehörigkeit zu sozialen Gruppierungen und deren spezifische kollektive Deutung von ‚Männlichkeit‘.“ (Brandes 2004:5) Davon leitet er die Dimension bewusster Einstellungen und Urteile in Bezug auf Fragen des Geschlechterverhältnisses ab, die „unmittelbar abfragbar [sind] und [...] sich immer auf mehr oder minder konkrete Fragen des Zusammenlebens der Geschlechter [beziehen].“ Laut Brandes sind Einstellungen leichter zu verändern als eine Geschlechtsidentität (vgl. Brandes 2004:5).

3.14 Fremd-gemachte Männlichkeit

Margareta Zalud

Männlichkeit und Migration werden in der Gesellschaft wiederholt mit negativer Berichterstattung in Verbindung gebracht. Somit entstehen Bilder, die Polarisierung und Differenzen hervorheben. Kritische Studien über Männlichkeit und Migration zeigen auf, dass in den Forschungen der soziale Bezugsrahmen, in dem migrantische Männlichkeit sozial konstruiert wird, Berücksichtigung finden muss (vgl. Scheibelhofer 2018:12-13). Böhnisch (2013) hebt hervor, dass jugendliche und erwachsene Migranten selbst ihre Männlichkeit nicht unmittelbar mit ethnischer Herkunft in Verbindung bringen. Daher darf nicht von vornherein angenommen werden, dass ein ursächlicher Zusammenhang zwischen ethnischer Herkunft und sozialer Konstruktion von Männlichkeit besteht (vgl. Böhnisch 2013:300). Kathrin Huxel (2008) belegte in einer qualitativen Studie mit türkischstämmigen Männern, dass sich diese, so wie autochthone Männer, in erster Linie ihres Mannseins bewusst sind. Der ethnische Aspekt ist grundsätzlich ein hintergründiger.

„Sichtbar, und damit ansprechbar, wird Männlichkeit erst durch den Bruch, den sie durch die Ethnisierung erfährt. [...] Mit der Ethnisierung verliert Männlichkeit also ihre ‚Normalität‘, die Migranten entsprechen hier nicht der gesellschaftlichen Normerwartung – aufgrund der Ethnisierung des Geschlechts. Sie werden in den Augen der Mehrheitsgesellschaft zu ‚fremden‘, zu ‚anderen‘ Männern.“ (Huxel 2008:75)

Die individuelle Aneignung der Ethnisierung sei wirkmächtig in Zusammenhang mit sozialen Verhältnissen. Insbesondere marginalisierte männliche Migranten setzten diese, ihnen zugeschriebene Männlichkeit, als Bewältigungsstrategie ein (vgl. Böhnisch 2013:300). Hollenstein / Huber / Schweppe (2010:144) sehen einen wesentlichen Grund dieser Problematik in den reziproken „Erfahrungen von Ausgrenzung und mangelnder Anerkennung“. Um Anerkennung und Selbstwert zu erfahren, müssen Teilhabemöglichkeiten gegeben sein. Erfahrungen der Ablehnung und Abwertung erschweren jedoch die Möglichkeiten der Teilhabe.

Um handlungsfähig zu bleiben, greifen männliche Migranten auf unterschiedliche Bewältigungsstrategien zurück. Hierbei entscheiden sich manche für einen betont provozierenden Lebensstil ihrer ethnischen und religiösen Zugehörigkeit, andere versuchen die Lebenskulturen ihres Herkunftslandes mit denen der Mehrheitsgesellschaft zu verbinden oder in bestimmten Bereichen anzuschließen. Eine Motivation, um anerkannt zu werden und um den Selbstwert zu stärken, könnte auch die Wahl neuer Möglichkeiten, wie die der Bildung, sein (vgl. Böhnisch 2013:301). Aktuelle Studien über migrantische Männlichkeit beziehen sich auf Themen, die den Fokus stark auf Problemlagen richten. Böhnisch führt aus, dass Migranten in erster Linie über ihr Geschlecht klassifiziert und als fremd wahrgenommen werden. Dabei werden Bilder, wie die des „Machos“ oder des „Gewaltbereiten“ konstruiert, die sich im Bewusstsein festsetzen und in Form von Zuschreibungen und Etikettierungen auf männliche Migranten übertragen werden. Böhnisch (2013:301) verwendet den Begriff „Kulturalisierung“ und verweist damit auf kulturelle Stereotypisierung, die in der autochthonen Gesellschaft ein Befremden hervorruft und so zu Abwertungen und Abgrenzungen führt. El Masrar (2018:30f) erläutert in Bezug auf Religion, dass junge muslimische Männer, die sich in ihren Familien wenig oder nicht mit ihrer ethnischen und religiösen Herkunft auseinandersetzen, dazu tendieren, ihre Identität in der Religion zu suchen. Dabei setzen sie kulturelle Werte mit islamischen gleich, was zu patriarchalem und anachronistischem Verständnis von Männlichkeit führen könne. „Und wenn muslimische Männer beginnen sich mit ihrer Männlichkeit auseinanderzusetzen, werden sie an die patriarchale Dimension des Islam herankommen.“ (El Masrar 2018:32) Eine Enttabuisierung der Religion könne in einer kritischen Auseinandersetzung überwunden werden (vgl. El Masrar 2018:32).

Für Scheibelhofer (2018) geht Migration vielfach mit einer Veränderung sozialer Struktur einher, auch in Bezug auf soziale Stellung und Ressourcen. Dies kann für Männer in mancher Hinsicht auch sozialen Aufstieg oder eine Zunahme an finanziellen Ressourcen darstellen. Vielen Männern verlange ein höherer Lebensstandard in der Migration jedoch einiges ab: „Some, perhaps many, migrant men may benefit financially, paid more than in their home country, even if often paid below their skill level, less than comparable host county workers, and with lowered status.“ (Hearn 2015:165 zit. in Scheibelhofer 2018:12)

Zu dieser Herausforderung komme noch dazu, dass "Migrations bring clear disruptions and losses of power for some men. Downward status derives form loss of local support from other men, racism or a lower position in the job market." (Hearn 2015:165 zit. in Scheibelhofer 2018:12) Scheibelhofer (2018:12) zeigt auf, dass diese Faktoren unmittelbar eine Auswirkung auf den Selbstwert und die Konstruktion migrantischer Männlichkeit haben.

3.15 Gewaltaffine Männlichkeit

Margareta Zalud

Böhnisch (2013) stellt fest, dass insbesondere sozial abgelehnte Männer in einer öffentlich demonstrierten Gewalt und in devianten und delinquenten Gruppierungen Aufmerksamkeit und soziale Akzeptanz suchen. Ihnen fehlt in der Folge ein Empfinden für Recht und Reue. Sie streben nach Selbstwert und Anerkennung und erleben in der Gewaltausübung ein Gefühl der Überlegenheit und Macht. Männliche Gewalt ist ein Mittel, innere Gefühle der Hilflosigkeit nach außen zu verlagern, indem sie auf andere, meist Schwächere projiziert und dort bekämpft wird (vgl. Böhnisch 2013:276-283). „Männliche Gewalt als Bekämpfung der eigenen Hilflosigkeit gedeiht also in einer gesellschaftlichen Kultur der Unterdrückung von Hilflosigkeit, ihrer Abwertung und Überformung im Namen des exaltierenden Fortschritts.“ (Böhnisch 2013:279) Im Gegensatz zur Gewalt, die in der Öffentlichkeit sichtbar wird, gibt es die häusliche Gewalt, die verborgen ausgeübt und verschwiegen wird. Vor allem Männer, die unter großem Leistungsdruck stehen, gebrauchen familiäre Annahme und Sicherheit und fordern diese ein, um diesen Druck zu bewältigen. Bei einer Verweigerung durch die Familienmitglieder wird dieser familiäre Beistand mitunter auch durch Gewalt erzwungen (vgl. Böhnisch 2013:277). „Männliche Täter, die sowohl mit ihrer Lebenssituation im Ganzen als auch mit ihrem häuslichen Leben unzufrieden sind, neigen eher zu Gewalt, wobei sie ihr Gewalthandeln mehr in den sozialen Nahraum richten.“ (Döge 2012:203) Männliche Gewalt ist mithin immer eine Konfrontation mit sich selbst und der eigenen Schwäche und Hilfsbedürftigkeit. Aus diesem Grund sieht Böhnisch (2013:280) insbesondere in einer „gesellschaftlichen Kultur der Anerkennung von Hilflosigkeit“ geeignete Rahmenbedingungen, den Ursachen der Gewalt verantwortlich und empathisch entgegenwirken zu können.

Connell (2015) sieht im Profit des Patriarchats Ungleichheiten in Bezug auf finanzielle Ressourcen und Macht und somit den Nährboden eines Kampfes der Geschlechter, der mithin auch Gewalt hervorbringt. Zudem erläutert er, dass überwiegend Männer die nötigen Mittel besitzen, um Macht und Gewalt auszuüben. In Bezug auf häusliche Gewalt reagieren Frauen oftmals hilflos, indem sie Zuschreibungen von Eigenschaften wie ängstlich, abhängig und hilflos übernehmen und dementsprechend Gewalt hinnehmen. Männer nutzen Gewalt, um ihre Vormachtstellung zu sichern. Dabei könne Gewalt von verbalen Entgleisungen über Belästigungen, sexuelle Misshandlungen bis hin zu häuslicher Gewalt und Mord durch den Partner reichen. Männer, die Gewalt einsetzen, neigen dazu, ihre Taten mit ihrer Vorrangstellung zu rechtfertigen. Gewalt ist aber nicht nur

Frauen gegenüber, sondern auch unter Männern zu finden. Unterdrückte, marginalisierte Männlichkeit setzt Gewalt ein, um Systemen der Unterdrückung und Benachteiligung zu entkommen (vgl. Connell 2015:136-138).

Neumeier (2020) verweist auf den modernen Begriff „toxic masculinity“. Damit ist das Bild des starken, harten und gefühllosen Mannes gemeint, das vielen jungen Männern als Schablone echter Männlichkeit präsentiert wird. Da der Druck und die Erwartungen, so sein zu müssen, von Männern als zunehmend belastend empfunden wird, liegt die Befreiung aus dieser „toxischen Männlichkeit“ in jedem Mann, indem er Männlichkeit für sich selbst definiert.

3.16 Männlichkeit im Alter

Margareta Zalud

Die Industrialisierung und die moderne Gesellschaft brachte mit der Entberuflichung und dem Beginn der Alterspension eine Art Restzeit hervor, in der von älteren Menschen keine Produktivität oder soziale Rollenübernahme mehr erwartet wurde. Diese soziale „Rollenlosigkeit des Alters“ (Böhnisch 2013:302) traf zuvorderst Männer, die den Fokus vor allem auf ihre Erwerbsarbeit legten, die vorrangig ihr Leben bestimmte. Männer im Ruhestand sind in der Gesellschaft oftmals mit negativen Zuschreibungen in Bezug auf Alter und Produktivität konfrontiert und klassifiziert (vgl. Böhnisch 2013:301-302).

Mit Beendigung der Erwerbsphase verliert der Mann sein berufliches Bezugssystem und seine berufliche Position. Bei starker Identifikation mit seiner beruflichen Identität, macht der Mann die Erfahrung, dass sein öffentliches, nach außen gerichtetes Image bedroht und nicht mehr in der Weise aufrechtzuerhalten ist. Ebenso verändert sich auch sein Status als primärer Versorger der Familie. Der Mann ist im Ruhestand mithin auf eine Kooperation mit seiner Lebenspartnerin und deren Entgegenkommen angewiesen, ihn in ihren häuslichen Kompetenzbereich miteinzubeziehen (vgl. Böhnisch /Winter 1994:171).

Altersstereotypen, von Männern übernommen, erschweren oder verhindern ein Erlernen neuer Perspektiven und drängen sie mithin in Passivität und sozialen Rückzug. Im Alter ist der Mann mit seinem biografischen Gewordensein konfrontiert. „[D]ie Fixierung auf das Außen, das Funktionieren-Müssen, die Abspaltung der inneren Hilflosigkeit, das erlernte Dominanzstreben und die Leistungsorientierung“ (Böhnisch 2013:306) zeigen im Alter ihre Wirkmächtigkeit und Prägung. Diese starke Rollenfixierung wirkt sich überdies auf die Gesundheit aus und begründet eine geringere Lebenserwartung. Ein sozialer Macht- und Überlegenheitsverlust wird von alten Männern mitunter mit einem sozialen Rückzug oder einer frei gewählten Isolation kompensiert (vgl. Böhnisch 2013:306). Um neue Rollenbilder und Lebensstile im Alter entwickeln zu können, müsse der Mann im Alter eine Innensicht vornehmen und sich mit seinen Gefühlen der Angst, des Verlustes und der Entwertung auseinandersetzen. In deren Überwindung können neue, gewinnbringende Perspektiven entstehen, die ein Umdenken und eine Neuausrichtung möglich

machen. Dabei spielt die Auseinandersetzung mit vergangenen Lebenserfahrungen und deren Bewältigung eine maßgebliche Rolle, um Prozesse des Loslassens und Bilanzierens zu ermöglichen und sich nicht zuletzt seiner eigenen Begrenzung und Endlichkeit bewusst werden zu können (vgl. Böhnisch 2013:301-310).

4 Lebensalter (nach Böhnisch)

Renate Sehorz, Margareta Zalud

Das Forschungsprojekt beschäftigt sich an den jeweiligen Orten der Zugehörigkeit entweder mit Jugendlichen und jungen Männern oder mit alten Männern nach der Erwerbsphase. Daher werden im Kapitel Lebensalter nur die Jugend, auch im Übergang zum Erwachsenwerden, und das Alter dargestellt.

Dieselben Ereignisse werden je nach Lebensalter unterschiedlich wahrgenommen und interpretiert. Jugend ohne Rücksicht auf Vergangenes, alte Menschen meist im Vergleich zum Vergangenen. Eine gesellschaftliche Ordnung impliziert, dass die Jugend lerne und alte Menschen sich „sozial bescheiden müssen“ (Böhnisch 2018:39). Als Konstrukte der modernen Industriegesellschaft stelle in den heutigen Lebensaltern die Jugend als Innovationsmotor einen höheren Wert dar als das Alter. Ob die Jugend sich tatsächlich als wertvoll wahrnimmt, sieht Böhnisch kritisch (vgl. Böhnisch 2018:39f).

4.1 Lebensalter Jugend

Renate Sehorz

Böhnisch (2018) beschreibt das Lebensalter Jugend als Experimentier- und Bewältigungsraum und nähert sich gesellschaftlichen, jugendkulturellen und sozialpädagogischen Herausforderungen, die er in diesem Kontext identifiziert.

4.1.1 Die verkürzte Pubertät

Die Bewältigungslage Jugendlicher ist heute gekennzeichnet durch frühe soziokulturelle Selbständigkeit bei gleichzeitig länger andauernder ökonomischer Abhängigkeit, Problemen der räumlichen Aneignung und der gesellschaftlichen Zuschreibung von Jugend als Aktivposten oder Risikogruppe.

Jugend braucht Raum und Möglichkeiten für Rückhalt und Unterstützung im Jungsein, aber auch in der Abgrenzung zur Erwachsenenwelt, die „vieles schon früh zulässt, aber auch zumutet und vor allem auch vorenthält“ (Böhnisch 2018:115). Sozialer Druck und Abbildung der sozialen Spaltung bereits im Jugendalter zeigt eine Lebensbewältigung über sozial auffälliges bis antisoziales Verhalten. Der Weg vom Experimentier- und Ri-

sikoverhalten in die Delinquenz ist kurz. Ende der 1920er Jahre hat sich Lazarsfeld diesem Phänomen in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung „Jugend und Beruf“ mit jungen Berufsschülern der proletarischen Wiener Großstadtjugend genähert. Er hat festgestellt, dass in der ersten Moderne nur wenigen der proletarischen Jugendlichen jugendkulturelle Ermöglichung offengestanden sei, und hat den Begriff der „verkürzten Pubertät“ (Lazarsfeld 1931:54 zit. in Böhnisch 2018:116) begründet. Diese Tendenz ist gegenwärtig dort zu beobachten, wo Jugendliche keine materielle und kulturelle Hintergrundsicherheit aufweisen und als sozial benachteiligt weder der Bildungsjugend angehören noch über jugendkulturelle Entfaltungsmöglichkeiten verfügen (vgl. Böhnisch 2018:117).

4.1.2 Vom Schon- zum Belastungsraum und das Dilemma der Adoleszenz

Heute fehlt es der Jugend an der Möglichkeit, selbst narzisstisch im Mittelpunkt stehend, sich an der Gesellschaft zu reiben. Sehr bald sind die jungen Menschen gefordert, das biografische Bewältigungsmodell der Erwachsenen zu übernehmen und ihren eigenen Platz in der Gesellschaft zu finden. Jugend ist vom „Schon- zum Belastungsraum“ geworden. Jugend ist früh der Bildungskonkurrenz unterworfen und risikoloses Experimentieren muss Qualifizierungsdruck weichen (vgl. Böhnisch 2015:117ff).

In der Ablösung von der Familie ortet Erdheim (1988) das „Dilemma“ der Adoleszenz. Die Intimitätsstrukturen der Familie verlangen nach Verinnerlichungs- und Identifikationsprozessen, während kulturelle Strukturen der Arbeit unterworfen und deren Systeme durch Normen und Regeln gekennzeichnet sind. Somit befindet sich die Jugend in diesem Spannungsverhältnis von Familie und Kultur. In diesem Kontext besitzen Narzissmusphänomene notwendige Funktionalität für den sozialen Ablösungs-, Orientierungs- und Identitätsfindungsprozess. In der Erweiterung des Lebensraums ist die Jugend dauernd mit sich selbst beschäftigt und sieht nur die eigene Wahrnehmung der Welt. Treibende Kraft bei der Raumeignung sind die narzisstischen Größen- und Allmachtsphantasien (vgl. Erdheim 1988:193ff zit. in Böhnisch 2018:120f).

4.1.3 Separation, Integration und Janus

Als Separierung von der Gesellschaft beschreibt Böhnisch (2018) die Suspendierung vom Arbeitsprozess der Jugend, um sich in einem Schon- und Experimentierraum qualifizierend auf die spätere Wiedereingliederung in die Gesellschaft vorzubereiten (vgl. Böhnisch 2018:122).

Die Notwendigkeit der individuellen Bewältigung von Jugend resultiert aus der Auflösung gesellschaftlich einheitlicher Bedingungen und Selbstverständlichkeiten. Die unterschiedlichen Voraussetzungen führen mit all den belastenden sozialen Zukunftsproblemen zur „Entgrenzung“ der Jugendphase und bedürfen vermehrt eigener biografischer Anstrengungen. Ein andauerndes Streben nach „Mithalten“-Können fordert die Jugend (vgl. ebd.: 122f). Eine ungewisse gesellschaftliche Reintegration gefährdet die Jugend und vermittelt ein Gefühl von Ausgrenzung. Jugend legitimiert sich selbst oft nur noch in

der Ermöglichung der Generationenhierarchie: Machterhalt von Erwachsenen bei Verwehrung des Zugangs von Jugendlichen zur Gesellschaft trotz früh erreichter soziokultureller Selbständigkeit (vgl. ebd.: 123). Als janusköpfig beschreibt Böhnisch die Herausforderung der Jugend, in der sich verändernden und somit unübersichtlichen Gesellschaft offen, flexibel und optionsbereit zu sein. Das gelingt, wenn der sozial-emotionale Rückhalt gegeben ist und setzt stabile Milieus und Zugehörigkeiten im sozialen Nahraum und in der Familie sowie Sicherheit und Ermöglichung in Bildung, Qualifikation und Berufsstatuts voraus (vgl. Böhnisch 2018:123f).

4.1.4 Die männliche Clique

Im Kontext der Clique drückt sich männliche Überlegenheit in räumlicher Dominanz aus, wo nicht zugehörige Jungen kontrolliert, ausgegrenzt und zurückgedrängt werden und Mädchen keinen Platz finden (vgl. Böhnisch 2018:128).

Diese Verteidigung des Raumes dient und führt dazu, die Auseinandersetzung mit der eigenen Persönlichkeit abzuwehren. Somit sind die Möglichkeiten und Ressourcen sozialräumlicher Aneignung stark von den jeweiligen familiären und schichtspezifischen Potenzialen abhängig. Je weniger Ressourcen vorhanden sind, desto dringender ist die Betonung auf männliche „Körpermacht“ zur Abgrenzung von anderen. Böhnisch sieht den Bedarf, Räume in ihrer qualitativen Dimension erfahrbar zu machen. Das bedeutet, den Raum als männlicher Jugendlicher nicht nur zu nutzen, um sich selbst darin in Szene zu setzen, sondern auch um neue Verhaltensmuster in Bezug auf diverse Männlichkeitsbilder und das andere Geschlecht zu erlernen (vgl. Böhnisch 2018:128f). Für diese Selbstsozialisation ortet Böhnisch Potential in „anderen Erwachsenen“. Diesen obliegt die sozialräumliche Ermöglichung von Gleichaltrigenkultur bei gleichzeitiger Steuerung und Kontrolle hinsichtlich Risikoverhalten und Jugendkriminalität.

Die Orientierung an Gleichaltrigen ist ein zentraler Prozess bei der biografischen Neuorientierung, der Ablösung von der Herkunftsfamilie und der Suche nach neuen personalen und sozialen Orientierungen (vgl. Stierlin 1977 zit. in Böhnisch 2018:130). Der narzisstische Antrieb beim Ablösungsprozess spiegelt sich in der Ablehnung von fremden Gruppen und dem Ethnozentrismus der eigenen Clique wider. Stereotype und Vorurteile begleiten dieses Phänomen (vgl. Böhnisch 2018:130).

Das Erlernen sozialer Kompetenzen innerhalb der Cliquen geschieht durch Gruppeninteraktionen und gemeinsame Aneignung von Stilen und Räumen. Der dabei entwickelte, sich von Familie und Erwachsenenwelt abgrenzende Habitus wird als jugendzentriert bezeichnet und besonders im Kontext des Freizeitverhaltens sichtbar (vgl. ebd.: 131).

Fokussiert auf Weiterentwicklung und Inszenierung der Geschlechtsidentität beschreibt Böhnisch männliche Cliquen als Bewältigungsräume Jugendlicher, wo Jungen das erste Mal die Möglichkeit haben, nur unter Männern zu sein und sich aneinander als Männer zu orientieren. Die aufgrund unterschiedlicher biografischer Erfahrungen mangelnde sichere Männlichkeitskonstruktion und die undifferenzierte Auseinandersetzung mit Homosexualität bzw. ethnischen Differenzen können zu erweiterter Idolisierung des Männlichen bei gleichzeitiger Abwertung des Weiblichen führen. Hier sieht Böhnisch die Notwendigkeit von männlichen Rollenvorbildern, die den jugendlichen Burschen den konstruktiven Umgang mit Stärken und Schwächen ermöglichen (vgl. Böhnisch 2018:126).

Mit der Abgrenzung von der Familie geht eine emotionale Distanzierung vom Liebesobjekt Eltern einher. Dies bewirkt innerhalb der Clique eine hohe emotionale Dichte, da die eigene sozial gerichtete Sexualität noch mit Unsicherheit und Angst besetzt ist. Ein Aufblühen der Idolisierung des Männlichen ist die Folge und wird durch Freisetzen von Maskulinität sichtbar gemacht (vgl. Böhnisch 2018:133f).

4.1.5 Clique und Ethnozentrismus

Ausdruck von Männlichkeit in Cliquen bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund ist auf Marginalisierung und tradierte Sozialisationsmodi zurückzuführen. Die Clique bedeutet für Jugendliche mit Migrationshintergrund die Grenze zu den autochthonen Jugendlichen bei Fokussierung auf einen ethnisch durchwirkten Ehrenkodex und der Verteidigung ebendieser Ehre. Besonders bei sozial benachteiligten migrantischen Jugendlichen ist die Fixierung auf die männliche Ehre zu beobachten. Der Mangel gegenüber autochthonen Jungen wird mittels Klammern an tradierten Männlichkeitsriten und der dadurch erwarteten Selbstwertsteigerung kompensiert. Mit der aufreizenden Darstellung von Maskulinität bietet sich eine alternative Erhöhung des Selbst gegenüber den einheimischen Jugendlichen, welchen es traditionell kaum erlaubt ist, herausfordernde und aggressive Männlichkeit auszuleben (vgl. Böhnisch 2018:140f).

Die Auseinandersetzung mit den institutionell und öffentlich erwarteten Verhaltensregeln der Aufnahmegesellschaft und den inneren Sphären der Herkunftsfamilie und Community verlangt nach besonderen Bewältigungsstrategien. Hier ist zu reflektieren, dass das geschlechtsdemokratische Idealbild als Maßstab eine gleichzeitige kulturelle Abwertung der Repräsentation von „fremder“ Männlichkeit und Weiblichkeit indiziert. Der Fokus auf das Geschlecht lässt ein Übersehen von Eigenschaften und Potenzialen der Jugendlichen mit Migrationshintergrund befürchten. Der hohe Anpassungsdruck der jungen Menschen erfordert eine Befassung mit deren Selbstwert- und Anerkennungsproblemen, weniger die Auseinandersetzung mit den sichtbaren Differenzen und deren Diskussion (vgl. ebd.: 142).

Die Verfestigung kultureller Unterschiede ergibt sich einerseits durch tradierte Erziehungskultur, die sich in lokalen und ethnisch homogenen Netzwerken verdichtet, andererseits durch gesuchte, wie ökonomisch erzwungene Segregation (vgl. Böhnisch 2018:143).

4.1.6 Jugend wird erwachsen

Wie an anderer Stelle bereits ausgeführt, identifiziert Böhnisch (2018) neben den jugendkulturellen Raumbedürfnissen den Bedarf an „anderen Erwachsenen“ im Vergleich zu Lehrern, Eltern und öffentlichen Funktionsträgern“ (Böhnisch 2018:177). Diese dienen der Jugend als respektvolle Orientierung bei gleichzeitiger Akzeptanz und Verständnis der jugendkulturellen Eigenart. Synchron bedarf es einer Grenzsetzung, die über Verständigung, Kommunikation, Interaktion und Vorbildfunktion wirksam wird.

Böhnisch kritisiert die konventionelle Jugendforschung in ihrem Fokus auf die jugendkulturelle Perspektive bei gleichzeitiger Vernachlässigung der Dimension des Erwachsenwerdens. Er meint, auch während der jugendkulturellen Entfaltung breche immer

eine Ahnung vom Erwachsensein durch. Der verkleinerte Experimentier- und Bildungsraum, die frühen sozialen Bewältigungslagen und die Notwendigkeit, als Erwachsener möglichst lange mit Jugendlichkeit im Wettbewerb von Konsumteilhabe und Arbeitsplätzen mithalten zu können, habe die Herausforderungen von Jugend, vom Erwachsenwerden und Erwachsensein gleichsam verändert. Die Abgrenzung und Ermöglichung der einzelnen Lebensphasen werden undeutlich und die Schwierigkeiten liegen eng beieinander (vgl. Böhnisch 2018:178f).

4.2 Lebensalter – Lebensphase Alter

Margareta Zalud

Die Lebensphase Alter beginnt in Österreich mit der Beendigung der gesetzlich festgelegten Erwerbstätigkeit und mit dem Beginn des Ruhestandes. Möglich wurde diese Lebensphase erst im 20. Jahrhundert mit der Einführung einer geregelten finanziellen Absicherung. Aufgrund politischer Entscheidungen und demografischer Entwicklungen ist diese Lebensphase sehr starken Veränderungen unterworfen (vgl. Backes /Clemens 2013:11-12).

„Ein arbeitsfreier Lebensabend gehörte nie zur Kultur der überwiegenden Mehrzahl der Menschen in Mittel- und Westeuropa. Es lief ihrem Denken zuwider, zumal er [...] mit einem Statusverlust verbunden war, sich nicht mit dem bürgerlichen Arbeitsethos vertrug und bei Gleichsetzung von Alter und Invalidität auf eine gesellschaftliche Nutzlosigkeit hindeutete. Der Ruhestand ist ein junges Phänomen. Er steht in Verbindung mit [...] der zunehmenden Rationalisierung des gesamten Lebens und mit dem steigenden Lebensstandard.“ (Borscheid 1992:55 zit. in Böhnisch 2018:78)

Das Alter wurde vor der Industrialisierung eher positiv konnotiert und mit Alters- und Erfahrungsweisheit in Verbindung gebracht, die anerkannt und geehrt wurde. Mit der industriellen Moderne und der daraus entstandenen modernen Arbeitsteilung kam es zunehmend zur Ausgrenzung und Entwertung des Alters. In unserer modernen Leistungsgesellschaft wird das Alter oftmals mit Rückständigkeit, Begrenztheit und zum alten Eisen gehörend in Verbindung gebracht. Die Lebensphase Alter beinhaltet aber auch die Entdeckung neuer Möglichkeiten, Freiheiten und Lebensstile (vgl. Böhnisch 2018:75-78).

Backes / Clemens (2013) stellen fest, dass Bilder und Meinungen, die sich die Gesellschaft heute über das Alter macht, vor allem von Medien kreiert und transportiert werden. Ältere Menschen und die Diversität des Alters sind im Verhältnis nicht ausreichend repräsentiert. Generalisierte Annahmen über das Altsein per se sind überwiegend negativ konnotiert, hingegen ist die Selbsteinschätzung älterer Menschen oftmals sachlicher und zuversichtlicher.

„Um Altersstereotype handelt es sich, wenn Menschen aufgrund ihres Lebensalters bestimmte Eigenschaften, Verhaltens- und Rollenerwartungen zugeschrieben werden, ohne die betreffenden Personen genauer nach ihren Wahrnehmungen, Bewertungen und konkreten Verhaltensweisen zu betrachten.“ (Backes / Clemens 2013:59)

Generalisierte Zuschreibungen wirken prägend. Allerdings hängt es von den Selbstbildern älterer Menschen ab, wie stark diese übernommen werden (vgl. Backes / Clemens 2013:59-62).

4.2.1 Hochaltrigkeit

Backes / Clemens (2013) erläutern zudem, dass die Lebensphase Alter aufgrund der steigenden Lebenserwartung in den letzten Jahrzehnten in ein „drittes“ und „viertes“ Lebensalter gegliedert wird. Dieses „vierte“ Lebensalter wird mit dem Begriff „Hochaltrigkeit“ ab einem Alter von 80 Jahren definiert, um auf Bedürfnisse und Risiken Hochaltriger ausreichend eingehen zu können (vgl. Backes 2013:108). Dies könne von chronischen und zunehmenden Erkrankungen über den Bedarf der Pflege oder einer Pflegeeinrichtung bis zu Veränderung in den Beziehungsnetzwerken reichen. Bei Hochaltrigen ist der Frauenanteil ein höherer und sie leben im Gegensatz zu Männern meist in Einpersonenhaushalten. Biografische Erfahrungen sind meist von den Herausforderungen der Kriegs- und Nachkriegsjahre geprägt. Insbesondere Frauen mussten oftmals auf Bildung und Weiterbildung verzichten. Dies wirkte sich sowohl auf das Erwerbsleben als auch auf die finanzielle Situation im Rentenalter aus. Hochaltrige zählen einerseits zu einer vulnerablen Gruppe, andererseits werden sie zunehmend auch als Konsument*innen wahrgenommen (vgl. Backes / Clemens 2013:109-111).

Schopf / Naegele (2005) zeigen auf, dass die Zunahme hochaltriger Migrant*innen spezielle Herausforderungen in Bezug auf eine entsprechende Alten- und Pflegeinfrastruktur mit sich bringen wird. Dabei verweisen sie insbesondere auf Sprachschwierigkeiten und unterschiedliche kulturelle Auffassungen und Bedürfnisse (vgl. Schopf / Naegele 2005:389).

4.2.2 Lebensphase Alter in der Migration

„Geht man von der Annahme aus, dass das Alter in einem Lebenskontinuum zu sehen ist, dann prägt die Migration als zentrale Lebenserfahrung den Altersprozess mit.“ (Dietzel-Papakyriakou 2005:397) In den nächsten Jahren kommen immer mehr Migrant*innen in die Lebensphase Alter und Hochaltrigkeit. Die Verschränkung des Lebensalters mit ethnischer Herkunft und sozialer Schicht kann in dieser Lebensphase mehrfach zu herausfordernden Lebenslagen führen.

Für Baykara-Krumme (2012) stellt einer der wesentlichsten Faktoren für ältere Migrant*innen deren soziales Netzwerk dar. Insbesondere in der Lebensphase Alter gewinnen freundschaftliche Beziehungen innerhalb der ethnischen Gruppe und das familiäre Eingebundensein in Bezug auf die Lebenszufriedenheit zunehmend eine höhere Priorität (vgl. Baykara-Krumme 2012:256).

Ältere Migrant*innen leben in der Regel in einem familialen Verbund oder im Nahbereich ihrer Familien, wenige leben alleine. Soziale Kontakte aus der Herkunftsethnie bekom-

men im Alter eine größere Bedeutung, da der Austausch unter ihresgleichen Anerkennung und zudem das Gefühl der Zugehörigkeit mit sich bringen (vgl. Schopf / Naegele 2005:389).

„Sie bevorzugen in der Regel den Kontakt zu ihren Landsleuten. Die Pflege gemeinsamer Traditionen, die Herkunftssprache und -geschichte trägt zum Erhalt ihres Selbstwertgefühls und ihres subjektiven Wohlbefindens bei. Für ältere Migranten liegen gerade in innerethnischen sozialen Räumen die Potentiale für ein Altern in Würde, gemäß eigener kultureller Bedürfnisse und Altersbilder.“ (Dietzel-Papakyriakou 2005:401)

Insbesondere Migrant*innen der ersten Generation verfügen über starke familienähnliche Netzwerke aus der Anfangszeit, die für sie von großer Bedeutung sind. Zunehmend entstehen auch organisierte Treffen für ältere Migrant*innen (vgl. Dietzel-Papakyriakou 2005:402).

5 Intersektionalität

Johannes Toth

5.1 Begriffsdefinition

Der Begriff „intersektionell“ (intersectional) wurde von der Kimberly Crenshaw² geprägt. Der Duktus Intersektionalität hat sich gegenüber Interferenz oder Multi-Axialität mittlerweile durchgesetzt.

Intersektionalität beinhaltet Untersuchungen, die sich mit den Überschneidungen im Bereich des Geschlechts, der Ethnizität und der Klasse befassen.

5.2 Männlichkeit und Intersektionalität als soziales Verhältnis

Die Intersektionalität in Bezug auf Migration und Männer hat die Gefahr bzw. die Problematik, dass man dies meist mit negativen, voreiligen Schlussfolgerungen in Zusammenhang setzt. Dabei wird von einer möglichen Gefahr bzw. von problematischen Verhaltensweisen dieser oben beschriebenen Gruppe ausgegangen. Bei diesem Themenkomplex ist es der Sache dienlich, sich damit reflektiert und soziologisch nüchtern auseinanderzusetzen, um nicht in die Falle der Reproduktion vorgefasster Positionen zu gelangen (vgl. Hess / Langreiter / Timm 2011:150).

Das Gebilde, bestehend aus class, race und gender bildet das Herzstück von vielschichtigen Analysen sozial stattfindender Ungleichheiten. Geschlecht, Ethnizität und Klasse dürfen in dem Bereich der Intersektionalität nicht einzeln betrachtet werden, sondern

²Kimberly Crenshaw (*1959) ist eine afro-amerikanische Juristin und Professorin an der University of California.

müssen immer in ihrer Spezifik und ihrem bestehenden Zusammenhang zueinander analysiert werden. (vgl. Tunç 2006:12)

Laut Vera King³ sollten die Intersektionalitätsanalysen um die Kategorie Alter erweitert werden, da das Generationsverhältnis insgesamt auf die soziale Organisation einen wichtigen Einfluss hat. Tunç beschreibt die Verknüpfung und Vielschichtigkeit der Intersektionalität wie folgt:

„Denn das bislang weithin praktizierte Vorgehen, die Überschneidung analytisch voneinander getrennter Kategorien als schlichte Rechenaufgabe von Differenzen zu konzipieren, muss zugunsten einer komplexen Analyse sozialer Ungleichheiten aufgegeben werden. In diesem Sinne müssen sich soziologische Forschung und Theoriebildung zukünftig bei der Analyse von Gender, Ethnizität, Klasse und Alter im Sinne der Simultaneität ihrer Herstellung auf subjekt- (und interaktions-) bzw. strukturbezogene Erklärungsmodelle und ihr Wechselverhältnis verständigen.“ (Tunç 2006:18)

Im Bereich dieses Forschungsfeldes ist der Faktor Herrschaft zwischen Mann und Frau nicht allein auf die Reproduktion von diesen zwei Geschlechtern zurückzuführen, sondern auf das gegenseitige Zusammenspiel von Mann zu Mann. Männliche Herrschaft konstruiert sich demnach aus den Vormachtkämpfen zwischen Männern. (vgl. Hess et al. 2011:151)

Eine wesentliche Forschungserkenntnis haben die Arbeiten von schwarzen Feministinnen im US-amerikanischen Zusammenhang mit intersektionalen Zugängen bei Männern geliefert. Im deutschsprachigen Raum ist der Fokus in Bezug auf Männer mit Migrationshintergrund meist auf Fragen etwaiger kultureller Unterschiede.

Deutlich vielschichtiger sind Analysen, die in den Vereinigten Staaten von Amerika von schwarzen Feministinnen erhoben wurden. Es zeigt, dass rassialisierte Arbeitsmarktsegregation⁴, Kriminalisierung und Polizeigewalt, ein Bildungssystem, welches schwarze Kinder strukturell benachteiligt, populäre Medien, in denen sexualisierte Bilder gefährlicher schwarzer Körper verbreitet werden, einen wesentlichen Einfluss auf die Ungleichstellung von afroamerikanischen Menschen in den Vereinigten Staaten von Amerika haben. Diese aufgezählten Ebenen sind historisch gewachsene Strukturen. Sie dienen dem Erhalt der gegenseitigen, verstärkenden Herrschaftsverhältnisse. Es wird auch als vermeintlich pädagogisches Mittel eingesetzt.

Als Beispiel dient ein erfolgreicher dunkelhäutigen Sportler, der dem jungen Schwarzen suggerieren soll, dass wenn er sich an „die Regeln“ hält, er fleißig ist und nicht rebelliert, auch für ihn dieser Erfolg möglich ist. Problematische Identifikationsprozesse werden in dem genannten Beispiel deutlich (vgl. Hess et al. 2011:153-154) Dies lässt sich auch auf den Bereich der Intersektionalität von männlichen Migranten im europäischen Raum übertragen.

³Vera King (*1960) ist eine deutsche Soziologin, Sozialpsychologin und Professorin an der Goethe-Universität in Frankfurt/Main.

⁴ Rassistisch erzeugtes Wissen und Handeln in Bezug auf die Ausübung bestimmter Berufe vorwiegend von Personen mit bestimmten Merkmalen; z.B.: der türkische Gastarbeiter, die slowakische Pflegerin uvm.

„Etwaige soziale Kategorien werden dabei nicht als vorsoziale Eigenschaft der Person vorgestellt, sondern als Ausdruck und Effekt von vielfältigen Machtstrukturen. Entgegen eines Verhältnisses von Intersektionalität als Verschränkung etwaiger Achsen oder Strukturgeber werden hier historisch konkrete Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse analysiert.“ (Hess et al. 2011:155)

Mit Berücksichtigung dieses Sachverhaltes von Intersektionalität sollte im heutigen Diskurs, mit etwaigen kulturellen Eigenschaften migrantischer Männlichkeit, auch ein Bezug auf die bestehenden rassistischen, patriarchalen und kapitalistischen Herrschaftsverhältnisse analysiert werden.

Als Beispiel dient der Beginn des politisch gesteuerten Zustroms von Gastarbeiter*innen in den 1970er Jahren; um wirtschaftlichen Wohlstand für die bestehende Bevölkerung durch Arbeitsleistung von Migrant*innen zu erzielen, findet eine Verhinderung von Inklusion durch jahrzehntelange rassistische juristische und politische Regelungen statt. (vgl. Hess et al. 2011:159) Diese Faktoren sind in der Intersektionalitätsanalyse zu berücksichtigen.

5.3 Intersektionale Analyse

Im Bereich der intersektionalen Analyse hat Leslie McCall⁵ drei zentrale Zugangsweisen beschrieben.

- anti-kategorialer Zugang: Hier wird versucht kategoriale Reifikationen⁶ aufzulösen und nachzuvollziehen, wie diese jeweils in gesellschaftliche Kategorien verankert sind.
- intra-kategorialer Zugang: Es werden die Unterschiede und Differenzen innerhalb einer bestimmten Kategorie hergestellt.
- inter-kategorialer Zugang: Die Wechselwirkung und die Verhältnisse der Kategorien werden miteinander verglichen und die dadurch entstehenden Verhältnisse beleuchtet (vgl. Tunç 2006:12).

Im aktuellen Diskurs von Intersektionalität haben sich laut Scheibelhofer zwei Gruppierungen hervorgetan. Einerseits werden soziokulturelle Zugänge intensiv beleuchtet, auf der anderen Seite liegt der Fokus auf Subjektivität und Identität der jeweiligen Personen und deren Umfeld. (vgl. Scheibelhofer 2018:39)

⁵ Leslie McCall (*1959) ist eine amerikanische Soziologin, Politikwissenschaftlerin und Autorin.

⁶ Gemeint ist ein geistiges Denken, in dem ein Prozess oder ein Erleben so betrachtet und behandelt wird, als ob es ein konkreter Gegenstand sei.

5.4 Intersektionale Faktoren von Männlichkeit

Michael Messner⁷ hat im Diskurs von intersektionalen Faktoren von Männlichkeit ein „Dreieck der Männerpolitik“ entwickelt. Dieses Modell basiert auf drei wesentlichen Eckpunkten.

- **Kosten von Männlichkeit:** Dies beschreibt die negativen Einflüsse auf patriarchale Geschlechterverhältnisse für Männer.
- **Institutionalisierte Privilegien:** Sind vorherrschende und bestehende Privilegien von Männern in der Gesellschaft
- **Differenzen und Unterschiede:** Sind ungleiche Verteilung von Sonderstellungen und Kosten von unterschiedlicher Männlichkeit; dies wird immer im Zusammenhang mit den Faktoren von sexueller Identität, Klassenlage und ethnischer Zugehörigkeit betrachtet (vgl. Tunç: 2012:19-20).



Abbildung 1: Messner'sches Dreieck (eigene Darstellung)

Es ermöglicht im Diskurs der Männerpolitik mit empirisch erhobenem Datenmaterial die einzelnen Faktoren im Zusammenspiel miteinander und in gegenseitiger Wirkung zu analysieren und zu konkretisieren. Das Zusammenspiel dieser drei Eckpunkte lässt eine graphische Darstellung und somit bildliche Deutung von einzelnen Gruppen bzw. Männern zu.

⁷ Michael Messner (*1952) ist ein amerikanischer Soziologe und Professor an der University of Southern California. Eines seiner wissenschaftlichen Schwerpunkte ist die Männerforschung.

6 Untersuchungsdesign

Thomas Katala-Kronberger, Renate Sehorz, Johannes Toth, Margareta Zalud

Das Kapitel Untersuchungsdesign beschreibt und erläutert die angewandten empirischen Methoden der vorliegenden sozialpädagogischen Forschungsarbeit. Nach Darstellung der Grundpfeiler Qualitativer Sozialforschung werden das Erhebungsverfahren und die beiden angewandten Auswertungsverfahren expliziert.

6.1 Qualitative Sozialforschung

In der Qualitativen Sozialforschung wird den erhobenen Daten und dem untersuchten Feld Priorität gegenüber theoretischen Annahmen eingeräumt. Es geht nicht um Reduktion von Komplexität, sondern um deren Verdichtung durch Einbeziehung von Kontext. Dies geschieht mittels Interpretation der empirisch erhobenen Daten.

Der Prozess der Sozialforschung ist als zirkulär zu beschreiben und beinhaltet eine permanente Reflexion des gesamten Forschungsvorgehens und seiner Teilschritte im Licht der anderen Schritte. Immer wiederkehrende Verzahnung von Datenerhebung und -auswertung mit der Auswahl empirischen Materials stellt sicher, dass Methoden, Kategorien und Theorien der Beantwortung der Forschungsfrage gerecht werden.

In den Interpretationen der qualitativen Forschung finden sich Theorien, die als Versionen oder Perspektiven der Welt identifiziert werden. Versionen sind durch ihre Relativität und Vorläufigkeit in der Lage, in ihrer Weiterentwicklung zu einer Gegenstandsbegründetheit zu führen. Der Ausgangspunkt von Forschung ist daher immer ein Vorverständnis des zu untersuchenden Gegenstandes bzw. Feldes und als Version ständig weiter auszuformulieren. (vgl. Flick 2016:124ff)

6.2 Das qualitative Interview

Die in der vorliegenden Forschungsarbeit angewandten narrativen und biografischen Interviews werden unter dem Begriff des qualitativen Interviews zusammengefasst. Der anschließende Abriss soll die Eckpfeiler dieser Erhebungsmethode erläutern.

Als methodisch technische Aspekte des qualitativen Interviews konzentriert sich Lamnek (2016) auf folgende Merkmale: Das mittels Audiogerät aufzunehmende Interview erfolgt in einer alltagsnahen Gesprächssituation und ist der Sprache des Befragten anzupassen. Es verläuft nicht standardisiert, die Reihenfolge der Fragen ergibt sich aus dem Zusammenhang (vgl. Lamnek / Krell 2016: 333ff).

Die Erstellung eines Leitfadens ist mittels SSPS-Methode nach Helfferich (2005) anzuleiten. Helfferich fordert zum Sammeln, Prüfen und Sortieren von Fragen auf, um diese abschließend als Erzählaufforderungen zu subsumieren (vgl. Helfferich 2005:161 in Lamnek / Krell 2016:334).

Lamnek indiziert eine offene Haltung des Forschers/der Forscherin für alltagsweltliche Bedeutungszuschreibungen. Um die erst beim Interview gewonnenen Informationen als Grundlage für theoretische Konstrukte zu garantieren, setzt sich der Forscher/die Forscherin möglichst wenig im Vorfeld mit dem zu untersuchenden Gegenstand auseinander. Schließlich erfordert der Prozess der qualitativen Befragung eine hohe intellektuelle und kommunikative Kompetenz (vgl. Lamnek / Krell 2016:334f).

6.3 Offenes Codieren

In den Forschungsteilen „Fußball, Handball und Jugendzentrum“ der vorliegenden Arbeit wurde das Offene Codieren als Auswertungsmethode angewandt.

Offenes Codieren nach Strauss / Corbin (1999) bezieht sich auf das Benennen und Kategorisieren von Phänomenen mittels einer eingehenden Untersuchung der Daten. Grundlegend für den Kodier-Prozess ist es, Vergleiche anzustellen und Fragen zu stellen, mit dem Ziel des Konzeptualisierens und Kategorisierens von Daten.

Im ersten Schritt geht es um das Herausgreifen einer Textstelle und das Vergeben von Namen für jeden einzelnen darin enthaltenen Vorfall, jede Idee oder jedes Ereignis. Differenzierte Fragestellungen helfen beim Entdecken der Konzepte. Das Vergleichen der ermittelten Konzepte untereinander ermöglicht das Identifizieren von ähnlichen Phänomenen, die denselben Namen bekommen und als Kategorien dienen. Aus den Code-Notizen am Rand des Textes werden die Konzepte und Kategorien gebildet und ausformuliert. Offenes Codieren regt das Entdecken von Eigenschaften und Dimensionen von Kategorien an. Diese bilden die Grundlage, um Beziehungen zwischen Kategorien und Subkategorien, später auch Hauptkategorien, herauszuarbeiten. Das offene Codieren kann Zeile für Zeile, Absatz für Absatz oder Dokument für Dokument erfolgen. Die gebildeten Kategorien geben eine Richtungs-Idee vor und dienen dem theoretischen Sampling, um beim jeweils folgenden Interview richtig zu fokussieren. (vgl. Strauss / Corbin 2000:44ff)

6.4 Systemanalyse

Für die Auswertung der Interviews des Forschungsteils „Dazugehören in der Lebensphase Alter – Begegnungsorte älterer Migranten“ wurde im Hinblick auf biographische Erfahrungen und deren Einflüsse die Systemanalyse gewählt.

Die Analyse ermöglicht es, prozessdynamische Aspekte sozialer Systeme interpretativ zu erschließen. Der Fokus richtet sich auf die Interpretation von Interviews bzw. Texten und Textpassagen und deren Annahmen auf Auswirkungen sozialer Systeme. Von Wichtigkeit für die Analyse ist ebenso der Gesprächsverlauf und dessen Dynamik. Aus diesem Grund kommt der Auswahl der Interviewpartner*innen große Bedeutung zu. Ihre Erzählungen und Aussagen im Gespräch geben ihre Einstellungen und Meinungen wieder, genauso muss die Art des Gesprächsflusses und Nichtgesagtes mitkommuniziert und berücksichtigt werden. Gegensätzliche Perspektiven der

Interviewpartner*innen ermöglichen differenzierte Sichtweisen, ähnliche Perspektiven wiederum bestätigen zentrale Annahmen.

Interpretiert werden Textpassagen, die inhaltlich eine Einheit bilden. Diese werden durch eine Paraphrasierung eingrenzt. In einem nächsten Schritt wird der Textrahmen der Äußerung, die Bedeutung der Situation und Intuitionen der gesprächsbeteiligten Personen, analysiert. Der lebensweltliche Kontext einer Äußerung lässt Annahmen in Bezug auf strukturelle Rahmenbedingungen zu. Daraus kann abgeleitet werden, welche Konsequenzen sich für das Handeln und die Aktivitäten der Interviewpartner*innen ergeben und welchen Einfluss diese auf das Zusammenspiel mit anderen Akteur*innen oder anderen Subsystemen haben (vgl. Froschauer / Lueger 2003:142ff).

Die Darstellung der individuellen Forschungsschritte und -methoden der einzelnen Projektmitarbeiter*innen erfolgt in den jeweiligen Kapiteln der Orte der Zugehörigkeit.

7 Begegnungsort Fußballplatz

Renate Sehorz

Der Fußballsport verdankt seine Entstehungsgeschichte den englischen Public Schools des späten 18. Jahrhunderts, wo sich Jungen zur Unterhaltung zum gemeinsamen rohen Spiel formierten. Angepasst an die damals bestehende Autoritäts- und Machtstruktur galt die Überlegenheit des Alters und der Stärke im Spiel. Nachdem zu Beginn des 19. Jahrhunderts das Fußballspiel immer mehr Regeln unterworfen wurde und sich gegen 1900 bereits der Profisport unter Zuschauerbeteiligung etablierte, bot zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Fußballsport bereits einen Platz des sozialen Aufstiegs und die Möglichkeit, seinen Lebensunterhalt damit zu verdienen (vgl. Dunning 1979: 12-13).

Dieser Prozess wird als „Zivilisierung“ beschrieben, da das Fußballspiel erst 1900 frei von Gewalt wurde, gleichzeitig einer Kontrollinstanz unterworfen war und der Fokus des Spiels nicht mehr auf Gewalt, sondern auf spielerischem Können lag (vgl. ebd.: 13ff).

7.1 Forschungsinteresse

Heute bedeutet Fußball für einige Spieler tatsächlich das große Geld bei vermutlich großer Leidenschaft für diesen Sport, für etliche bietet Fußball die Möglichkeit des Hobbys mit einem kleinen Nebeneinkommen und sehr viele haben - ohne monetären Anreiz – Freude an der Bewegung und dem Wettkampf unter Gleichgesinnten.

Die Multinationalität der Mannschaften, die Flexibilität, mit welcher Spieler der oberen Klassen ihre Teams transnational oder auch kontinental wechseln, die vermeintliche Selbstverständlichkeit der jeweiligen Fans, dies zu dulden, und die Tatsache, dass auch

in kleinen Clubs Spieler diverser Nationalitäten zusammenspielen, lässt vermuten, dass der Fußballsport keine ethnischen Unterschiede oder Integrationsprobleme kennt.

Dieser Forschungsteil stellt sich nun die Frage:

„Wie wird Zugehörigkeit in Jugendfußballmannschaften im ländlichen Raum im Kontext von Migration und Männlichkeit konstruiert?“

Eine Besonderheit des Fußballsports liegt in der Vereinszugehörigkeit, die es erst ermöglicht, regelmäßig zum Training und Match zusammenzukommen. Fußball als Gemeinschaftsaktivität eröffnet somit ein Interaktionsfeld für Gleichaltrige und Gleichgesinnte. Doch reichen das gemeinsame Interesse und die Freude am Zusammensein aus? Wie erreichen Migranten Zugehörigkeit in einem Verein im ländlichen Raum, obwohl sie im Ort oft noch als Fremdkörper wahrgenommen werden? Welcher männliche Habitus oder welche Männlichkeitskonstruktion verbindet Fußballer miteinander? Welche „significant others“ werden identifiziert, die das Dazugehören begünstigen und welche Rolle spielen biografische Hintergründe?

Das folgende Forschungskapitel dient dem Versuch, eine Konstruktion der Zugehörigkeit im Kontext von Männlichkeit und Migration im Jugendfußball sichtbar zu machen.

7.2 Sampling

Für die Forschungsarbeit war es zweckmäßig, drei Burschen mit Migrationshintergrund im Alter von 14–18 Jahren zu gewinnen, die einer Fußballmannschaft im ländlichen Raum angehören. Es war nicht notwendig, Unterscheidungen bzgl. Wohnverhältnissen, Herkunft, Bildung oder einer anderen Kategorie vorzunehmen. Allerdings lassen sich bei den ausgewählten Interviewpartnern Diversitäten festmachen, die zum Teil Niederschlag in der Forschungsarbeit finden.

Konkret wurde das Forschungsprojekt mit dem 14-jährigen V begonnen. Über seine Mutter wurde V kontaktiert und auf diesem Weg als Interviewpartner gewonnen.

M, der zweite Interviewpartner, wohnte zum Zeitpunkt der Anfrage in einer UMF-Einrichtung. Die Leitung, bekannt seit einem DPR-Praktikum ebendort, gab ihr persönliches Einverständnis zur Befragung, meinte aber, es bedürfe zusätzlich einer offiziellen Zusage vom Amt der NÖ Landesregierung. Mehrere Telefonate und Mails mit der sich verantwortlich fühlenden Abteilung Staatsbürgerschaft und Wahlen führten zu einer Absage der in der NÖ Landesregierung zuständigen Person: „Zu Ihrem Ersuchen teile ich Ihnen im Auftrag des Hrn. Abteilungsleiters mit, dass derzeit Ihrem Ansuchen nicht zugestimmt werden kann.“ (14.11.2019)

Diese Absage musste trotz Unterstützung durch die Lehrgangsheiterin Fr. Haselbacher zur Kenntnis genommen werden. Das Finden weiterer Interviewpartner

wurde allmählich zu einer zeitlichen Herausforderung. Ein Kontakt, initiiert von Dozent Hrn. Leeb, konnte schließlich die Rechtslage klären. Die Asylkoordination Wien belegte anhand eines Urteils, dass sich bei einem Interview ein Minderjähriger, egal welcher Herkunft auf sein Persönlichkeitsrecht berufen kann und es keiner Zustimmung der Obsorgeberechtigten, in diesem Fall des Landes Niederösterreich, bedarf. Trotz dieser Information und wegen der Absage des Landes Niederösterreich empfahl die Einrichtungsleitung, das Interview erst im Jänner durchzuführen, wenn der Minderjährige seine Volljährigkeit erreicht hat. M selbst war gerne bereit, über seine Erfahrungen im Vereinsfußball zu sprechen.

Der dritte junge Mann, der 16-jährige H, konnte mithilfe einer FH-Studienkollegin für das Interview gewonnen werden. Als ehemaliger WG-Bewohner war er gerne bereit, sich für die damals positiv und hilfreich erlebte Zeit zu revanchieren und zu bedanken.

7.3 Erhebungsmethode

Als Erhebungsmethode wurde das narrative (qualitative) Interview gewählt. Um Erfahrungen, Meinungen und Haltungen der Jugendlichen zum Thema Zugehörigkeit in der Fußballmannschaft sichtbar und greifbar zu machen, wurde mithilfe eines Fragebogens nach Antworten in einzelnen Teilaspekten gesucht. Die offen formulierten Fragen sollten zum Erzählen einladen und die Offenheit als Grundhaltung des Forschers, der Forscherin alltagsweltliche Bedeutungszuschreibungen ermöglichen (vgl. Lamnek 2016:334). Die Fragen mussten im Forschungsprozess mehrfach angepasst und durch Unterfragen ergänzt werden. Außerdem führten zum Teil stockende und unsichere Antworten zu einigen geschlossenen Fragen. Diese konnten den Erzählfluss unterstützen und initiierten neuerliche narrative Passagen.

7.4 Durchführung der Interviews

Das erste Interview fand bei V zu Hause statt. Über die Mutter wurde ein passender Termin vereinbart. Die volljährige Schwester erteilte, wie zuvor vereinbart, ihre schriftliche Zustimmung und betonte ihr Interesse an Forschung im Kontext von Migration. Im vertrauten Wohnzimmer wurde das Interview in Abwesenheit der Schwester durchgeführt. Es dauerte 20 Minuten.

Für das zweite Interview gab M auf persönliche Nachfrage spontan und selbständig seine Zustimmung. Das Interview wurde ohne weitere Vorbereitung in 33 Minuten durchgeführt.

H wurde telefonisch kontaktiert und ein Besuch bei ihm im elterlichen Haus vereinbart. H hatte Wasser zurechtgestellt und war sichtlich vorbereitet auf das Interview. H wurde 40 Minuten interviewt.

Die Fragestellung, wie Zugehörigkeit beim Jugendfußball im Kontext von Männlichkeit und Migration konstruiert werde, wurde im Fragebogen in Schwerpunkte gegliedert.

Zum Einstieg wurde nach den ersten Fußballerfahrungen gefragt. Aus den Schilderungen ergab sich die zweite Frage nach der jeweiligen Herkunft und initiierte eine Erzählung über den individuellen Weg nach Österreich und den Migrationsgrund. Im nächsten Schritt wurde nach dem Zugang zum Verein gefragt, um zu erfahren, was für die physische Zugehörigkeit ausschlaggebend gewesen sei. Zur Deskription, was das Gefühl der Zugehörigkeit ausmacht, wurde nach Erinnerungen an den ersten Tag gefragt. Was hat Wohlfühlen begünstigt, welche Hürden und Hindernisse mussten überwunden werden? Der Ablauf eines Trainings oder Matches, der Umgang miteinander, die Mannschaftskultur, wichtige Personen und Kontakte mit den Mitspielern abseits des Fußballplatzes sollten Phänomene des Dazugehörens sichtbar machen. Zusätzlich wurden die Jugendlichen aufgefordert, einen idealen Ort der Zugehörigkeit zu beschreiben.

Zum Thema Männlichkeit wurde explizit nach dem jeweils typischen Männerbild aus Sicht der Burschen gefragt. Abschließend wurde nach persönlichen Zielen und der eigenen Lebensplanung gefragt.

7.5 Auswertungsmethode

Das offene (theoretische) Codieren wurde als Auswertungsmethode für das vorliegende Arbeitskapitel gewählt. Abgesehen vom theoretischen Zugang, abgebildet im Kapitel Offenes Codieren im allgemeinen Teil, ermöglicht das Codieren ein lustvolles Jonglieren mit Worten, Feilen am individuellen Ausdruck und Recherche nach alternativen Formulierungen. Durch Dimensionieren einzelner Eigenschaften wird die Bandbreite an Möglichkeiten sichtbar, mit welcher Aussagen gedeutet und geordnet werden können.

7.6 Darstellung der Ergebnisse

Mithilfe der Darstellung der Ergebnisse wird ein Bild jedes einzelnen der drei interviewten männlichen Jugendlichen mit Migrationsintergrund gezeichnet und deren Aussagen über das Dazugehören zur Fußballmannschaft zusammengefasst.

7.6.1 V, 13 „Das waren meine ersten Freunde.“

V ist zum Zeitpunkt des Interviews 13 Jahre alt. Bevor das Interview stattfand, wurde die Mutter um ihre Zustimmung und ihr schriftliches Einverständnis gebeten. Auch die 18-jährige Schwester begrüßte das Forschungsprojekt und hielt es für relevant, sich mit dem Thema Zugehörigkeit im Kontext von Migration auseinanderzusetzen. Sie ist am Tag des Interviews zu Hause, das in der Küche der Familie, allein mit V stattfindet. V ist etwas nervös, aber bereit, sich auf die Fragen einzulassen.

V übersiedelte im Alter von 8 Jahren mit seiner Familie aus einer Kleinstadt in der Nähe von Zagreb nach Österreich.

Vs Vater, der in Kroatien die Familie versorgt hatte, gelangte durch Jobverlust in Sorge um seine Familie. Ein Freund zeigte sich hilfsbereit und aufmerksam, indem er dem Vater zu einer lohnenden Arbeit in Österreich verhalf. Der neue Job gab dem Vater Zuversicht, der sich in seiner Rolle als Familienoberhaupt wieder bestärkt und rehabilitiert sah. V erzählt:

„...und dann hat ihn halt ein Freund aus Kroatien, der auch in Österreich gelebt hat, hat ihn gefragt, ob er sich das anschauen will, ihm hats gefallen, dann hat er zuerst alleine hier gelebt [...] dann dachten wir uns, wir wollen´s nicht mehr so haben.“ (I1 2019:279-282)

Die Trennung erlebte die Familie als bedrückend und auf Dauer nicht wünschenswert. Um das familiäre Gleichgewicht der Familie wiederherzustellen, übersiedelte auch die Mutter mit ihren 3 Kindern vor 5 Jahren nach Österreich.

V erinnert sich an das Ankommen in Österreich im Kontext der Schule, in einer fremden, neuen und unbekanntem Klasse. Die Schulpflicht ermöglicht V eine selbstverständliche und verbindliche Annäherung an - und Berührung mit den Kindern des Dorfes. Schule bestimmt zukunftsorientiert den Alltag und verlangt gleichzeitig nach ausgleichenden Erlebnissen im außerschulischen Bereich. Dieser Ausgleich sollte das Fußballspiel sein.

In seiner Klasse hat er den ersten unkomplizierten, niederschweligen und spontanen Kontakt mit seinem zukünftigen Verein. Von einem Schulkollegen wird V zum ersten Training eingeladen: „Du spielst gut [...] vielleicht kannst du einmal zu uns kommen und schau wie´s dir gefällt.“ (I1 2019:18) Gemeinsames Interesse der Burschen am Fußball begünstigt die Kontaktaufnahme.

Um beim ersten Training zu bestehen, bedarf es außer Spaß auch Konzentration und Anstrengung. Ehrliches Lob der Mitspieler und des Trainers haben V motiviert und angespornt, zu bleiben. „... und ihn hats halt gefallen und er hat gesagt, du bist nicht schlecht und dann immer so weiter“ (I1 2019:29), sagt V 5 Jahre später. Es ist zu hinterfragen, ob V tatsächlich als „nicht schlecht“ wahrgenommen wurde. Viel eher sei davon auszugehen, dass Vs Aussage auf seiner subjektiven Selbstwirksamkeit beruhe und seine eigene Wahrnehmung ihm eine positive Formulierung untersage. V erlebt sich aber als willkommenes Mitglied einer Gemeinschaft, kann gleichzeitig einen Freundeskreis gewinnen und somit sein soziales Feld, seinen familiären Nahraum erweitern.

V zieht mit seiner Familie nach einem Jahr in den Nachbarort in eine neue Wohnung. Den Verein und die Schule wechselte er nicht. Er erklärt: „Ja, keine Ahnung, [...] das waren meine ersten Freunde und ich wollt sie halt nicht austauschen, jetzt einfach so wegwerfen und in einen anderen Verein gehen.“ (I1 2019:207-208) V bezeichnet seine Mannschaftskollegen als erste Freunde, die ihm Sicherheit und Stabilität gegeben haben. Gleichzeitig übernimmt er Verantwortung für die Mannschaft und positioniert sich zuverlässig. Diese wertvolle und wichtige Freundschaft will er durch einen Vereinswechsel nicht verlieren und seine Kollegen nicht enttäuschen.

Der junge Kroatie spricht nie über sprachliche Schwierigkeiten, welchen er begegnet sei während der Anfangsphase in Österreich, und auch später nicht. Kommunikationsprobleme hat er entweder nicht bewusst wahrgenommen, oder die Sprache war für ihn zu keinem Zeitpunkt relevant.

Kommunikation benennt V aber dennoch im Verlauf des Interviews als bemerkenswertes Phänomen am Fußballplatz, auch im Kontext neuer Spieler. Mit offener Neugierde und Interesse wird diesen begegnet.

Es wird erwartet, dass diese mit hoher Motivation ihr Talent unter Beweis stellen. Nebenbei helfen angeregte und lustvolle Gespräche zur informellen und lockeren Kontaktaufnahme. V schildert:

„Zum Beispiel es sind ja auch vor zwei Monaten auch zwei Neue dazugekommen, die haben sich halt vorgestellt [...] dann haben sie mit anderen angefangen zu reden, was sie mögen, [...] zum Beispiel was für Videospiele sie spielen, was sie noch mögen außer Fußball, was sie in der Freizeit machen.“ (I1 2019:47-49)

Es deutet darauf hin, dass sich die Gesprächsinhalte auf stereotype männliche Interessen verdichten und dadurch eine mühelose Annäherung begünstigen.

An anderer Stelle beschreibt er seinen Umgang mit den Mannschaftskollegen folgendermaßen: „Ich mag halt, dass sie lustig sind, immer etwas Lustiges erzählen, mit denen kann man die ganze Zeit reden, sind auch gute Fußballspieler ...“ (I1 2019:82) Auch hier zeigt V keine Diversitätskonflikte. Ehrgeizige Sportlichkeit, witzigen Humor und Loyalität schätzt V an seinen Teamkollegen. Und umgekehrt bezeichnet sich V von seinen Mitspielern vollständig integriert: „Also als Mensch fühl ich mich gar nicht so behandelt, dass ich jetzt aus ein anderen Land zum Beispiel komm, ich fühl mich genauso wie alle anderen glaub ich, und [...] ja, ich fühl mich genauso behandelt wie alle anderen.“ (I1 2019:114-116) V artikuliert, dass er völlig gleichwertig dem Team angehört. Gleichzeitig wird in der Formulierung „glaub ich“ ein Zweifel angedeutet, den er im nächsten Moment mit der Bekräftigung seiner Aussage verdrängt.

Im Jugendalter werden soziale Kompetenzen geübt durch Gruppeninteraktionen und Aneignung von Räumen und Stilen. Am Fußballplatz geschieht das, wenn das Team auf ein gemeinsames Ziel hinarbeitet. V beschreibt:

„Dass wir halt oft immer uns verbessern wollen. [...] Muss man auch verlieren und das mitnehmen als verbessern, um das nächste Mal zu gewinnen [...] zum Beispiel wenn wir aufsteigen in eine noch härtere Saison, dann müssen alle halt doppelt so stark sein.“ (I1 2019:176-180)

Erfolg scheint für V von zentraler Bedeutung zu sein, daher strebt er mit entschlossenem Ehrgeiz nach noch mehr Leistung. Die Leistung für den Aufstieg kann nur das Team erbringen, das gemeinsam ein Ziel verfolgt. V sagt: „Weil die, die nicht bereit sind was zu geben, die werden eh wahrscheinlich den Verein verlassen oder so, wenn´s ihnen nicht gefällt und das werden auch die Trainer glaub ich eh bemerken.“ (I1 2019:182-184) Motivation und Begeisterung sind ein Motor für Leistung. Bei zunehmendem Desinteresse und Missfallen wird sich der Spieler distanzieren, wozu auch der Trainer ehrlich

und konsequent beitragen wird. Somit sei die Fokussierung auf das gemeinsame Ziel innerhalb des Teams gewährleistet.

Vs Fokus auf Kampfgeist und körperlichen Einsatz deutet darauf hin, dass er über Leistung Zugehörigkeit zum Team definiert. Er meint, ein einheitliches Team kann mit Konsequenz und Ausdauer gute Leistung erbringen. Das drückt er mit „[...] weil die, die nicht bereit sind was zu geben, die werden eh wahrscheinlich den Verein verlassen“ (I1 2019: 182) aus. V selbst beschreibt sich mehrfach als fokussiert und leistungsorientiert.

Aber Fußball bedeutet für V auch Unterhaltung und Interaktion mit Freunden. Warum er gerne am Fußballplatz ist, beantwortet V mit: „Ja, zum, alle anderen Sachen zum Beispiel Schule wegzugeben und alles andere und sich dann halt Fußball zu spielen, was mir sehr viel Spaß macht, sich mit meinen Freunden unterhalten, sie wieder treffen, mit ihnen reden.“ (I1 2019:234-236) Um sich der Anstrengungen und Verpflichtungen des Alltags zu entledigen, sucht V Unterhaltung, Spaß, Abwechslung und Unbeschwertheit am Fußballplatz. Fröhlicher und vertrauter Umgang bereichern seine Freizeit und ermöglichen es ihm, soziale Kompetenzen zu üben. V schildert seine soziale Position in der Mannschaft:

„Ich bin zum Beispiel jetzt der Jüngste aus meiner Mannschaft, der Jüngste, also jeder von meiner Mannschaft ist eine Klasse über mir, also ich bin sozusagen in der kleinsten Klasse bis jetzt, aber in die Schule ja, gehen schon manche Teamkollegen auch.“ (I1 2019:259–261)

V sieht sich in der Rangordnung als Jüngster im Team. Er thematisiert diesen Umstand nicht als Nachteil hinsichtlich Unerfahrenheit oder besonderer Vorsicht ihm gegenüber. Das deutet darauf hin, dass er sich, gemessen an seiner sportlichen Leistung als zumindest gleichwertig fühlt.

Konflikte am Fußballplatz ergeben sich laut V eher aus dem Spielverlauf. Er meint: „Zum Beispiel beim Match, wenn man ein Fehlpass macht, schreit man sich halt gegenseitig manchmal an, aus Reflexen sozusagen, schreit man sich gegenseitig an, aber das nächste Mal wirds dann besser.“ (I1 2019:89-91). Kritik wird in Vs Sinn so geübt, dass sie effektiv ist und das Gegenüber nicht verletzt. Vermeintlich rücksichtsloses Verhalten passiert, wenn überhaupt, als reflexartige Reaktion. Alle Handlungen am Fußballplatz beziehen sich grundsätzlich auf den Sport und werden lediglich in diesem Rahmen bewertet.

Im Laufe des Interviews wird V gebeten, sein Männerbild zu beschreiben. V antwortet auf die Frage nach einem echten und typischen Mann aus seiner Sicht: „Der keine Angst hat, der sich auch ... der Mut hat, der mutig ist, der sich was traut, der ... nicht andere zum Beispiel, wenn man jetzt so auf cool macht und andere beleidigt, das find ich gehört nicht dazu zu einem Mann.“ [I1 2019:129-131] Vs Männerbild ist stark und mutig. Gleichzeitig soll ein Mann authentisch sein und nicht mit egoistischer Arroganz über andere urteilen. Das deutet auch darauf hin, dass V meint, ein Mann müsse sich nicht mit anderen messen, sondern habe ausreichend Souveränität und Selbstbewusstsein, um sich seiner Position gewiss zu sein.

Aggression und Gewalt sind für V keine erstrebenswerten Eigenschaften von Männern. Er macht das deutlich durch „Wenn sie manchmal aggressiv sind zum Beispiel [...] Ohne Grund. Und wenn sie sich cool fühlen wollen, wenn sie aggressiv sind oder jemand schlagen halt.“ (I1 2019:137-140) Dennoch scheint er der Meinung zu sein, dass es sich bei Aggression um ein männlich konnotiertes Verhalten handelt, das aus einer körperlichen Überlegenheit resultiere. V scheint der Meinung zu sein, dass es nicht einmal einen Anlass für aggressives Verhalten geben muss, außer dem Wunsch, dem männlichen Klischee zu entsprechen.

Viele von Vs Beschreibungen enthalten eindeutige männliche Zuschreibungen. V sagt: „Wir kommen an zum Beispiel, wenn wir Match zum Beispiel letzte Woche hatten, dann reden wir zuerst über das Match im Kreis, so alle, dann wärmen wir uns halt normal auf, machen das Training, immer Konzentriertheit.“ (I1 2019:59-61) Mit viel Energie und Konzentration treffen sich die Spieler zum Match. Lustvolle und hitzige Aktivität dominieren die Stimmung. Der Fußballer ist ganz bei sich, lässt sich nicht ablenken oder beirren und verfolgt fokussiert sein Ziel. Legitime Emotionen benennt V mit: „Zum Beispiel, wenn man sich beim Schiri aufregt und schreit und wütend ist und dann erst danach darauf denkt, wies die Menschen von draußen gesehen haben.“ (I1 2019:172-173) Laute Kritik der Spieler bringt Aggressionen und Emotionen zutage, die meist als sozial verträglich gelten am Fußballplatz. Die Wirkung auf die Zuschauer ist für V dennoch relevant, eine konstant positive Bilanz ist anzustreben und im Spiel zu beachten. Selbstbeherrschung einerseits, Angriffslust und Machtkämpfe andererseits lassen sich als männliche Zuschreibungen in Vs Schilderung verorten.

Einleitend wurde bereits der Vater in seiner Rolle als Familienoberhaupt und Ernährer erwähnt, abschließend wird er als Vater des Fußballspielers V noch einmal beschrieben. Er findet mehrfach Erwähnung im Interview. V sagt: „Meine Eltern, also mein Vater schaut eigentlich fast jedes Mal zu [...] und sagt mir dann was ich falsch gemacht habe, ob ich´s gut gemacht habe, nicht gut.“ (I1 2019:42-44) V beschreibt den Vater als interessiert und aktiv anwesend in seinem Leben. Die ehrliche und motivierende Meinung und das Lob des Vaters ist V wichtig. Die Worte des Vaters zum Thema Fußball dürften Gewicht haben, es ist davon auszugehen, dass sich der Vater als Mann per se beim Fußball auskennt.

V beschreibt die Anwesenheit des Vaters beim Match: „Ist halt noch ne bisschen höhere Spannung, wenn mein Papa zum Beispiel zuschaut, weil dann würd ich noch mehr geben und besser spielen, damit´s er sieht.“ (I1 2019:240-241) Es motiviert und spornt V zusätzlich an, wenn er die Erwartungen des stolzen Vaters erfüllen will. Hier möchte V dem Männlichkeitsbild des Vaters entsprechen.

7.6.2 M, 18 „Wir sind eine Nationalmannschaft.“

M feierte um den Zeitpunkt des Interviews seinen 18. Geburtstag. Sein Lebensmittelpunkt verlagerte sich mit Erreichen der Volljährigkeit von einer UMF-Einrichtung im ländlichen Raum in eine Wohngemeinschaft in der Großstadt. Das enge Zusammenleben mit anderen Burschen anfangs im Heim, später in der WG beschreibt M als Gruppenarbeit. Weiter unten im Interview verwendet M dieses Vokabel noch einmal im Kontext von Fußball, um das Zusammenspiel innerhalb der Mannschaft zu erklären.

M hat bereits als Kleinkind seine Heimat Afghanistan verlassen. „Mh, ja, ich komme aus Afghanistan, ich war zwei Jahre dann bin ich mit meiner Familie nach Iran gezogen.“ (I2 2020:3-4) Aus der geschützten Geborgenheit des Geburtslandes zog Ms Familie in den Iran. Das brachte Ungewissheit und den Verlust von Vertrautem mit sich. „Ja, und dort ham wir in einem so Werkstatt von Huhn gearbeitet mit meine Familie und so.“ (I2 2020:4) Sowohl ein vorhandener Arbeitsplatz als auch eine vertrautes Umfeld haben dort zuverlässige Stabilität und Sicherheit gegeben, bis die Familie gezwungen wurde, auszuwandern. „Ah, die Polizei von Iran wollte, wollte nicht, dass wir in Iran bleiben.“ (I2 2020:8) Die Strenge und Kompromisslosigkeit der iranischen Exekutive machte für M deutlich, dass es lebensgefährlich für die Familie gewesen wäre, im Iran zu bleiben, „Dann wollt ich mit meine Familie nach Österreich kommen, aber die Familie hat´s nicht geschafft. Bin ich alleine gekommen.“ (I2 2020:5-6) Gern hätte M die Sicherheit und den Rückhalt der Familie auf seiner ungewissen Reise in die Fremde gespürt. Das Misslingen des gemeinsamen Fortgangs hat ihn traurig gemacht und belastet. Er kam in der Fremde in Isolation und Einsamkeit an. Er musste seinen Vater, zwei Schwestern und den Bruder zurücklassen. Die Mutter findet in diesem Kontext und im gesamten Interview keine explizite Erwähnung.

Auch wenn die letzten Erinnerungen an das Leben im Iran für M bedrohlicher Natur waren, blieben M positive Momente im Gedächtnis. So erinnert sich M an seine ersten Begegnungen mit dem Mannschaftssport Fußball im Iran.

„Puh, ich war sehr jung. Ahm, da hat man die, also meine Freunde, haben so viel über Fußball und so, Mannschaften und so viel gezählt und so, ja dann hab ich, hab ich mich entschieden, welche Mannschaft ich mag, Barcelona. (Lacht). Dann langsam hab ich so viel geschaut schon und dann hab ich, hab ich mich interessiert über Fußball, hab ich sehr viel gespielt (lacht) und jetzt is sehr wichtig für mich, Fußball zu spielen.“ (I2 2020:23-27)

Mit verlässlichen und loyalen Menschen war M gerne zusammen und hat begeistert das gemeinsame Interesse ausgetauscht. M hat sich bewusst und intensiv mit dem Thema Fußball auseinandergesetzt und somit diesen Sport zu seinem geliebten Hobby gemacht. Er hat das Fußballspiel als sinnbringendes und an Bedeutung wichtiges Element in seinen Alltag integriert. Allerdings blieb es im Iran beim Spielen mit Freunden. M erzählt: „Dort, gibst nicht so viele Mannschaften, ... auch wenn´s Mannschaft gibt, ist nicht leicht dort zu gehen.“ (I2 2020:312-313) Die Ordnung von und den Zugang zu den wenigen afghanischen Mannschaften beschreibt M als kompliziert und beschwerlich. Motor der Zugehörigkeit seien nicht Aufgeschlossenheit oder Aufnahmebereitschaft, sondern finanzielle Mittel, derer es zum Dabeisein bedarf. „Ahm, erstens die spielen halt eher mit Geld oder so glaub ich, wenn ma Geld hat, dann hat man alles dort, wenn nicht, dann hat man Pech.“ (I2 2020:415-316) In Afghanistan bedeutet Geld, dass sich Türen öffnen und Glück ermöglicht wird. Ohne finanzielle Mittel sei man unfrei, unglücklich und chancenlos.

Angekommen in Österreich bezieht M als 13-Jähriger eine Einrichtung für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge und wendet sich dort an einen Betreuer. „Hm, damals da hab ich dann meinen Betreuer gesagt, dass ich in einen Verein spielen will und dann hat er,

die Taubi ist also, mein Betreuer. Und dann hat gesagt, ah, in [...] gibt es einen Verein, da kann ich spielen.“ (I2 2020:32-34) Sicherheit und Geborgenheit bei der Bezugsperson gaben M das Vertrauen, bei ihr Wünsche deponieren zu dürfen, und M bekam alsbald Orientierung und konsequente Hilfe bei seinem Vorhaben, einem Verein beizutreten. M erinnert sich an sein erstes Training im Verein. „Ja, damals wars sehr schwierig, damals konnte ich nicht mit der Kleinen trainieren, da hab ich mit der großen Kampfmannschaft oder Reserve hab ich Probetraining gemacht und es hat auch geregnet, eh (lacht), war ein bisschen schwierig, aber ja, ...“ (I2 2020:40-42). Erste komplexe Schwierigkeiten kann M gut überwinden und meint weiter: „Die waren sehr nett zu mir, ja. Hab ich ganz leicht mit ihnen gespielt, ja“ (I2 2020:46). M wurde mit Toleranz, Interesse und freundschaftlicher Neugierde aufgenommen. Als eher nervende denn belastende Hürde empfand M das Warten auf den Spielerpass. Das Drängen der Mitspieler wertete M als Lob und Wertschätzung für seine fußballerische Leistung. „Aber die wollten immer, dass ich schneller einen Spielpass bekomme,“ (I2 2020:52-53) schildert M.

Sprachliche Schwierigkeiten beim Einstieg in die Mannschaft hat M nur am Rande wahrgenommen. „Hm, Sprache ..., wars schwierig, aber Fußball brauchst sie nicht so viel, aber ja, man konnte auch schreien, halt, HE-HE, da bin i ja ...“ (I2 2020:57-58) Deutliche und komplexe Sprache sei für das gemeinsame Spiel nicht zwingend notwendig, meint M. Und er beschreibt den Spracherwerb als anspruchsvollen und komplexen Vorgang, der durch laufende Kommunikation erleichtert werden könne. „Ja, [...] mit der Spieler hab ich geredet und so mich, meine Sprache verbessert.“ (I2 2020:61)

Trotz ersterer Aussage, der sprachliche Ausdruck sei für das Fußballspiel nicht relevant, meint M später, die richtigen Worte für den Spielfluss seien sehr wohl von Bedeutung. „Wh, ja, muss man schon reden mit da Verteidiger, wenn da Stürmer von der Gegner hinter ihm ist. [...] Oder, gib mir Pass, bin ich frei, oder, ansonst hat er kein Auge hinter Kopf.“ (I2 2020:66-69). Um zügig und dynamisch spielen zu können, bedarf es einer klaren und deutlichen Wahrnehmung der Kommandos. Es war daher herausfordernd, mit geringen Sprachkenntnissen am Feld zu kommunizieren. Heute hat er keine Probleme mehr: „Ja, jetzt kann ich schon reden, passt ois, manchmal spiel ich Kampfmannschaft, oder Reserve.“ (I2 2020:76) Nachdem sich M der komplexen Herausforderung des Spracherwerbs gestellt hat, ist er glücklich und zufrieden, der Mannschaft aktiv anzugehören und ins Team integriert zu sein.

Seine Mannschaft bezeichnet M selbst wie folgt: „Wir sind so eine Nationalmannschaft (lacht)“. (I2 2020:114) Mit dem „Wir“ markiert sich M als zugehörig zu seinem Team und beschreibt dieses als kulturell vielfältig und reich an Ressourcen und Diversitäten: „Ahm, Türkei, Rumänien, Serbien, Afghanistan, viele, viele [...] Österreicher, Marokko [...] Afrika gibts auch.“ (I2 2020:115–120).

M reflektiert den Umgang miteinander im Team als wertschätzend, respektvoll, freundschaftlich und bisweilen übermütig: „Hm ... sie sind eigentlich immer nett und wir machen immer Spaß miteinander (lacht).“ (I2 2020:122-123) Gelegentliche Differenzen innerhalb des Teams nimmt M als wenig relevant für den Umgang untereinander wahr. Er sagt: „Und, ja, kommt auch manchmal vor, dass ma streiten, aber das is jetzt nicht so wichtig für uns [...] Nach, nach zwei Tagen dann dann isses alles wie normal“. (I2 2020:124-126) Die Lösung der Konflikte braucht nicht viel Zeit und scheint ein unkomplizierter

Vorgang zu sein. Es bedarf keiner Problemlösungsstrategien oder weiterer klärender Auseinandersetzung mit dem Konflikt.

Kritik übt er dennoch. „Ja, es gibt auch manchmal schlechten Spieler oder, die die selbst immer spielen, aber es geht.“ (I2 2020:128) M ärgert sich über Selbstüberschätzung und Inkompetenz anderer Spieler am Spielfeld und über solche, die aus Egoismus und mit Überheblichkeit jede Spielminute am Feld sein wollen. Er selbst sieht sich in der Rolle des Jokers, der je nach Bedarf unterschiedliche Positionen abdecken kann und muss. Dazu erzählt er:

„Na, also, ... ich war, ich war in U16 Stürmer, dann war ich im Reserve Verteidiger auch Tormann (lacht), aber das ist nicht sche für mich, dass i überall spiel. Also, ich, ich war im U16 Stürmer, dann hat ma die Tormann, Tormann hat sich verletzt, dann hatten wir keine andere, dann mussten wir eine, einer sich entschieden, und das war ich... als Tormann.“ (I2 2020:135-138)

M beschreibt, dass er bereits mehrere Positionen am Fußballplatz innehatte. Die ständig neue Herausforderung, die hohe Konzentration und Verantwortung an den unterschiedlichen Positionen haben ihm nicht gefallen. M hat seine Beweglichkeit und Schnelligkeit als Stürmer zum Einsatz gebracht. Gleichzeitig konnte er durch hohe Konzentration und Reaktionsvermögen auch den Tormann ersetzen, als dieser ausfiel. „Ich hab mich entschieden, also, ich hab gesagt, ok, also ich bin auch nicht so schlecht im Tor [...] Naja, ... ich war da beste [...] Spieler der was in Tor gehen konnte“. (I2 2020:140-146) M hat sich mäßig motiviert bereit erklärt. Sein fußballerisches Können habe ihn aber dazu befähigt, auch die Verantwortung des Tormanns zu übernehmen. Das macht M zu einem wertvollen und wichtigen Teammitglied. M hat seine persönlichen Bedürfnisse den Bedürfnissen der Mannschaft untergeordnet.

Die Notwendigkeit von Zusammenarbeit in einer Fußballmannschaft wird in folgender Aussage von M bekräftigt: „Hm, zum Beispiel, miteinanderspielen, also, ... jemand hat, also ich kann nicht ... alle elf Spieler so durchgehen und dann Tor schießen, ... muss ich spielen miteinander und dann, Gegner das Tor (lacht) ... ja.“ (I2 2020:191-193) Im Fußballteam meint M konkret mit Gruppenarbeit, dass ein Team nur durch gemeinsames, loyales und umsichtiges Zusammenspiel motivierende und beflügelnde Erfolge erringen kann. Wenig wertschätzender Egoismus sei fehl am Platz.

M schildert besonders herausragende Momente im Zusammenspiel mit seiner Mannschaft, die einen Einblick gewähren, wie Zusammenspiel und gegenseitige Wertschätzung innerhalb eines Teams wirksam werden.

Seinen besten Moment in der Mannschaft beschreibt er wie folgt: „Gut, ... damals wie ich ein Tormann war, hab ich eine Elfmeter gehalten (lacht sehr) ja, ja, damals hatte ich beste Gefühl.“ (I2 2020:282-283) M schildert einen besonderen Erfolg im Spiel. Dieser förderte sein Selbstwertgefühl, seine Ehre und machte ihn stolz. Er war glücklich über die begeisterten Reaktionen der Teamkollegen: „Super, toll.“ (I2 2020:287)

Die schlechtesten Erinnerungen hat M an zwei ähnliche Vorfälle, die ihm in unterschiedlichen Mannschaften seines Vereins zustießen.

„Das is ma zweimal passiert ... ich hab damals einmal im U16 und einmal vor ca. drei Monate oder so ... hab ich mit einem Spieler von der Gegner getroffen da konnt ich nicht

mehr atem, atmen ... das wirklich echt, ich hab gedacht ich sterb jetzt“ (I2 2020:289-291)

M schildert seine schlimmsten Momente am Fußballplatz. Einmal hatte er nach einem unabsichtlichen, schweren Zusammenstoß mit dem Gegner beklemmende und besorgniserregende Atemnot, die ihn panisch zu Tode ängstigte. Die ahnungslosen Burschen der U16 konnten nur wenig effizient Hilfe leisten, während M bewegungslos und ohnmächtig am Boden lag. Das nächste Mal, als ihn ein Ball mit hoher Geschwindigkeit aus geringer Distanz in den Bauch traf, half die Erfahrung und das Wissen der älteren Kampfmansschaft. Die schnelle Hilfe ließ ihn bald wieder Luft bekommen.

„Ahm, U ... U16, die wussten nicht so viel was sie tun solln, ... pff, ich ... hab nur auf den Boden geschlafen zur ... gelegt, aber Gott sei Dank hab ich ... nach ein paar Sekunden a ... atmen können. Hm... aber in der Kampfmansschaft war ich auch, hab ich von der ein Meter, ein Meter Entfernung ein Ball ein Ball geschossen in meinen Bauch gekriegt und da konnt ich auch nicht mehr atmen, aber da von der Kampfmansschaft die wussten was sie tun sollen, die haben so ... sowas gemacht, also ... (lacht) da hab ich dann gleich atmen können.“ (I2 2020:293-298)

M sagt, die Besonnenheit und das rasche Zupacken der älteren Spieler haben ihm Sicherheit gegeben. Die jugendlichen Mannschaftskollegen schätzt er als weniger routiniert, reif und bedacht ein. M lässt sich jedoch nicht einschüchtern oder abhalten und vertraut auf die Unterstützung beider Mannschaften. „Aber ich spiel immer noch, das war ... (lacht).“ (I2 2020:302) Das gemeinsame Ziel beim Spiel fördert den Zusammenhalt und die umsichtige Unterstützung untereinander.

Der Trainer des Teams gilt für M als unumstößliche Autorität. „Ich mach das was der Trainer sagt“ (I2 2020:107), bekräftigt er. „Und ... ja, zum Beispiel im Fußball, wenn einer Spieler sagt, das anders was der Trainer sagt, das interessiert die Spieler nicht, das muss ich tun, der Trainer sagt.“ (I2 2020:108–109) M meint, dass sich die Spieler streng an der Autorität des Trainers orientieren sollten und das auch tun. Bei spannungsgeladenen Meinungsverschiedenheiten sei immer der Trainer im Recht. „Und wenn das, auch wenn das falsch ist, ist dann ist dann Trainer schuld. Und nicht meiner. (lacht).“ (ebd. 109-110) M vertraut auf die Expertise des Trainers und meint, bei falschen Entscheidungen läge die Verantwortung ebenfalls beim Trainer. Die Spieler können bei Irrtümern dem Trainer die Schuld zuschieben. Dieser müsse stark, dominant und selbstbeherrscht genug sein, um diesen Konflikt auszuhalten.

Abseits des Spielfelds nimmt M die Kontakte mit seinen Mannschaftskollegen wie folgt wahr:

„Nicht so oft, aber, ich bin auch Schiedsrichter, und da einer von die Spieler ist auch Schiedsrichter da, wenn ma so Kurse haben, dann treffen wir auch einander und die andere Spieler halt, wenn ma unterwegs sind oder oder ... wenn ma irgendwo Fest oder so gibts, dann treffen wir auch uns.“ (I2 2020:152-155)

Freundschaftliche Treffen mit Mitspielern gibt es eher selten. Mit einem Kollegen besucht er Schiedsrichterkurse, wo sie ihre Genauigkeit und Regelverständnis laufend schulen

für die verantwortungsvolle und herausfordernde Aufgabe, im Match Entscheidungen zu treffen.

Die anderen Mannschaftskollegen sieht M in unterschiedlichem Ausmaß, unverbindlich und spontan. „Verbindet bin ich von ... mit die Spieler, die was die in dieses Heim sind, draußen bin ich eigentlich nicht so viel.“ (I2 2020:157-158) M fühlt sich emotional zugehörig zu den Spielern, die gleichzeitig seine Heimkollegen waren, die ihm nun mehrere Jahre Vertrautheit, Sicherheit und Wohlbefinden ermöglicht haben. Den anderen Mitspielern fühlt er sich abseits des Platzes kaum verbunden.

M schätzt jedenfalls die Unterhaltung und das Vergnügen mit den Mitspielern beim Hobbyfußball. „Naja, mit Freunde zu spielen ist auch nicht so schlecht, da hat man auch mehr Spaß, aber ... wenn man richtig Fußball spielen will, da gehts nicht um Freunde, sondern, ...“ (I2 2020:179-180) Beim Profifußball, geprägt durch Leistung, Ausdauer und Disziplin, meint er, haben Freundschaften Nachrang gegenüber zielorientiertem Erfolgstreben.

Auf die Frage, wie sich ein Mann aus Ms Sicht verhalte, wie er auftrete und was einen „richtigen“ Mann ausmache, findet M keine Antwort. Die Frage wird dahingehend abgewandelt, dass nach der Sicht des Vaters gefragt wird, in der Annahme, dass diese sich mit Ms Sicht deckt.

Tatsächlich fällt es M leichter, aus der Perspektive des Vaters zu antworten. Er erzählt: „Mein Vater ... tut alles für die Familie, dass das alles ... gut geht, und ... die Familie zusammenbleibt, und nicht auseinandergeht.“ (I2 2020:208-209) M beschreibt den eigenen Vater in seiner männlichen Rolle als jenen, der der Familie Sicherheit garantiert, dieser Geborgenheit und Schutz bietet und darauf achtet, dass Solidarität, Treue und Verbundenheit die Familie zusammenhalten. Als Erwartungen des Vaters an ihn vermutet M: „Hm ... dass ich den richtigen Weg für mich entschied, entscheide.“ (I2 2020:211) M versucht, den Erwartungen und Hoffnungen des Vaters gerecht zu werden. Als Sohn und Mann sehe er es als seine Aufgabe und Pflicht, in der Ungewissheit der Zukunft die richtigen Entscheidungen zu treffen für den eigenen Lebensweg. An dieser Stelle betont M die Bedeutung seiner Familie. „Ja, für mich ist meine Familie alles was ich hab,“ (I2 2020:213) sagt M. Die Liebe, Verbundenheit und emotionale Nähe der Familie ist Ms umfangreichster, wertvollster und einziger Besitz.

M kann schließlich bezogen auf das Fußballspiel seine Einschätzung von Männlichkeit verbalisieren. Er überlegt, warum mehr Männer als Frauen Fußball spielen. „Die Männer mögen mehr Fußball glaub ich.“ (I2 2020:222) M denkt, dass ein Mann eher interessiert ist am dynamischen, schnellen und begeisterten Wettkampfsport am Fußballplatz. „Hm, ... vielleicht Männer mögen mehr Kraft oder so“ (I2 2020:224) M bringt die Neigung der Männer für den Fußball mit deren körperlichen Attributen von Stärke und Kraft in Verbindung. Außerdem beschreibt er das aus seiner Sicht übliche Auftreten von Männern als dominant, im Bestreben, gehört und gesehen zu werden. Er meint: „[...] es gibt auch Männer, die ruhig sind, aber ich glaub, Männer sind eher lauter, oder?“ (I2 2020:235-236)

Seine eigene Männlichkeit interpretiert M an unterschiedlichen Orten in unterschiedlicher Art und Weise. „Im Fußball bin ich einer der, der alles schaut, ich ... im Fußball red ich auch laut, ich im Fußball schau ich auch, im Fußball zeig ich alles, ich tu alles.“ (I2

2020:246-247) M meint, am Fußballplatz würde er diesen stereotypen männlichen Eigenschaften entsprechen und sowohl nach Sichtbarkeit als auch Hörbarkeit streben. In der Routine, Gewohnheit und Monotonie des Alltags beschreibt sich M als jemanden, dem das Reden und In-Interaktion-Treten schwerer fällt: „Aber ... im Leben bin ich einer der ruhig ist ... nicht so, nicht ... also nicht so, nicht so laut redet, ... (lacht).“ (I2 2020:247-248) Und noch einmal kehrt er sein konträres Verhalten am Fußballplatz heraus, wo es ihm nicht schwerfällt, den männlichen Rollenklischees zu entsprechen:

„Ja, aber ich im Fußball bin ich wirklich ganz, hundertprozentig anders, red laut, schreie, ... ich red mit meinen Teamkollegen und so, hm, ja [...] Hm ... im Fußball muss man so sein, wenn ma ... so, wenn ma ... Fußball is ja groß, wenn man nicht schreit, dann hört man nicht... (lacht)...“ (I2 2020:250-254)

Die Dimension des Fußballplatzes, die Dynamik und der Lärm machen es notwendig, sich bemerk- und hörbar zu machen. Fußball legitimiere folglich männliche Stereotypen.

M versucht auch in seiner Schullaufbahn einen typisch männlichen Weg einzuschlagen.

„Ausbildung hab ich nicht, aber, der Chef von dieses Werkstatt war ein Lehrer auch, dann hab ich auch bisschen Englisch und so mit ihm gelernt, dann hab ich Schulabschluss in [...] fertig gemacht. Dann war ich in HTL [...], wars zu schwer für mich. Dann hab ich, also jetzt mach ich eine Lehre. Als Telekom- ... Telekommunikation Einzelhandel.“ (I2 2020:15-18)

Die Werkstatt im Iran bot der Familie nicht nur einen Arbeitsplatz, sondern ermöglichte den Kindern auch Bildung. Die Autorität des Chefs verhalf zu wertvollen Grundkompetenzen und Lernpraxis. Der Schulabschluss in Österreich deutet auf Ms Ausdauer und intellektuelle Fähigkeiten hin. Anschließend versuchte er sich in einer immer noch Burschendominierten Schule, um schließlich mittels Lehre einen wieder Männern zugeschriebenen Beruf zu ergreifen.

Sein Chef hat Verständnis für Ms Fußballtraining, aber „Also derzeit, kann ich leider nicht so viel aufs Training gehen, weil ich noch arbeite, und lange in [...] bin.“ (I2 2020:79-80) M ist sich der Verantwortung bewusst, in der Arbeit verlässlich sein zu müssen. Das mindert die Möglichkeit, an jedem Training teilzunehmen. „Aber einmal am Tag (meint einen Tag die Woche) kann ich noch trainieren gehen, hab ich auch mit meinem Trainer geredet, hat gesagt, kein Problem, aber ... da hätte ich mehr trainieren haben, also haben wollen.“ (I2 2020:80-82) Sowohl der Trainer als auch der Chef geben M in diesem Zusammenhang als Autorität eine stärkende und sichernde Orientierung. Ms Wunsch nach mehr Training ist zwar intensiv vorhanden, aber nicht realisierbar. M schildert: „Ja, ja. Hab ich mit mein, ah mit meinem Chef geredet, er hat auch gesagt, ja, aber deswegen hab ich am Dienstag früher aus. Von der Arbeit, ja. Aber andere Tage gehts leider nicht (lacht).“ (I2 2020:84-85) Der Chef, als jener, der Führung und Orientierung gibt, vermittelte M Interesse, Vertrauen und Wertschätzung, indem er M zumindest einmal pro Woche die Möglichkeit bietet, Ms Hobby und Leidenschaft nachzugehen.

M bezeichnet den Fußballsport tatsächlich als seine große Leidenschaft mit den Worten „Das Fußball ist für mich alles (lacht). Wichtiger als meinem Leben, (lacht) ja.“ (I2

2020:91) Er deutet diesen Sport als Erfüllung und Bewältigungsinstrument und versucht, dies zu erklären.

Die Zuschauer blendet M beim Match aus: „Also Leuten Zuschauer ist mit jetzt nicht so wichtig.“ (I2 2020:95) Auch wenn die Mannschaft mit großer Begeisterung und Interesse beim Match angefeuert wird, ist es für M nicht von Bedeutung. Es ist die angenehme, stabile und intensive Emotion beim Spiel, die ihn weiterlaufen lässt. „Aber wenn ich Fußball spiele hab ich hm, so ein gutes Gefühl“, sagt M.

„Wenn ich andere Sport mache, da fühl ich mich nicht so gut, da werd ich so schnell müde oder so, hm, wenn ich jetzt halbe Stunde laufen gehe, werde, wie jetzt, bin ich müde oder will ich nicht mehr, aber wenn ich Fußball spiele, egal wie viele Stunden, 3, 4, ... [...]. Das ist einfach Gefühl (lacht), ... wenn man etwas mag, dann macht es auch gerne.“ (I2 2020:96-100)

Bei anderen Sportarten führt geringes Interesse rasch zu Demotivation und Erschöpfung. Für die einsame Monotonie des Laufens zum Beispiel hat M keine Ausdauer. Im Unterschied dazu fesselt ihn Fußball auch noch nach Stunden. Es gibt kein Limit für seine Begeisterung und Motivation. M beschreibt ein intensives Gefühl, das aufgrund seiner Euphorie und Leidenschaft für sein Hobby entsteht. Das steigere auch das Engagement und die Ausdauer für Fußball.

Es wird durch mehrmaliges Nachfragen versucht, zu eruieren, welche Elemente des Fußballs M derart fesseln. M findet keine Worte, die seine Leidenschaft erklären können.

7.6.3 H, 16 „Ja, auf dem Fußballplatz gehören wir zusammen.“

H war zum Zeitpunkt des Interviews 16 Jahre alt. Er lebt mit seiner Familie in einem Einfamilienhaus und bewohnt ein geräumiges Zimmer im ersten Stock. Der Kontakt zu H wurde mithilfe einer Studienkollegin per WhatsApp hergestellt. H beeindruckte bereits im Vorfeld durch eine gewählte und versierte schriftliche Kommunikation.

Zum vereinbarten Zeitpunkt ist H vorbereitet auf das Interview, hat einen Wasserkrug und Gläser zurechtgestellt und eine adäquate Atmosphäre geschaffen. Die Eltern werden nicht angetroffen, sind aber laut H zu Hause.

Zu seiner Herkunft erzählt H: „Ich komme ursprünglich aus Afghanistan, aber ich bin im Iran geboren.“ (I3 2019:5) H macht einen Unterschied zwischen Herkunft und Geburtsland. Das deutet darauf hin, dass er mit beiden auf unterschiedliche Art emotional verbunden ist. Den familiären Ursprung ortet er in Afghanistan, seine ersten Erinnerungen hat er an den Iran.

„Ja, meine Mutter, ... also im Iran ist es so, dass die Frauen normalerweise zu Hause bleiben und auf die Kinder aufpassen. Genauso war der Fall bei meiner Mutter, und mein Vater hat in einer Mosaikfirma gearbeitet, als Leiter der Firma, ja. Er war meist in der Firma und ich bin auch dort normal in die Schule gegangen.“ (I3 2019:26-29)

H wuchs im Iran in einem traditionellen Haushalt auf, in dem sich die Eltern strikt an die Arbeitsteilung hielten. Der Vater versorgte die Familie durch Erwerbsarbeit und die Mutter gab häusliche Sicherheit und Geborgenheit. „Und ich hab auch Geschwister. Ich hab

eine kleinere Schwester und auch einen kleineren Bruder. Also ich bin der Älteste.“ (I3 2019:33-34) Die Geschwister bedeuten Vertrautheit und feste Verbundenheit und den Jüngeren gegenüber besteht eine Verantwortung als älterer Bruder.

H erinnert sich an seine Kindheit im Iran und beschreibt seine damalige Situation. „Also, als ich im Iran war, ich war damals so zehn, elf. Und als Zehn-Elfjähriger im Iran hat man komplett äh, andere Perspektiven als ein Zehnjähriger in Österreich.“ (I3 2019:43-44) H hat seine Kindheit nicht unbeschwert und unbedarft erleben dürfen. Seine Entwicklungsmöglichkeiten nahm er als begrenzt in Ausmaß und Vielfalt wahr.

„Und ich wusste, dass ich dort einfach keine Zukunft haben werde, weil ich hab einfach meine Mitmenschen gesehen, ich hab Leute gesehen, die studiert haben, aber trotzdem keinen Job hatten. Und zu Hause gesessen haben und auf ihr Glück gewarten. Und das wollt ich mir nicht antun lassen, deshalb hab ich mich entschieden, nach Europa zu kommen, ... ja, das wars.“ (I3 2019: 44-48)

Hs beschränkte Zukunftsperspektiven im Iran boten weder antreibende Motivation noch ausreichend Herausforderung, um zu bleiben. Lange Arbeitslosigkeit würde zu Depression und Verwundbarkeit führen. Also hat sich H mit großem Selbstbewusstsein und Kraft dazu entschieden, den mutigen und hoffnungsvollen Weg der Emigration zu gehen. Bestärkung fand er durch die Haltung seines Vaters. „Ich war jünger und mein Vater hat auch gesagt, wenn du in Europa bist, dort gibts für jüngere Menschen mehr Chancen.“ (I3 2019:113) Im Gegensatz zu seiner Heimat hat die Jugend im freien Europa den Vorteil, Zeit und Raum sowohl für Unbedarftheit und Experimentierfreude als auch für Fokussierung auf Lebensziele nutzen zu können.

„Zum Beispiel, mein Vater ist jetzt vierzig. Er hat gesagt: ‚Wenn ich jetzt nach Europa gehe, ich bin jetzt vierzig, es wird für mich keinen Unterschied machen. Da arbeite ich auch, dort muss auch arbeiten. Aber wenn, du bist jetzt jünger, du bist jetzt zehn, elf, wenn du dort, kannst du ruhig in die Schule gehen, hast du viiiel Chancen. Viel mehr Chancen als ich. Und diese musst du auch nutzen.‘ Und das versuch ich auch, also ich denk schon, dass das für mich eine Relevanz hat.“ (I3 2019:114-119)

Der zuversichtliche Vater hat H vehement und motivierend aufgefordert, die Möglichkeit zu ergreifen, auszuwandern. Sein Sohn müsse sich aus der Sorglosigkeit und Leichtigkeit der Kindheit bei der Familie lösen, um in Europa durch eine schulische Ausbildung Wissen zu erlangen. Somit erweitern sich Perspektiven und Chancen für die Zukunft, die dem Vater aufgrund seines Alters nicht mehr offenstehen würden. H sieht in dieser Einschätzung und Haltung des Vaters einen Zusammenhang mit seiner eigenen hohen Motivation, nun zielstrebig etwas aus seinem Leben zu machen.

Weitere Tipps des Vaters dienten und dienen noch immer der Orientierung in Österreich.

"Hamed, wenn du nach Europa gehst, das is ein komplett andere Kontinent, wenn du in einem Land komm, komplett anderes Land, komplett andere Menschen, komplett andere Kultur, zuerst musst du dich in die Gesellschaft anpassen. Dann kannst du erst die Sprache lernen. Du musst mit, mit Menschen in Kontakt kommen." (I3 2019:139-143)

Wieder nimmt H Worte des Vaters in den Mund, die bedeutsam, hilfreich und handlungsleitend für H sind. Der Vater meinte, in Europa müsse sich H erst einmal zurechtfinden, bevor er begänne, die Sprache zu lernen. In Erwartung von Freiheit und Wohlstand in

Europa, aber auch Unsicherheit und Ungewissheit bezüglich Umgangsformen, Haltungen und Werten, sei es ratsam, sich anfangs zu orientieren und vorerst anzupassen. Das gelänge, indem H Interesse an Menschen zeige und möglichst viel interagiere. „Das hab ich auch versucht und das hat ganz gut geklappt. Ich kann mich erinnern, äh, ich war sechs Monate in der Schule und ich konnte schon Deutsch. Konnte meine Probleme lösen.“ (I3 2019:143-145) Stolz erzählt H von seinem raschen Spracherwerb, den er als Voraussetzung dafür ansieht, komplexe und herausfordernde Situationen alsbald selbstständig meistern zu können.

H kam als unbegleiteter minderjähriger Flüchtling nach Österreich. „Das war Ende 2015. Das war genau in Weihnachten, wo ich viele Geschenke bekommen habe. (lacht). Kann ich mich erinnern.“ (I3 2019:39-40) Das spannende und bedeutsame Ankommen in Österreich hat H als herzliches Willkommen in Erinnerung. „Da, zuerst war ich in Traiskirchen für ein Monat, dann wurde ich untergebracht in einem Heim, wo auch Österreicher Kinder dabei waren.“ (I3 2019:6-8) Im Aufnahmezentrum erlebte H Platznot mit wenig Privatsphäre, bald durfte er in eine Einrichtung mit dem Fokus auf beschützende Geborgenheit ziehen, um dort erste Integrationserfahrungen zu machen. „Dort war ich für zwei Jahre, dort habe ich die ... mehrere Menschen kennengelernt, die mir sehr auf meinem Weg geholfen haben. Die ich immer noch kenn.“ (I3 2019:8-9) M erlebte diese Zeit als Unterstützung und Orientierung gebend. Der Aufenthalt hat dazu geführt, dass M seinen fürsorglichen Betreuer*innen immer noch in Dankbarkeit verbunden ist. „Und danach sind ... ist meine Familie gekommen, worauf ich mich am meisten gefreut habe.“ (I3 2019:9-10) Als größtes Glück beschreibt H das aufregende Wiedersehen mit der Familie, die ihm Vertrautheit und Sicherheit garantieren würde. „Ja, und dann bin ich umgezogen, weil meine Eltern da waren, dann bin ich zu meiner Familie gegangen. Dort hab ich mit denen in [...] gewohnt, in der Nähe von Bezirk [...].“ (I3 2019:11-13) Der Umzug bedeutete diesmal weniger prekäre Spannung als Freude über die zu erwartende Sicherheit und innige Verbundenheit im Zusammenleben mit der Familie. Ein letzter Umzug vor zwei Jahren brachte die Familie an die heutige Adresse.

Seinem ursprünglichen Plan, dem Streben nach guter Ausbildung und damit verbundenen späteren Chancen im Leben ist H konsequent gefolgt. „Dort bin ich auch die 4. Mittelschule abgeschlossen, danach hab ich mich beschlossen, ins Gymnasium zu gehen. Jetzt, meine momentane Schule im [...].“ (I3 2019:13-15) Somit hat H nach dem obligatorischen Pflichtschulabschluss die anspruchsvolle Herausforderung einer höheren Schule angenommen. Derzeit besucht er die 7. Klasse AHS.

Neben der Herausforderung des Lernens folgt H seiner Leidenschaft, dem Fußball.

„Fußball war immer meine Leidenschaft. Als ich im Iran war natürlich haben wir Ziegelsteine genommen als Stangen benutzt. Einen kleinen Ball gekauft, was 10 Leute gehört hat (lacht). Ja, das ham wir gekauft, ja, auf die Straße gespielt haben.“ (I3 2019:75-77)

Die Armut im Iran hinderte H nicht daran, trotz bescheidener Mittel seinem Hobby nachzugehen. Eine Gemeinschaft mit großem Zusammenhalt machte das Spiel möglich. „Das war nicht so ernst, wir wussten nicht, dass es Stars gibt, die davon Millionen verdienen und sowas. Hätt ich das gewusst, hätt ich das ernster genommen, weil ich hab auch das Talent gehabt.“ (I3 2019:77-79) H meint, aufgrund von Ahnungslosigkeit und

Naivität im Iran verabsäumt zu haben, seine sportlichen Möglichkeiten und Potentiale voll auszuschöpfen. Er hadert damit.

„Ja, und dann als ..., dann als ich in Österreich war, wir haben im Turnsaal der Schule gespielt. Auf einmal kommt mein Sportlehrer und sagt zu mir: ‚Hamed, du kannst sehr gut Fußball spielen, woher?‘. Ich konnte kein Deutsch. Ich so ‚ja, ...(lacht)‘ ... alle Leute haben mich ausgelacht. Ich stell noch mal die Frage, und ich beantworte es nochmal mit ‚nein‘ (lacht), ja, dann... er kommt darauf, dass ich kein Deutsch kann. Nach sechs Monaten fragt er mich wieder: ‚Hamed, du kannst sehr gut Fußball spielen, damals hast du mich nicht verstanden, aber jetzt schon. Woher kannst du gut Fußball?‘ Ich sag so: ‚Ich hab in Iran gespielt,‘ ich so sag dann. Er sagt so: ‚Wenn du willst, ich kann dich anmelden bei einem Verein.‘“ (I3 2019:79-86)

In der Verbindlichkeit des verpflichtenden Turnunterrichts wurde der Lehrer als motivierende Autorität wahrgenommen. Behindernde Sprachprobleme machten die ersten Gespräche mit dem Lehrer zu einer Herausforderung. Schließlich bedeuteten dessen ehrliche, wertschätzende und lobende Worte für H, überraschend eine Chance zu bekommen, in einem Verein zu spielen. „Dort hab ich begonnen, Fußball zu spielen. Dann hab ich mich gesteigert. Jetzt spiel ich bei [...] in der Kampfmannschaft.“ (I3 2019:87-88) Somit wurde H zum stolzen und motivierten Vereinsspieler. Verbesserungen führten bis dato zu einem ehrenvollen Aufstieg in die Kampfmannschaft eines größeren Vereins. H erinnert sich: „Das war so, mein Dank meine Sportlehrer.“ (I3 2019:88) Dieser scheint Hs Schlüsselperson zu sein, die er mit tiefer Dankbarkeit respektiert. Analog seinem Vater hat auch der Sportlehrer von Gelegenheiten gesprochen und H motiviert, diese zu ergreifen. „Ja, er hat gesagt, da hast du die Chancen. Auf eine Profikarriere und so.“ (I3 2019:90)

In besonderer Erinnerung an das erste Training ist H Folgendes:

„Was mich jetzt auffällt, ist es ... ich hab noch nie Fußballschuhe in, bei meinem Leben gehabt. Das war so ungewöhnlich, als ich zum ersten Mal meine Fußballschuhe angezogen habe, auf dem Rasen. Im Iran haben wir nie Rasen gehabt (lacht), es war so, ... es war sehr schönes Gefühl und gleichzeitig auch eben komisch für mich. Ja, das mit Fußballschuhe.“ (I3 2019:98-101)

H erstaunte und überraschte die neue Erfahrung nachhaltig, das erste Mal Fußballschuhe zu tragen. Er empfand dies als kuriose und extravagante Merkwürdigkeit. Außerdem hat ihn der weiche und geschmeidige Rasen beeindruckt, den er aus seinem Herkunftsland nicht kennt. Er erlebte sowohl den Rasen als auch die Schuhe einerseits als angenehm positive Empfindung, andererseits als verwirrende Irritation. Diese basale Wahrnehmung blieb nachhaltig in Erinnerung.

„Meine Mitspieler, die waren auch sehr nett zu mir. Die haben mir geholfen, dass ich mich an-, anpassen kann. Und mein Trainer, er hat mir auch viel geholfen. Falls ich irgendwas nicht verstanden habe, er hat einfach wieder Zeit investiert und mir das Ganze nochmal erklärt. Hätt ich einen anderen Trainer gehabt, der hat gesagt, na ... scheiss drauf ... mach ma weiter, soll zuschauen ... aber er hat mir alles erklärt.“ (I3 2019:101-105)

Erste Zugehörigkeit empfand H durch die wohlwollende Hilfsbereitschaft der Mitspieler. Dies half ihm bei der Annäherung und Einordnung ins Team. Der Trainer verkörperte dynamische und vitale Autorität. Er unterstützte H mit großem Wohlwollen und förderte

ihn effizient und erfolgreich. Er zeigte ehrliches und engagiertes Interesse an H. Begeisterte Motivation machte ihn für H als Trainer attraktiv und unentbehrlich.

Später im Interview findet sich erneut eine Passage, in welcher H die Wichtigkeit einer unterstützenden Person herauskehrt. „Äh, eine Person, die mir einfach hilft. Der mir sagt, wie ich mit äh meinen Spielern umgehen soll, ich wusste das nicht. Wie ich mich am Platz verhalten soll. Wie ich zu meinem Trainer sein soll. Ich wusste das einfach nicht.“ (I3 2019:393-395) Es braucht jemanden, der Interesse und Engagement zeigt, dem Burschen zuverlässig Orientierung zu bieten. Hierbei handelt es sich um den passenden Umgang mit den Kameraden, ebenso wie faire Spielregeln am Platz sowie einen adäquaten und respektvollen Umgang mit dem Trainer.

Hs afghanische Herkunft scheint für H im Kontext des Fußballspiels wie folgt von Relevanz zu sein.

„Ja, ich denk schon. Für meine Sp ... meine Mitspieler ist es natürlich wichtig, woher man kommt, weil, in einem Match man auch kommunizieren und man muss verstehen, woher sein Mitspieler kommt. Was für Zeichen geben kann, wie, mit welcher Sprache ich mit ihm sprechen kann, was ich ihm sagen soll, damit er diesen Laufweg machen kann, diese Pässe machen kann. Ich denk schon, dass das für meine Mitspieler wichtig war. Ebenso für meinen Trainer, natürlich wars wichtig.“ (I3 2019:123-127)

Um zielorientiert und kollegial zusammenspielen zu können, bedarf es gerade bei Diversität auch in Bezug auf Herkunft einer passenden Möglichkeit der Verständigung. H erklärt die Notwendigkeit, sich mit der Komplexität sowohl verbaler als auch nonverbaler sprachlicher Unterschiede auseinanderzusetzen. Hier stellt er nicht nur eine Beziehung zu den Mitspielern her, sondern gibt auch der Orientierung an den Kommandos des Trainers Gewicht.

H beschreibt sein Team. „Sind natürlich verschiedene Männer, die kann man nicht mehr Burschen sagen. Die sind schon alle über 25. Ich bin der Jüngste in der Mannschaft. Ja die kommen aus verschiedenen Bezirken.“ (I3 2019:179-180) Die Mannschaft sei so strukturiert, dass H seine Kollegen als starke, große und erwachsene Männer beschreibt und sich selbst der Sonderposition des Jüngsten und Unerfahrensten zuordnet. „Die [...] sind auch Serben, oder die die aus Bosnien kommen, aber die sind hier geboren. Dementsprechend gehen sie davon aus, dass sie auch Österreicher sind.“ (I3 2019:183-184) Einzelne Teamkollegen stammen von der Balkanhalbinsel ab. Anhand von deren Geburtsort in Österreich macht H die rechtmäßige Zugehörigkeit zu Österreich fest. Es deutet drauf hin, dass die österreichische Staatsbürgerschaft ein erstrebenswertes Gut für H darstelle, das Gleichheit und Zugehörigkeit garantiere.

Die Interaktionen innerhalb des Teams erlebt H positiv. „Äh, ich mag es, wenn sie mir Tipps geben. Dass sie nicht gleich wütend werden, wenn ein Fehler gemacht wird.“ (I3 2019:187-188) H bekommt gerne wertvolle, ehrliche und zielorientierte Ratschläge von erfahreneren Mitspielern. Er schätzt deren rücksichts- und verständnisvollen Umgang bei Misserfolgen oder Irrtümern. „Und da ich der Jüngste in der Mannschaft bin, versuchen sie mir zu helfen, dass ich jeden Tag besser als gestern werde.“ (I3 2019:188-189) Er fühlt sich in seiner Rolle als unerfahrenster Spieler effizient unterstützt und großzügig, aufmerksam und uneigennützig gefördert. Es deutet darauf hin, dass H in sich selbst

Verbesserungspotential sieht. Hier geht er nicht davon aus, sich aufgrund seiner schlechten Leistungen zu verbessern, sondern seine bereits vorhandenen Fähigkeiten noch weiter auszubauen.

„Natürlich gibts auch manchmal Konflikte, aber die sind jetzt nicht so wichtig. Wenn man alt ist, weiß man, wie man mit diese Konflikte umgehen soll. Versuchen, nicht aus einer Mücke einen Elefant zu machen. Gleich in der Situation lösen, fertig, aus. Nächste.“ (I3 2019:189-192)

Konflikte empfindet H im Team als nicht besonders belastend, emotional oder hinderlich. Er meint, Lebenserfahrung und Reife würden zu rascher Beruhigung und Entspannung von konflikthafter Situationen innerhalb des Teams führen. Eine unverzügliche Lösung ließe keine Differenzen aufkommen und beschleunige den Spielfluss.

„Was ich nicht mag ... äh, ich mag nicht, wenn sie mir ständig sagen, Hamed du bist zu gut für uns [...] wenn sie mir die ganze Zeit Komplimente machen. [...] Ja, aber das war jetzt ironisch gemeint, aber das nervt schon, irgendwie.“ (I3 2019:194-201) H betont mehrmals, dass er sich schwertut, Wertschätzung, Aufmerksamkeit und Zustimmung von den Teamkollegen in Form von Komplimenten anzunehmen. Auch wenn er schließlich betont, dass er es ironisch meint, scheint es für ihn korrekter zu sein, eine unterwürfige und anspruchslose Rolle als Jüngster in der Mannschaft einzunehmen.

„Also, das nervt mich schon, wenn ich der Jüngste bin, dass ich alles tragen muss. Ich muss die Bälle tragen, muss die Flaschen tragen. Ja. Wenn man der Jüngste ist, quasi, vor Respekt muss man das machen. Aber ich mach das auch gerne, ist kein Problem. Das ist fast in alle Vereine so. Als Jüngste, als Jüngste muss man das machen. Es ist nicht so, dass Älteste, der zwanzig ist, zwei Kinder hat, der muss die Flaschen auffüllen. Das würd mir schon bisschen respektlos vorkommen. Ich kann nicht einfach locker rausgehen und die, die älter als ich sind, dort drinnen sitzen und keine Ahnung, die Flaschen auffüllen, die Bälle nehmen. Ich kann das auch machen. Für mich ist das eine Verantwortung.“ (I3 2019:203-213)

Innerhalb des Teams steht H als Jüngster am Ende der Rangordnung. Das verpflichtet ihn, unterwürfig und korrekt Anweisungen der Älteren zu befolgen. Diese Tatsache kritisiert H, hält sie dennoch für legitim und gebührend. Da H ältere Menschen ehrt und achtet, ist es für ihn selbstverständlich, die Richtlinien und Strukturen der Rangordnung im Team zu akzeptieren.

H schreibt den Älteren, besonders jenen mit eigener Familie, die patriarchale Dividende zu und legitimiert für sich deren und seine Position in der Hierarchie. Es sei hier noch einmal deutlich gemacht, wo sich H sieht und wie seine Selbstverständlichkeit von männlichen Hierarchien wirksam wird.

Der Altersunterschied zu den Teamkollegen erklärt auch das Freizeitverhalten von H im Kontext seiner Mannschaft.

„Ich sehe die manchmal, aber so richtig Kontakt hab ich nicht, dass ich die jetzt so besonderes als Freunde oder beste Freunde bezeichnen kann, aber ich seh die. Oft, draußen, oder wenn ich irgendwo shoppen gehe. Oder wenn ich irgendwo mit Freunden Fußball spiele, die kommen auch. Die schauen zu, aber die spielen nicht. Aber die sind älter als ich, ich kann nicht mit denen. Ja, du weißt, was ich meine, ... die sind älter, die haben Kinder, ich kann keine Freundschaft mit denen vorstellen. Die ham komplett andere Perspektive als ich.“ (I3 2019:219-224)

H bezeichnet seine Mannschaftskollegen nicht als seine Freunde. Er sieht große Widersprüche und Ungleichheiten zwischen seinem und dem Leben der Mitspieler. Durch ihr höheres Alter und einen reiferen Familienstand wären sie ihm zu unähnlich, deren Lebensart ihm nicht vertraut und es gebe wenige gemeinsame Interessen. Seine Zukunftspläne und deren bereits gegangene Wege und Lebenslagen decken sich nicht.

Er sagt: „Ja, auf dem Fußballplatz gehören wir zusammen. [...] Es ist nicht so, dass wir nach dem Match gemeinsam Abendessen gehen. Alles was passiert, einfach auf dem Fußballplatz, versuchen zu gewinnen, und das wars.“ (I3 2019:226-228) Der Zusammenhalt des Teams basiere ausschließlich auf einer Zweckgemeinschaft mit dem gemeinsamen Ziel, zu gewinnen. Gemeinsamkeit und Verbundenheit bestehe auf dem Spielfeld ausschließlich, indem der Fokus alleine auf der Wichtigkeit zu siegen liegt.

Für dieses gemeinsame Ziehen am gleichen Strang findet H Hypothesen. „Wir versuchen, zusammenzuhalten. Und das ist das Wichtigste. Wenn jeder seinen eigenen Weg geht, wenn jeder irgendwas für sich macht, natürlich gewinnt man nicht. Man muss zusammenhalten. Glaub ich, ja.“ (I3 2019:231-233) H meint, es brauche im Team Zusammenhalt in Form von Solidarität, Loyalität und Unterstützung. Ein Match kann nur durch Zusammenarbeit gewonnen werden, Egoismus und Eigensinn haben keinen Platz im Fußball. „Uns verbindet viele Eigenschaften. Wir haben [...] dieselbe Vision. Wir teilen uns den Sieg, weil wir alle gemeinsam gekämpft haben, um ... ja, nach dem Sieg versuchen wir zu feiern.“ (I3 2019:235-237) Als Gemeinsamkeit und Verbundenheit des Teams beschreibt H den immer präsenten und handlungsleitenden Wunschtraum, mit Motivation zum Erfolg zu gelangen. Gemeinsam und verbindend sei auch die Freude und die Euphorie nach einem gewonnenen Spiel. Weiters ist H überzeugt:

„Wenn einer auf den Boden fällt, der andere muss versuchen, den anderen zu pushen, man muss einfach zusammenhalten. Einfach einen Schritt mehr laufen als der andere. Und somit gewinnt man auch, einfach mit Leidenschaft ins Spiel reingehen und ich bin mir sicher, dass man gewinnen wird. Also bei mir ist es so, ich sag so 10 Prozent Kraft, 90 Prozent liegt in deinem Kopf. Und wenn du diese nutzt, dann wirst du auch gewinnen. Ja.“ (I3 2019:285-290)

Die gegenseitige Motivation, das Anfeuern, die maßgebliche und effiziente Zielorientiertheit der einzelnen Männer agieren als Motor, um sich mit großer Begeisterung, Eifer und Einsatzbereitschaft den Gegnern zu stellen. H verweist hier nicht nur auf körperlichen Schwung, Kraft und Dynamik, sondern misst der mentalen Stärke, der Konzentration und der Willenskraft eine noch größere Bedeutung bei, wenn es darum geht, siegen zu wollen. All diese Merkmale können als männliche Zuschreibungen eingeordnet werden.

„Ja, natürlich, muss man aggressiv auftreten. Dass, dass die Gegner Angst bekommt. Aber das heißt nicht, dass man die anderen verletzen sollten. Nein, man muss ein gewisse Dasein zeigen, damit sie wissen, ok, wir haben auch elf Männer am Platz, die wollen gegen uns spielen. Und wenn du einfach müde, schläfrig aufs Feld gehst, dann weiß der Gegner, ok, die sind eh nichts. Die pack ma eh um... Man muss einfach ein gewisses Dasein zeigen, damit sie wissen, ok, wir spielen heute gegen elf Männer und nicht gegen elf Kinder.“ (I3 2019:292-297)

Als Mann am Platz sei es notwendig, angriffslustig und impulsiv aufzutreten, um den Gegnern Macht, Kraft und Überlegenheit zu demonstrieren. Das schaffe eine attraktive

und eindrucksvolle Präsenz, die den Fußballern die gebührende Würdigung und Ehrfurcht des Gegners entgegenbringen kann. So werden die Spieler als echte Männer wahrgenommen.

Nachgefragt, wie sich H einen echten Mann vorstelle, erklärt H, dass er sich selbst noch nicht als Mann einordne.

„Was macht einen richtigen Mann aus: Also ich bin jetzt nicht in einem Alter, wo ich sagen könnte, was einen richtigen Mann ausmacht, das soll jemand beantworten, der Frau und Kinder hat. Weil der hat auch ein komplett anderes Leben. Ich bin jetzt jung, ich bin jetzt grad sechzehn. Ich weiß auch nicht, ob ich mich als Mann bezeichnen soll.“ (I3 2019:240-243)

H fühlt sich als unbedarfter und freier Jugendlicher wohl und zweifelt daran, die nötige Reife und Entwicklung zu haben, um sich zum Zeitpunkt des Interviews „Mann“ nennen zu können. Er meint, dem Mannsein noch nicht gerecht werden zu können. Für ihn bedeutet Mannsein nicht nur Tapferkeit und Stärke, es zählen vielmehr Lebenserfahrung und Übernahme von Verantwortung. H selbst grenzt sich deutlich davon ab. Er sei noch nicht in der Lage, für andere Verantwortung tragen zu können und zu wollen.

„Weil als Mann muss man auch viele Eigenschaften haben. Einem Mann muss man vertrauen können. Man muss sich auf einen Mann verlassen können. Ein Mann, jetzt hängt auch von verschiedene Methoden ab, aber ein Mann muss auch treu sein. Zu sich selber, und auch zu seiner Partnerin glaub ich mal.“ (I3 2019:243-246)

H beschreibt typisch männliche Eigenschaften aus seiner Sicht. Sicherheit und Loyalität erscheinen ihm grundlegend, sowohl in einer Beziehung als auch zu sich selbst. Er meint damit, ein Mann solle seinen Grundwerten treu bleiben.

„Und ein Mann muss wissen, was für einen Weg er gehen will. [...] Natürlich sollte man Tipps von anderen Leuten bekommen, aber ein Mann sollte niemals ... soll sich nicht überreden lassen. Von jemand anderem. Zum Beispiel: Mein Vater versucht mir oft, Tipps zu geben, ‚Hamed, versuch diese Schule, das ist gut.‘ Aber ich versuch das selber zu entscheiden, weil ich denk einmal das ist mein Leben, und wenn diese Entscheidung mein Vater trifft, dann wird das irgendwann schlecht für mich sein, oder? Dann versuch ich, ich versuch so viel wie möglich Tipps von anderen Leuten zu bekommen, aber die letzte Entscheidung sollte der Mann selbst treffen. Es gibt natürlich auch viele andere Eigenschaften, aber das waren die wichtigsten. Glaub ich. Im Moment fällt mir nix anderes ein.“ (I3 2019:246-255)

Beharrlichkeit und Zielorientiertheit schreibt H einem Mann zu. Er solle ambitioniert und strukturiert seine Ziele verfolgen und eigeninitiativ und unbeirrt seinen Weg gehen. Ehrliche und wertvolle Ratschläge solle er annehmen, aber immer abwägen, welche Entscheidung schließlich die richtige und sinnvolle wäre. H beschreibt aus eigener Erfahrung, er brauche diese wegweisenden Tipps von erfahrenen Menschen, um für sich selbst sinnvolle und nachhaltige Entscheidungen treffen zu können. Die mehrmalige Betonung auf die „eigene Entscheidung“ deutet darauf hin, dass H die Kontrolle über sich selbst nicht aus der Hand geben möchte. Dominanz über andere lehnt er ab, aber Kontrolle und Herrschaft über sich selbst ist für ihn wesentlich.

„Und ein Mann muss auch Respekt von andere Leute haben. Das ist sehr wichtig, weil, weil in Europa allgemein ist es so, dass du ohne Respekt nicht weit kommst. Du musst

ein anderen respektieren, damit du Respekt bekommst.“ (I3 2019:257-259) H erkennt Respekt als relevante Eigenschaft für einen Mann an. Ehrlichkeit, Achtung, Anerkennung und Ehrfurcht vor und für das Gegenüber seien im freien und offenen Europa Basis für ein wertschätzendes und friedvolles Miteinander.

Als es um seine Einschätzung geht, welche Eigenschaften er einem Mann nicht zuordnen würde, antwortet H: „Ich würd ablehnen, wenn man jemandem etwas verspricht und dieses Versprechen nicht hält, das hass ich am meisten. Und das sollte ein Mann nicht machen. Immer sollte ein Mann sein Wort halten, und dabeistehen, was er gesagt hat.“ (I3 2019:262-264) H kann benennen, welche Eigenschaft er an Männern am wenigsten schätzt. Er meint, dass Unehrlichkeit und Illoyalität zu missachten seien. Ein Mann habe vollumfänglich und zweifellos Verantwortung für seine Worte und Taten zu übernehmen und unumstößlich dabei zu bleiben. Diese Haltung dürfte ihn selbst bei der Umsetzung seiner Lebenspläne unterstützen.

Eine weitere Frage beschäftigt sich mit den Unterschieden zwischen Männern aus Afghanistan und Österreich. H vergleicht sich mit gleichaltrigen österreichischen Burschen.

„Ich glaub, der groß, der große Unterschied liegt in unserem Hirn. [...] Weil zum Beispiel ich kann, ich könnte jetzt auch zum Beispiel, ein sechzehnjähriger Österreicher mit mir selber vergleichen. Äh ... Zum Beispiel, die denken nur an heute. [...] Ich war mit meinen Freunden unterwegs, wir haben, also jeder hat seine 20 Euro dabeigehabt. Einer mehr, einer weniger. Äh, einer hat komplett ausgegeben. Morgen bekomm ich eh was. Aber ich hab nur 10 Euro ausgegeben, ja morgen, übermorgen vielleicht werd ich auch irgendwas ausgeben müssen. Das heißt die denken nur an heute, an übermorgen, morgen nicht. Morgen wirst du auch leben, übermorgen wirst du auch leben. Du musst irgendwie auskommen, oder nicht. Bis wann sollen die Eltern Geld geben?“ (I3 2019:310-320)

H hält sich selbst für differenziert, logisch und vorausschauend denkend. Er lehnt die unbedarfte Kurzsichtigkeit der Jugend ab, versteht die selbstverständliche Abhängigkeit von den Eltern nicht und ortet Unreife und Eindimensionalität bei den gleichaltrigen Österreicher*innen. Das sichere Experimentieren in der Phase des Erwachsenwerdens ist ihm fremd, den herausfordernden Umgang mit Grenzen und Regeln missbilligt er.

Für seine afghanischen Freunde findet er andere Worte. „Die nenn ich keine Freunde mehr, die nenn ich Brüder. Ist mein wirklich Freund.“ (I3 2019:340) H bedeuten seine afghanischen Freunde mehr als akzeptierende und solidarische Wegbegleiter mit gleichen Interessen. Er ist ihnen in brüderlicher Innigkeit und Liebe verbunden. Sie geben tatsächlich Sicherheit und Vertrauen.

Zur Frage nach unterschiedlichen kulturellen Werten innerhalb der Mannschaft meint H: „Ich denk nicht, dass es im Fußball um die Werte geht, sondern um die Kommunikation. Dass wir das Match gewinnen. Sondern nicht, wer bessere Werte hat. Und wer nicht.“ (I3 2019:132-134) Werte seien am Fußballplatz nicht von Relevanz. Es sei wichtiger, eine gemeinsame Sprache am Spielfeld zu finden, die Garant sei für Erfolg und Motivation. Denn nur das gemeinsame Ziel, ein Sieg zähle.

„Auf dem Fußballplatz ist es so, dass jeder seine eigene Kultur mitbringt. Und dabei, wenn ein Kader zum Beispiel aus 20 Leuten besteht, da haben wir schon jetzt 20 verschiedene Kulturen. Man muss innerhalb der Mannschaft versuchen, diese Kulturen zu einigen. Weil

wie gesagt, wie ich vorher gesagt habe, Zusammenhalt. Man muss zusammenhalten, man muss eine gemeinsame Lösung finden, die für alle 20 Kaderleute passt. Sonst kommen verschiedene Meinungen ins Spiel.“

H schildert die Dimension der kulturellen Diversität und die möglichen Konflikte und Missverständnisse seines vielfältigen Kaders. Es sei notwendig, innerhalb des Teams einen friedvollen Konsens herzustellen, der für das Zusammenspiel eine höchstmögliche Einigkeit und Zufriedenheit garantiert. H glaubt, durch Einigung der Kulturen auf einen gemeinsamen Nenner könne maximale Solidarität, Verbundenheit und Zusammenhalt für das gemeinsame Spiel hergestellt werden. H erkennt nicht nur unterschiedliche Kulturen innerhalb seiner Mannschaft, sondern ebenso unterschiedliche, individuell dimensionierte Männerbilder in seinem Team. Er sagt: „... jeder Mann hat sein eigenes Bild, ich hab auch mein eigenes. [...] Man muss auf ein Bild kommen, man muss als eine Mannschaft auftreten und nicht als 20 Männer.“ (I3 2019:292-297). Um als Mannschaft bestehen zu können, bedarf es der Reduktion auf ein gemeinsames Bild, das sich an Struktur, Ordnung und Disziplin orientiert.

Abschließend wird ein Bild gezeichnet, welche Bedeutung Fußball aus Hs Sicht hat:

„Äh, Fußball ist so, dass im Fußball nicht um die Religion geht, dass es im Fußball nicht um die Politik geht, dass es im Fußball nicht um die Werte geht. Im Fußball gehts um die Kommunikation. Dass du in eine Verbindung mit anderen Menschen kommst, dass du dich beschäftigst, dass du dich auf dem Platz frei fühlen sollst. Das ist das Wichtigste. Also Kommunikation an der ersten Stelle.“ (I3 2019:171-174)

H grenzt den Sport Fußball klar von brisanten gesellschaftspolitischen Themen ab. Die Überzeugung und tradierte Wahrheit von Religion, die Strategie und Beeinflussung durch Politik sowie Bindungen an unterschiedliche Werte und Haltungen haben laut H keinen Platz am Fußballplatz. Es gehe ausschließlich darum, interessante und qualitätsvolle Kontakte zu anderen zu haben, Verbundenheit und Gemeinsamkeit zu erleben, Unbeschwertheit und Ablenkung zu finden. H ist überzeugt, dass in der Kommunikation die Basis für das erfolgreiche gemeinsame Spiel liege.

7.7 Verdichtung der Ergebnisse

Nach Darstellung der Ergebnisse, in Form von Interpretation und Beschreibung der Interviews, folgt die Verdichtung. Die drei Burschen werden einander gegenübergestellt und Interpretationen auf gemeinsame Erkenntnisse kondensiert. Es wird versucht, in unterschiedlichen Themensträngen herauszuarbeiten, was die Mannschaftszugehörigkeit beim Jugendfußball im Kontext von Ethnizität und Männlichkeit ausmacht.

Zwei der dargestellten Fußballer, M und H, sind aus ihrer Heimat infolge der Syrienkriege 2015 nach Europa geflohen und als unbegleitet minderjährige Flüchtlinge in Österreich gelandet. V ist mit seiner Familie infolge von Arbeitsmigration nach Österreich gekommen.

7.7.1 Der Vater, die Autorität und die eigene Männlichkeit

Bei allen drei befragten Fußballern war der Vater ausschlaggebend für die Entscheidung, die Heimat zu verlassen. Einmal war er selbst bereits in Österreich beschäftigt und die Familie folgte ihm, im zweiten Fall wollte er mit der gesamten Familie nach Europa emigrieren und in der dritten Erzählung hat er seinen Sohn aktiv aufgefordert und bestärkt, die Chancen in Europa als junger Mann zu ergreifen.

Alle drei Burschen beschreiben den Vater als Ernährer und Oberhaupt der Familie. Er sei derjenige, der einer Arbeit nachgehe und der Familie Sicherheit und Schutz biete. Er sei aber auch derjenige, der von seiner Familie Solidarität, Treue und Zusammenhalt einfordere.

Alle drei orientieren sich hinsichtlich ihres Männerbildes an ihrem Vater. M kann die Frage nach seiner Interpretation von Männlichkeit anfangs nur über den Umweg des Vaterbildes beantworten, indem er sich auf die bereits identifizierten Themen Schutz und Sicherheit beschränkt. H zweifelt daran, sich ob der eigenen Reife und Entwicklung überhaupt schon als Mann bezeichnen zu dürfen. Denn Männlichkeit bedinge sich nicht nur über körperliche Attribute, sondern sei aus seiner Sicht durch Übernahme von Verantwortung und Lebenserfahrung definiert.

Insgesamt müsse ein Mann mutig, loyal und solidarisch sein. Er solle mit Beharrlichkeit seine Ziele verfolgen, zwar Tipps von anderen einholen, aber seine Entscheidungen selbst abwägen und treffen. M und H betonen mit Nachdruck die Bedeutung der eigenen Wahrnehmung und Einschätzung und der Notwendigkeit, nur richtige Entscheidungen zu treffen. Beide haben vom Vater den Auftrag bekommen, Chancen zu ergreifen und selbstbestimmt überlegte und sinnvolle Schritte zu setzen. Das lässt wenig Spielraum für jugendliches Experimentieren.

Besonders V ist der Meinung, ein Mann müsse sich nicht an anderen messen, da er per se selbstbewusst und souverän sei. H denkt dazu, ein Mann solle nicht andere beherrschen oder dominieren, aber Kontrolle über das eigene Handeln haben und volle Verantwortung für seine Worte und Taten übernehmen. Respekt, Ehrlichkeit und Achtung anderen gegenüber erachtet er als eine relevante Grundhaltung, um sich in Europa integrieren zu können. Gewalt und Aggression lehnen die jungen Männer als männliche Attribute ab.

Dennoch, gefragt nach dem Männlichkeitsbild am Fußballplatz, werden Angriffslust und aggressives Auftreten als Demonstration von Macht, Kraft und Überlegenheit akzeptiert. Am Spielfeld sei es notwendig, als „echte Männer“ wahrgenommen zu werden, die eindrucksvoll Präsenz zeigen und Respekt verdienen. Von Fußballern verlange man Konzentration, Angriffslust, Fokussierung, Stärke und Kraft sowie dominantes und lautes Auftreten. Veranschaulichung von Wut und verbale Entrüstung gegenüber den Gegnern oder dem Schiedsrichter sei erlaubt. M beschreibt sich in diesem Zusammenhang als ruhig und schüchtern im Alltag, am Fußballplatz aber ebenso eloquent und leidenschaftlich, um gehört und gesehen zu werden. Daraus könne gefolgert werden, dass der Fußballsport männliche Stereotypen legitimiere und zusätzlich verstärke.

7.7.2 Die Mannschaft – ich gehöre dazu

Fußball als Breitensport hat allen drei Burschen einen unkomplizierten Zugang zum Verein ermöglicht. Immer war jeweils eine Person ausschlaggebend für den Erstkontakt. Für V war dies ein Mitschüler und Sohn des späteren Trainers, der im Schulunterricht das Talent erkannte. Im Fall M ebnete ein WG-Betreuer den Weg in den Verein und bei H wurde der Sportlehrer in der Schule aufmerksam auf dessen fußballerisches Können. In allen drei Fällen verhalf ein Mann bzw. Junge zum Vereinsbeitritt.

Besonders H macht deutlich, dass es im Team einer interessierten und engagierten Person bedarf, die zuverlässig und ausdauernd Orientierung und Unterstützung biete, um im Verein Fuß fassen zu können. H schreibt diese Rolle seinem ersten Trainer zu. Der bei allen drei Burschen männliche Trainer wird jeweils als Autorität wahrgenommen und als jener anerkannt, der immer im Recht sei. Bei falschen Entscheidungen trägt somit der Trainer die Verantwortung, und die Teammitglieder bleiben unberührt. Zentrale Aufgabe eines Trainers sei es außerdem, seine Mannschaft wohlwollend und effizient zu unterstützen und zu fördern.

Von Seiten der neuen Mannschaftskollegen helfe bei der Integration ins Team Toleranz, Neugierde und Interesse an der Person, später auch Lob und Anerkennung bei guter Leistung.

7.7.3 Gemeinsame Sprache – gemeinsames Spiel

Das Erlernen der deutschen Sprache beschreiben besonders M und H als große Herausforderung. Beide meinen, es sei beim Fußballspiel nicht zwingend notwendig, die Sprache in ihrer Komplexität zu beherrschen. Dennoch sei die Möglichkeit zur Verständigung bedeutsam für eine klare und deutliche Wahrnehmung und Erteilung von Kommandos, um den Spielfluss zu garantieren. Relevant sei die Sprache jedoch, um Kontakt aufzunehmen, Beziehung zu den Mitspielern herzustellen und sich ins Team einzugliedern. Eine wertschätzende und wertfreie Kommunikation sei entscheidend.

Das jeweilige Team wird beschrieben - einerseits aus Sicht der Zielsetzung, mittels gemeinsamer Leistung einem gemeinsamen Ziel zu folgen, andererseits aus der Perspektive der Zusammensetzung. Kulturell vielfältig und reich an Diversitäten und Ressourcen bestehen die Teams aus Spielern mit verschiedenen Nationalitätszugehörigkeiten. Diese unterschiedlichen Nationalitäten implizieren das Vorhandensein unterschiedlicher Werte und Traditionen, die beim Fußballspiel als nicht bedeutsam interpretiert werden. Es bedarf eines friedvollen Konsenses für maximale Loyalität, Solidarität und Zusammenhalt. Neben den unterschiedlichen Werten sei es aus Sicht von H notwendig, divergierende Männlichkeitsentwürfe auf Struktur, Ordnung und Disziplin herunterzubrechen. Zwei interviewte Spieler bezeichnen sich als die jeweils Jüngsten im Team, gelten aber gemessen an der Leistung als gleichwertig. Für den 14-jährigen V ist dieses Thema nicht weiter relevant, der 16-jährige H aber führt weiter aus. Seine Teamkollegen seien größtenteils erwachsene Männer, die ihn effizient unterstützen und fördern. Er schätzt es sehr, Ratschläge von erfahrenen Mitspielern zu bekommen. H sei dankbar und akzeptiere selbstverständlich die Hierarchie innerhalb der Mannschaft. Durch Ehre und Achtung

gegenüber den Älteren, besonders jenen, die bereits Familie haben, bestätigt er die patriarchale Dividende.

V, der jüngste befragte Fußballer betont, im Kontext der Interaktion im Team besonders die Unterhaltung und den freundschaftlichen Umgang miteinander. M sind Wertschätzung, Respekt und Zusammenarbeit wichtig. Neue Freundschaften seien für ihn am Fußballplatz nicht entstanden, ein amikaler Umgang sei allerdings üblich. Der dritte Junge, H, bezeichnet seine Mitspieler ebenfalls nicht als seine Freunde, das verbieten ihm die unterschiedlichen Lebenslagen und -entwürfe. Zusammenhalt im Team basiert auf Solidarität, Loyalität und gegenseitiger Unterstützung sowie auf einem rücksichts- und verständnisvollen Umgang bei Fehlern und Irrtümern. Der Zusammenhalt diene allein dem Zweck zu siegen. Verbundenheit und Gemeinsamkeit sieht er in der Fokussierung auf den Sieg, Zusammenhalt basiere lediglich auf dem Wunsch zu reüssieren. Das Team sei somit eine Zweckgemeinschaft mit Regeln, Strukturen und Ordnung. Als Motor für den gemeinsamen Erfolg werden gegenseitige Motivation und Ansporn sowie bereits genannte Zielorientiertheit identifiziert. Neben den körperlichen Attributen von Männlichkeit, wie Kraft, Dynamik und Leistungsfähigkeit, hält H auch mentale Stärke für ein wesentliches Indiz für den gemeinsamen Erfolg.

Bei einem Sieg intensivieren die gemeinsame Euphorie und Freude über den Triumph den Zusammenhalt der Mannschaft.

7.7.4 Konflikte und Belastungen am Feld

Konflikte im Team beziehen sich nur auf die Unmittelbarkeit des Sports und finden keine Verlängerung außerhalb des Fußballplatzes. Gelegentliche Differenzen werden als emotional nicht belastend oder hinderlich erlebt und bedürfen keiner besonderen Konfliktlösungsstrategien. Je älter die Spieler sind, desto größer ist das Bestreben, Differenzen rasch beizulegen. Die Dimension der Konfrontation wird kleingehalten und der Spielfluss rasch wiederhergestellt bzw. beschleunigt. Missfallen und Ärger gibt es gegenüber jenen, die sich in den Mittelpunkt und aufs Spielfeld drängen wollen, um dort 90 Minuten durchzuspielen.

Belastungen werden in Form von Verletzungen sichtbar, die aufgrund von hohem Körpereinsatz, Tempo und Angriffslust geschehen. Diese Blessuren halten die jungen Männer nicht davon ab, aufzustehen und weiterzukämpfen.

H meint abschließend, Fußball sei jedenfalls klar von brisanten gesellschaftspolitischen Themen abzugrenzen. Weder religiöse Traditionen noch politische Haltungen werden am Fußballplatz widergespiegelt. Es gehe um einen offenen und aufmerksamen Umgang untereinander. Es gilt, Geselligkeit zu erleben und Zerstreuung zu finden, sich körperlich zu ertüchtigen und gemeinsam ein Ziel zu erreichen.

Abschließend wird im Kapitel Diskussion der Ergebnisse die Essenz der einzelnen Orte der Begegnung zusammengeführt und anhand der allgemeinen und individuellen Forschungsfragen diskutiert.

8 Begegnungsort Handballverein

Johannes Toth

8.1 Forschungsinteresse

Die allgemeine Themenvorgabe „Dazugehören“ hat bei mir eine Assoziation zu meiner eigenen prägenden Zeit des Erwachsenwerdens hervorgerufen. Wo habe ich mich in meinem Leben bis dato zugehörig gefühlt? Was hat mich geprägt? Ich habe über zwei Jahrzehnte den Handballsport sehr zeitintensiv ausgeübt. In dieser Gemeinschaft habe ich viele prägende Momente erlebt und mit anderen Personen geteilt. Das „gemeinsame“ Erwachsenwerden mit meinen Mitspielern innerhalb einer homosozialen Gruppe war für mich rückblickend eine lehrreiche Zeit. In meiner Jugendzeit, von Mitte der 1990er Jahre bis Anfang der 2000 Jahre habe ich beim Handballspiel mit Personen aus unterschiedlichen Herkunftsländern bzw. mit verschiedenen ethnischen Hintergründen zusammengespielt. Mein grundsätzliches, allgemeines Interesse an Menschen und wie sich das Zusammenleben auf unterschiedliche Art und Weise gestalten lässt, war seit den Erfahrungen in meiner Jugend ein präsent Thema. Aus diesem persönlichen Interesse heraus habe ich das Forschungsfeld der Handballmannschaften gewählt. Meine individuelle Forschungsfrage lautet wie folgt:

„Welche Faktoren sind für männliche Migranten am Beispiel von Handballmannschaften von zentraler Bedeutung, um Zugehörigkeit zu erzeugen?“

8.2 Forschungsdesign

Im folgenden Kapitel beschreibe ich die Herangehensweise in meinem Forschungsfeld. Die Schwierigkeiten, Momentaufnahmen und die persönlich erfolgreichen, bereichernden Augenblicke und Erlebnisse werden darin vorkommen. Ich werde mit dem Sampling beginnen, anschließend gehe ich in diesem Kapitel auf die Erhebung der Daten und abschließend auf die Auswertung des Datenmaterials ein.

8.2.1 Sampling

Der Beginn meiner Findungsphase zur Masterarbeit war von einer großen Unklarheit geprägt. Was möchte ich schreiben? Worum soll es genau gehen? Was interessiert mich? Ein gewählter Themenbereich muss sich mit Forschungsgebieten meiner Kommiliton*innen in Verbindung setzen lassen, um eine gemeinsame Masterthesis erarbeiten und erforschen zu können. Zuerst zog ich in Betracht, in meinem Arbeitsumfeld der Kin-

der- und Jugendpsychiatrie zu forschen. Diesen Gedanken habe ich schlussendlich verworfen, da ich nach einem Gespräch mit Frau Dr. Hermann und Herrn Leeb die Möglichkeit sah, die Themen Männlichkeit, Migration und Zugehörigkeit in einem mir bekannten Umfeld, nämlich dem Handballfeld, zu untersuchen. Persönlich habe ich seit meinem siebten Lebensjahr eine enge Verbindung zu diesem Sport.

Bei der Suche nach möglichen Interviewpersonen habe ich bewusst meinen ehemaligen Verein nicht kontaktiert, da ich in ein Forschungsfeld eintauchen wollte, in dem keine persönlichen Beziehungspunkte vorhanden sind. Ich habe via Mail mit zwei Wiener Handballvereinen Kontakt aufgenommen und ihnen meine Anliegen geschildert. Beide Vereine haben rasch geantwortet und mir mögliche Interviewpersonen vorgeschlagen. Bei einem dieser Handballvereine bekam ich die Kontaktdaten des Spielers übermittelt. Nach mehrmaligem persönlichem Austausch mit dem Spieler via WhatsApp ist von Seiten des Spielers der Kontakt leider eingestellt worden. Somit war mein erster geplanter Interviewpartner nicht mehr verfügbar. Beim zweiten Wiener Handballverein wurden mir die Kontaktdaten der zuständigen Jugendleiterin übermittelt. Von diesem Zeitpunkt an war die Jugendleiterin meine Vermittlungsperson zu den Jugendlichen. Über die Jugendleiterin habe ich ein Treffen mit meinem ersten Interviewpartner herstellen können. Dieser wird im folgenden Text mit Handballer N beschrieben. Nach der Durchführung des ersten Interviews wurde mir klar, dass es sich als deutlich schwieriger herausstellte als anfangs vermutet, mögliche Interviewpartner in diesem Feld namhaft zu machen. Schließlich konnte ich mit Hilfe meines Vaters, dieser war selbst jahrelang Funktionär in einem Handballverein und verfügt aufgrund dessen über ein großes Netzwerk in diesem Bereich, Kontakt mit zwei weiteren Handballern mit Migrationshintergrund aufnehmen. Nach der Übermittlung der persönlichen Telefonnummern der Spieler vereinbarte ich das zweite Interview mit dem Handballer R Knapp zwei Wochen später fand mein drittes und letztes Interview mit dem Handballer F statt.

- Handballer N war bei der Durchführung des Interviews 13 Jahre alt. N ist ein jugendlicher Handballer, dessen Eltern aus Syrien stammen. Für das Interview bin ich nach Wien in die Sporthalle des Vereins gefahren. N hatte bei meinem Eintreffen noch Training. Dies konnte ich durch eine große Glasfront in der Sporthalle beobachten. Nach Beendigung der Trainingseinheit hat die zuständige Jugendleiterin für uns ein Büro in der Sporthalle für das Interview zur Verfügung gestellt. Das Interview habe ich mit meinem Handy aufgenommen. Zu Beginn des Interviews war die Nervosität durch sein häufiges Auf- und Abrutschen auf seinem Sessel zu bemerken. Im Laufe des Interviews nahm dies deutlich ab.
- Handballer R ist ein junger Mann im Alter von 20 Jahren. Seine Eltern kommen aus dem ehemaligen Jugoslawien, dem heutigen Bosnien, und sind aufgrund der Kriegssituation in den 1990er Jahren nach Österreich geflüchtet. Das Interview fand an der Wirtschaftsuniversität Wien statt. Er hat diesen Ort vorgeschlagen, da er durch sein Studium mit den Örtlichkeiten dort sehr vertraut ist und die Möglichkeit, sich in Ruhe zu unterhalten, gegeben ist. Bei meiner Ankunft zum vereinbarten Treffen im Foyer des Haupteingangs hat mich R schon erwartet und wir sind in einen ruhigen Teil des Gebäudes für die Durchführung des Interviews gegangen.

- Handballer F ist ein 14-jähriger Jugendlicher. Seine beiden Elternteile sind in den 1990er Jahren aufgrund des Kriegsgeschehens aus ihrem damaligen Heimatland, dem ehemaligen Jugoslawien, heutigem Serbien, geflüchtet. F besucht zurzeit ein schulisches Internat mit Schwerpunkt Handball im Süden von Wien. Da er während der Wochentage im Internat wohnt, fand das Interview am Wochenende in seinem Kinderzimmer im Elternhaus statt.

8.2.2 Erhebung der Daten

Männlichkeit, Migration und Zugehörigkeit - diese drei Grundpfeiler unserer Forschung sollten sich in den Antworten der interviewten Personen wiederfinden. Vor allem in meinem Forschungsfeld der jugendlichen Handballer mit Migrationshintergrund war es mir wichtig, dies ausführlich und klar zu beleuchten.

Für die Interviewsituation habe ich im Vorfeld einen Interviewleitfaden erstellt. Bei der Erstellung der Fragen habe ich darauf Wert gelegt, keine geschlossenen Fragen zu formulieren. Die Auswahl der Fragen und die Formulierung offener Fragen sollen den interviewten Personen die Möglichkeit geben, frei über autobiographische Erlebnisse ohne vorbereitete Stegreiferzählung zu berichten. Aufgrund dessen habe ich mich für das narrative Interview entschieden. Beim narrativen Interview soll eine angenehme Atmosphäre geschaffen werden, um biographische Erzählungen der Handballer anzuregen. Wie tief die biographischen Erlebnisse dargestellt werden, bleibt der interviewten Person überlassen und hängt mit der Interviewsituation zusammen.

Nach einer Erklärungsphase, in der die interviewte Person über den Forschungsrahmen aufgeklärt wurde, habe ich mit einer möglichst offen formulierten Frage das Interview begonnen. In der anschließenden Erzählphase begab ich mich in die Rolle des Zuhörers. Da kein Einfluss auf den Erzählstrang und die Schilderungen der Person genommen werden darf, sollte die Person aufgrund der Fragestellungen die Möglichkeit haben, alle relevanten Themengebiete, welche für die Forschungsfrage von Bedeutung sind, zu beantworten (vgl. Przyborski / Wohlrab-Sahr 2014:80). Aufmerksames Zuhören, gepaart mit Äußerungen wie „hm, hm“ oder Gesten, wie ein Kopfnicken, soll der interviewten Person Interesse, Wertschätzung und Aufmerksamkeit vermitteln (vgl. Lamnek 2005:357-361). Dies fand bei der Durchführung meiner Interviews wie von selbst statt, da das Gespräch und die damit verbundenen Antworten bei mir über die fachliche Neugierde hinaus auch großes persönliches Interesse hervorgerufen haben. Teilweise sind mir bei der ersten Beantwortung der Fragen in den Interviews einzelne Punkte anfänglich unklar geblieben. Deshalb bin ich in der Nachfragephase auf diese Themengebiete erneut eingegangen. Die drei Interviews wurden mit einem Aufnahmegerät für Audioinhalte durchgeführt und aufgezeichnet.

8.2.3 Auswertung der Daten

Nach der Durchführung der Interviews habe ich begonnen die Audiomitschnitte der Interviews, Wort für Wort, zu transkribieren. Dieser Schritt erfolgte nach den vorgegebenen Standards der Fachhochschule St. Pölten. Nach Beendigung der Transkription der Interviews folgte der nächste Schritt, die Auswertung des Datenmaterials. Hier entschied ich mich für die Auswertungsmethode des offenen Kodierens. Die Methode des offenen Kodierens ist im Kapitel des Untersuchungsteils ausführlich beschrieben. Im folgenden Text werde ich ein paar für mich wesentliche Schritte der Auswertung meiner Daten beschreiben und begründen. Ich habe mich für das offene Kodieren entschieden, da es auf eine extensive Analyse zurückgreift. Es wird Zeile für Zeile oder sogar Wort für Wort durchleuchtet. Der Grund hierfür liegt darin, dass ich bei diesem Arbeitsschritt begonnen habe, einzelne Konzepte zu bestimmten Interviewpassagen oder einzelnen Wörtern zu entwickeln. Nach der Erstellung der Konzepte begann ich für jedes einzelne Konzept die dazu passenden Eigenschaften zu erstellen. Die entstandenen Eigenschaften habe ich anschließend in dazugehörige bzw. passende Dimensionen aufgeteilt. Nach dem Erstellen der Dimensionen habe ich begonnen Memos zu verfassen. Dieser Schritt des offenen Kodierens ist in meiner Wahrnehmung jener Teil der Auswertung, in dem ich meine kreativen Gedanken, bestehend aus den Konzepten, Eigenschaften und den Dimensionen, erstmalig zu einem eigenen formulierten Textbaustein zusammengesetzt habe. Die erstellten Memos haben mir in der Darstellung der Ergebnisse als Textgrundlage enorm geholfen. Als abschließenden Schritt habe ich die verfassten Memos in eigens entwickelte Kategorien eingeteilt, um einen generellen Überblick über die entstandenen Inhalte stichwortartig zu bekommen. Die erhaltenen Kategorien waren ein wichtiger Ankerpunkt bei der Ergebnisdarstellung, da man einen Überblick über die systematisch erforschten Themengebiete erhält und somit die Darstellung nach bestimmten Themengebieten gliedern kann. Grundsätzlich ist ein entscheidender Punkt des offenen Kodierens, sich vom Datenmaterial zu lösen und in Konzepten zu denken. Dies ermöglicht es, einen wissenschaftlich fundierten Zugang zu erlangen. Man spricht in diesem Zusammenhang vom „Aufbrechen“ der Daten (vgl. Przyborski / Wohlrab-Sahr 2014:210).

8.3 Darstellung der Ergebnisse

Im anschließenden Kapitel sind die Ergebnisse der drei geführten Interviews mit den Handballern R, F und N nach der Phase des offenen Codierens dargestellt.

8.3.1 Handballer R, 20 „Das Team ist mir wichtig.“

R erzählt: „Meine Eltern sind in Sarajevo geboren [...], 1994 als Flüchtlinge nach Österreich gekommen.“ (I5 2019:9-10) Die Vertreibung seiner Eltern aus dem ehemaligen Jugoslawien hat eine innerfamiliäre Unsicherheit dargestellt und möglicherweise zu einem traumatischen Ereignis für die ganze Familie geführt. Da Heimat auch ein Stück Geborgenheit beinhaltet, ging dies zu diesem Zeitpunkt verloren. In Rs Familie ist Ballsport ein großes Thema. Der Vater hat in jungen Jahren Basketball und die Mutter hat Volleyball

gespielt. Sie wollten ihrem Sohn ebenfalls positive Erfahrungen, die sie selbst in Team-sportarten erlebt haben, wie den Zusammenhalt und das Miteinander, erleben lassen. (vgl. I5 2019:19).

R ist mittlerweile 20 Jahre alt, hat ein Gymnasium besucht und dieses mit der Matura abgeschlossen. Anschließend hat er mit einem Studium an der Wirtschaftsuniversität begonnen. Ausbildung ist seinen Eltern sehr wichtig. Da sie selbst aufgrund von Krieg und Flucht keine Möglichkeit hatten, selbst einen höheren Bildungsgrad zu erwerben, sind beide Elternteile enorm stolz auf ihren Sohn. Dadurch erfährt R ein hohes Maß an Anerkennung innerhalb seines Familienverbundes, da er die erste Person aus jener ist, die eine Universität besucht (vgl. I5 2019: 33-34).

R hat in seinem privaten Umfeld Freundschaften mit anderen jungen Burschen geschlossen. Mit seinen Freunden hat er den Besuch eines Handballspiels einer bekannten Wiener Handballmannschaft namens Fivers Margarethen besucht. In dieser Mannschaft spielte ein Junge aus seiner Nachbarschaft. Der Besuch des Spiels mit seinen guten Freunden regte bei ihm das Interesse an diesem Sport an. Der Minderjährige erzählte seinem Vater mit Begeisterung von dem Handballspiel. Sein Vater, der sich sehr intensiv mit der sportlichen Entwicklung seines Sohnes auseinandersetzte, schaute sich nach einem Handballverein in der Nähe ihres Wohnortes um. Die Verbundenheit, welche der Vater zu seinem Sohn durch den Sport hervorrief, stärkt die Annahme, dass der Sohn dies als sehr stützend empfand. Die Aussage Rs:

„[...] einen Nachbar der hat in Wien bei den Fivers gespielt und wir warn dann mal beim Match zuschauen.[...] Mein Vater hat dann gleich geschaut, welche Vereine in der Nähe sind. Ich wohn in Floridsdorf, dort hab ich einen Verein um die Ecke[...] (I5 2019: 56-61)

In diesem Familiensystem hat der Vater eine sehr dominante Rolle inne.

„Ich habe mit meinem Vater und Bruder immer Fußball und Basketball gespielt[...], und er hat eigentlich entschieden, dass wir nicht so gut Fußball spielen können. Ich hab gesagt, kann ichs mit Handball probieren [...]. Er hat ja gesagt, und es ging eigentlich ganz gut.“ (I5 2019:43-49)

Mit diesem Zitat wird deutlich, dass ohne die Zustimmung des Vaters keine sportliche Zukunftsentscheidung getroffen wurde. Die Entscheidungskraft wird von R nicht in Zweifel gestellt. Entscheidungen, die der Vater trifft, werden als stützend und aus einem Gefühl des väterlichen Beschützens, heraus empfunden (vgl. I5 2019: 43-49). Die starke und hilfreiche Förderung seines Vaters beim Sport hat R als befreiend erlebt (vgl. I5 2019: 398-399.). Der junge R hat die Unterstützung seines Vaters ebenfalls als leistungsfördernd empfunden, da es für ihn eine positive Erfahrung war, dass sein Vater ihn beim Training und den Meisterschaftsspielen unterstützt hat. Dies hat er wie folgt beschrieben:

„[...]Ja der Vater ist vor allem, der ist auch immer zu den Matches und zum Training gekommen. Der hat das schon ziemlich gepuscht, dass ich irgendeinen Sport mach[...]. (I5 2019:100-103)

Die Mutter des Befragten empfindet ein hohes Maß an Fürsorge für ihren Sohn. Dies sorgte dafür, dass sie die Handballspiele von R kaum besuchte. Die hohe Intensität und das teilweise sehr körperbetonte Spiel und damit die Gefahr, ihr Kind beim Sport verletzt sehen zu müssen, vermied sie, indem sie die Handballspiele nicht vor Ort mitverfolgte. (vgl. I5 2019: 398-399).

Durch das Handballspiel hat R intensive und gute Erfahrungen mit anderen Kindern und Jugendlichen erfahren. R wurde in den bestehenden Kreis der „Handballfamilie“ rasch aufgenommen und konnte durch die erworbenen starken Verbindungen innerhalb dieser Peer-Group Vertrauen und Gemeinschaftsgefühl erleben und mitgestalten. Der neue erworbene Freundeskreis hat ein hohes Maß an Zufriedenheit mit sich gebracht und weiters zur Stärkung seines Selbstwertes beigetragen (vgl. I5 2019:156-160).

Als weiteren positiven Effekt des Handballsports beschreibt R den Bereich der Aktivität. R fühlt sich nach Handballspielen körperlich ausgelaugt. Das Spiel empfindet er als sehr anstrengend, da es aus der Kombination von körperlicher und geistiger Anstrengung zu einem Erschöpfungszustand kommt. Diesen Zustand beschreibt der junge Mann als durchwegs positives Empfinden, da er an seine körperlichen Grenzen gegangen ist. Besonders befriedigend empfindet R diesen Zustand der Erschöpfung in Verbindung mit einem Sieg. R erläutert dies wie folgt:

„Nach dem Match kann ich manchmal ein zwei Tage nicht gehen, aber man fühlt sich besser danach. Vor allem wenn man dann auch gewinnt.“ (I5 2019: 144-146). „Erst mal ist oft alles möglich, auch wenn man schwächer ist mit genug Kampfgeist kann man gewinnen.“ (I5 2019: 137-138)

Mit diesem Zitat beschreibt R den Handballsport als Beziehungsförderung, was wiederum ein verbindendes Element der Teamstärkung aufzeigt. Die individuelle Steigerung der Entwicklung der eigenen Persönlichkeit führt bei dem Handballer zu einem für ihn positiven Effekt. Der Interviewte erlebt in seiner Zeit als Handballspieler das Zusammenleben in der Gruppe als sehr positiv. Gemeinsame Erfolge und Niederlagen erzeugten eine starke Bindung zum Handballsport und zu dort tätigen Personen. Der Zusammenhalt wird als sehr bereichernd geschildert. Aus diesen Erlebnissen heraus haben sich auch außerhalb des Feldes Handball-Freundschaften entwickelt. Zu seinem ehemaligen Trainer und manchen Mitspielern wird bis heute eine enge Beziehung gelebt (vgl. I5 2019:365-371). R hat durch regelmäßige verbale und nonverbale Kommunikation am Feld gelernt, wie man mit seinen Mitmenschen wertschätzend umgeht. Rücksichtnahme und Achtsamkeit sind Bereiche, die zum fairen Umgang miteinander beitragen. Das schildert er wie folgt:

„Ich hab gelernt wie man richtig mit Leuten kommuniziert würde ich auch sagen beim Handball. Und auch ein bisschen – Handball ist ja ein ziemlich harter Sport, aber ist doch ein ziemlich fairer Sport. Also das Fairnessding hab ich auch gelernt.“ (I5 2019: 507-510)

Für ihn sind die achtsame Kommunikation, das persönliche Eingestehen von Fehlern und der einhergehende, wertschätzende gegenseitige Umgang mit Problemen ein wichtiger Bereich des Erlernten während seiner Jugendzeit als Handballer (vgl. I5 2019: 513-516).

„Also wenn irgendwer irgendein Problem gehabt hat oder wenn irgendwer eine Hilfe gebraucht hat. Beim Umziehen, oder beim Autokauf – bei irgendwas. Ich war schon bei allem Möglichen dabei.“ (I5 2019:478-479)

Aufgrund dieses Hinweises von R empfindet er den Zusammenhalt in der Handballgemeinschaft als ein sehr prägendes Element. Die gegenseitige Unterstützung auch außerhalb des Handballumfeldes war und ist gegeben. Der Interviewte R sieht das Feld Handball auch als Form der Integration. Persönlich fühlte er sich in Österreich immer wohl. Bei Kollegen aus dem ehemaligen Jugoslawien hat aus seiner Sicht der Handballsport eine stark verbindende Funktion gehabt. Durch das Training sind Kinder und Jugendliche aus unterschiedlichen Herkunftsländern in Kontakt getreten und haben einen Ort gefunden, an dem jeder seinen eigenen Teil zum Erfolg des Ganzen beigetragen hat.

Der Interviewte konnte aus seiner sprachlichen Vielseitigkeit - er beherrschte schon als Kind die deutsche und die serbokroatische Sprache - ein gutes Element der Verbindung zwischen Jugendlichen ohne Migrationshintergrund und jenen mit serbokroatischen Eltern bieten (vgl. I5 2019:489-500).

R sieht in seinem persönlichen Umfeld viele Gemeinsamkeiten zwischen Personen aus dem Balkan und jenen, welche nicht diesen familiären Hintergrund besitzen. Jedoch kommen in unterschiedlichen Situationen laut seiner Formulierung immer wieder Unterschiede zum Vorschein. Bei Handballspielen, meint R, dass bei Eltern aus dem ehemaligen Jugoslawien, die Emotionen anderes zum Vorschein treten als bei den Eltern der Mitspieler*innen, welche keinen Migrationshintergrund aufweisen. Die aktive Unterstützung der eigenen Eltern und daraus folgenden verbalen lauten Kommunikation während eines Meisterschaftsspiels auf der Tribüne der Handballhalle unterscheidet sich nach den Angaben von R deutlich von jenen Eltern dessen Mitspieler nicht aus dem Balkan kommen. Emotionale verbale Reaktionen zu den eigenen Kindern, den Gegenspieler*innen und den Schiedsrichter*innen sind keine Seltenheit (vgl. I5 2019:185-188).

Weiters formuliert der Befragte, dass nicht die Einstellung zum Spiel, sondern der Umgang mit erlebten Ereignissen, ob positiv oder negativ, eine Differenzierung zu jenen Mitspieler*innen hervorgebracht hat, welche nicht aus dem Balkan stammten. Der Umgang mit negativen Erfahrungen stellte für den Interviewten eine große Herausforderung dar. Er und seine Mitspieler aus dem ehemaligen Jugoslawien gingen mit Misserfolg nach Meisterschaftsspielen sehr emotional um, dies argumentiert er wie folgt: „Ein Mitspieler hat, wenn wir verloren haben, die Kabine auseinandergenommen“ (I5 2019:211). Der Interviewte hat in seiner Handballjugendzeit die Erfahrung gemacht, dass die Bedeutsamkeit des Sports bei ihm und anderen Jugendlichen mit Migrationshintergrund eine tiefere Verbundenheit ausgelöst hat

Über den Handballsport Anerkennung und Wertschätzung zu generieren ist nach Rs Erfahrungen bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund deutlich höher als bei den anderen Mitspielern seiner Mannschaft. Die Bedeutung und die daraus resultierende persönliche Einstellung zum Sport haben für R einen hohen persönlichen Stellenwert in

seinem Leben (vgl. I5 2019:180-184). R behauptet, aus seiner Herkunft und seinem stark empfundenen Heimatgefühl einen Bezug auf die Art und Weise wie Handball aufgefasst und teilweise gespielt wird, begründen zu können. Identität erzeugt Sicherheit und die daraus erfahrene Selbstfindung schafft eine Verbundenheit mit Kindern und Jugendlichen, welche ebenfalls familiäre Hintergründe im Balkan aufweisen. Dies kann möglicherweise auch zu einer Abgrenzung zu Personen führen, die diesen Migrationshintergrund nicht aufweisen. R beschreibt:

„Viele Eltern, viele Jugendliche, und irgendwie die Art wie die Kinder, die einen Migrationshintergrund haben, aus der Region, Handball spielen ist irgendwie anders, glaub ich, wenn mans mit den Kindern die keinen haben vergleicht.“ (I5 2019:177-179)

Der Befragte generiert Verbundenheit zu Mitspieler*innen aus dem ehemaligen Jugoslawien. Der Bereich der Religion stellt für ihn kaum einen Mehrwert an Zugehörigkeit dar. Der Befragte generiert hohe Vertrautheit unter seinen Mitspielern aufgrund der gemeinsamen Muttersprache (Serbokroatisch). Die unterschiedlichen Religionen sind in seiner Wahrnehmung kein wesentlicher Bestandteil der Gruppenbildung. Deshalb entsteht daraus kaum ein Gefühl der Verbundenheit bzw. der Differenzierung (vgl. I5 2019:256-262).

Hohe Vertrautheit unter seinen Mitspielern und die daraus hervorgehende Freude am Spiel haben bei dem Interviewten keinen bedeutsamen Zusammenhang mit seinem Religionsbekenntnis gezeigt, was dieses Zitat des Interviewten bekräftigt: „Viele von meinen Mitspielern haben sicher nicht gewusst, dass ich Moslem bin. Mein Spitzname war Richi“ (I5 2019:271-272). In der Lebenswelt von R hat Religion etwas Identität-Schaffendes: „Ich mein viele Sachen in der Religion sind ja gut“ (I5 2019:352), dies hat jedoch keinen Einfluss auf ein wertschätzendes Zusammenleben mit Personen anderen Glaubens. R empfindet keine Zugehörigkeit oder Abgrenzung Menschen gegenüber, die nicht muslimischen Glaubens sind, was er diesbezüglich formuliert: „Also mir wars auch egal ob jemand Moslem ist oder Christ.“ (I 52019:357-358)

Im Familienverbund des Befragten wird der muslimische Glaube sehr unterschiedlich gelebt. Die Bedeutung der Religion hat für jedes Familienmitglied eine unterschiedlich hohe bzw. geringe Bedeutung. Diese spiegelt sich in der Ausübung des Glaubens, zum Beispiel durch den Besuch einer Moschee oder durch die Anzahl des Betens, wider. Verbote wie der Konsum von Alkohol werden innerhalb des Familiensystems unterschiedlich streng praktiziert. Der Bruder lebt streng religiös, dies beschreibt R durch mehrmaliges Beten am Tag und den regelmäßigen Besuch einer Moschee. Der Vater von R betet kaum und konsumiert auch Alkohol. Im Leben der Mutter des Befragten spielt die Religion eine wichtige Rolle. Dieser Familienverbund zeigt deutlich, dass jeder in diesem System seinen individuellen Zugang zum Bereich Religion ausübt und dies von allen andern akzeptiert wird (vgl. I5 2019:335-338).

R bezeichnet die eigene erbrachte Leistung innerhalb des Teams als wichtigen Bestandteil seiner Wertschätzung in diesem Gefüge. Durch den Faktor der eigenen gut erbrachten Leistungen am Spielfeld steigt bei R auch die Akzeptanz innerhalb der Mannschaft.

Dies ermöglicht ihm eine Führungsposition innerhalb des Teams einzunehmen. Die persönliche spielerische Leistung steht unmittelbar mit der hohen Akzeptanz innerhalb der Mannschaft in Zusammenhang. Der Befragte nutzt diese Stellung innerhalb des Teams um klare, hilfreiche Hinweise an seine Mitspieler zu geben, um auf Verbesserungsmöglichkeiten hinzuweisen, welche beim Einzelnen und im Endeffekt beim ganzen Team zur Leistungssteigerung beiträgt (vgl. I5 2019:460-463).

Trotz seines hohen Zeitaufwandes für Familie, Handballspielen und Studieren nimmt er sich Zeit, selbst die Tätigkeit eines Handballtrainers auszuüben. In seiner Jugend hatte sein erster Trainer aufgrund von dessen Vorbildfunktion für R großen Einfluss auf die später entwickelte Handballeidenschaft. Dies bekräftigt er mit der Aussage: „Naja der Trainer damals war wirklich ein netter Trainer [...] der hat mir versucht alles beizubringen.“

Da R schon seit Jahren mit dem Handballsport verbunden ist, hat er begonnen sein Fachwissen an Kinder, in Form von Handballtrainingseinheiten, weiterzugeben. R hat in seiner Jugend durchwegs sehr positive Erfahrungen mit der Funktion des Handballtrainers gemacht und übt nun diese Tätigkeit neben seinem Studium aus. Der Interviewte schildert, dass es ihm großen Spaß bereite, sein bereits erworbenes Wissen in diesem Bereich an Kinder weiterzugeben (vgl. I5 2019:416-417). Seine Motivation in diesem Bereich sei hoch. Das Arbeiten mit Kindern bereitet ihm viel Freude. Die Vermittlung seines Handballwissens und seiner bis dato erworbenen Lebenserfahrung an seine Handballschüler kann möglicherweise auch anstrengend sein, erzeugt jedoch ein großes Maß an Selbstbestätigung und Freude bei ihm (vgl. I5 2019:82-84).

8.3.2 Handballer F, 14 „Leistung ist alles.“

F begann mit dem Handballsport als er 10 Jahre alt war. Da es in seinem Alter keine passende Altersgruppe gab, begann er in einer Gruppe von älteren Kindern mitzuspielen. Dies geschah auch auf den ausdrücklichen Wunsch seines Vaters, da dieser meinte, dass der Interviewte den Handballsport besser erlerne, wenn er mit älteren und stärkeren Mitspielern zusammenspiele (vgl. I6 2020: 148-151). Der Befragte hat aus seiner eigenen Betrachtungsweise heraus das Gefühl erlangt, dass er dadurch einen enormen spielerischen und körperlichen Gewinn erzielen konnte. Durch die Aussage: „Somit auch viel mehr Kraft bekommen und dann auch in dem Alter in dem ich war hab ich auch gemerkt, dass ich stärker bin als andere in meinem Alter.“ (I6 2020:153-155), wird deutlich, dass die körperliche Stärke für den Befragten von hoher Bedeutung für sein eigenes Selbstwertgefühl ist.

Heute ist F 14 Jahre alt und besucht eine 5-jährige Sportakademie mit Matura und integriertem Internat. Von Montag bis Freitag lebt er im Sportinternat in der Südstadt bei Maria Enzersdorf, um sich zeitlich intensiv dem Handballsport und der Schule widmen zu können. „Ich glaube so um die sieben bis acht Mal in der Woche, und dann kommen noch Krafttrainings dazu. So zwei drei, und dann noch einmal Ausdauertraining“ (I6 2020:76-77). Die lange Dauer, die häufige Frequenz und die hohe Intensität der Trai-

ningseinheiten in der Akademie sind für ihn wichtig und wertvoll, um seine handballerischen Fähigkeiten weiterzuentwickeln und zu verbessern, um möglicherweise eines Tages auf demselben oder einem höheren Niveau Handball zu spielen als sein Vater und um weiters die Anerkennung und Wertschätzung aus seinem familiären Umfeld zu erhalten.

Der Befragte erzählt, dass beide Elternteile selbst Handball gespielt haben. Der Vater dient dem Jugendlichen als Vorbild, da dieser selbst auf sehr hohem Niveau den Handballsport ausgeübt hat. Aufgrund der väterlichen Präsenz in diesem Sport, ist es für F ein Bestreben, seinem Vater nachzueifern und dessen Erwartungen zu erfüllen (vgl. I6 2020:16-17). Die hohe Leidenschaft und Kompetenz des Vaters in diesem Sport beschäftigen das familiäre Umfeld von F bis heute sehr stark. Der Handballsport ist ein immer wieder kehrendes Thema im Zusammenleben der Familie (vgl. I6 2020: 24-25).

F hat drei ältere Geschwister, die ebenfalls alle sehr sportlich sind bzw. in deren Jugend waren. Seine zwei älteren Brüder haben den Sport Fußball sehr intensiv betrieben. Dies zeigte sich dadurch, dass sie eine Sportakademie mit dem Schwerpunkt Fußball besucht haben (vgl. I6 2020: 30-31). „Eine Schwester hab ich die war Volleyballspielerin. Die war auch in einem Ballsportgymnasium“ (I6 2020: 38-39). Dies verdeutlicht, dass alle Geschwister von F sich intensiv mit Sport, ohne dass ein geschlechtlicher Unterschied ausgemacht wurde, auseinandergesetzt haben. Die Eltern des Befragten legen, hohen Wert auf die sportliche Ausbildung ihrer Kinder.

Auch die schulische Bildung war und ist für die Eltern von F ein wesentlicher Punkt. Seine drei älteren Geschwister haben die Matura in einem Gymnasium absolviert. Er selbst besucht zurzeit ebenfalls eine Sportakademie, welche mit Matura abschließt. (vgl. I 6 2020: 43-44).

F lebt in einem sehr sportaffinen familiären Umfeld. Die teils hohen Ansprüche von seinen Eltern an ihn, einen Sport auszuüben, werden von dem Jugendlichen nicht in Frage gestellt, sondern akzeptiert und ebenfalls mit einhergehenden hohen Erwartungen an sich selbst geknüpft. Dies beschreibt er wie folgt: „Also ich wusste halt es war nie eine Option – auch für meinen Vater nicht und für meine Mutter, dass ich keinen Sport mache. Und für mich war es auch keine Option“ (I6 2020:105-106). Der Befragte hat seit dem Volksschulalter Fußball gespielt. Die Faszination einen Mannschaftssport auszuüben, hat ihn immer schon gereizt. Die hohe Leidenschaft, welche man in einem Teamgefüge erlebt, hat etwas Verbindendes und erzeugt Zugehörigkeit zu einer Gruppe, da man selbst ein Teil jener ist. Vor vier Jahren hat F begonnen den Handballsport auszuüben und das Fußballspielen beendet (vgl. I6 2020:48-49).

Der Interviewte stellt fest, dass aufgrund der väterlichen Tätigkeit – der Vater von F ist selbst Handballtrainer eine Wahl zum Handballsport vom Vater unterstützt wurde. Die möglicherweise indirekte Beeinflussung des Vaters auf den Sohn und die daraus richtungsweisende Wahl der Sportart merkt F wie folgt an: „Aber es war halt dann naheliegend, weil er auch so eine gute Verbindung mit Handball hat. Also hab ich das genommen. Bin auch ziemlich zufrieden mit der Entscheidung.“ (I6 2020: 114-116).

Der Interviewte erlebt eine starke Verbindung zu seinem Vater, welche sich in der gemeinsamen starken Verbundenheit zum Handballsport zeigt. F stellt fest, dass sein Vater hohe Erwartungen im sportlichen Bereich in ihn setzt. Die Mutter des Befragten steckt ebenfalls hohe Erwartungen in ihren jüngsten Sohn. Dies wird wie folgt formuliert:

„Es macht halt meine Mutter stolz mich spielen zu sehen und ich glaube ihr größter Traum wäre es, dass ich mal in einer Champions-League-Mannschaft auf dem Feld stehe“ (I6 2020:337-339). „Ich glaub das ist ihr größter Wunsch und sie sagt immer, dass ich schaffen soll, dass sie eine VIP Karte bekommt zu einem Spiel von mir.“ (I6 2020:341-343)

Von beiden Elternteilen wird auf den Jugendlichen Druck ausgeübt, um möglicherweise eigene, nicht erfüllte Leistungen im sportlichen Kontext auf F zu projizieren und dadurch eine persönliche Befriedigung zu erlangen.

„Ich glaub der Spaß am Fußball ist mir vergangen. Und aufgrund meines Vaters, weil er ja früher schon Handballer war, hat ich auch schon einen Bezug darauf“ (I6 2020:53-54). Diese Wortmeldung aus der Sichtweise von F lässt darauf schließen, dass der Vater eine bedeutende Vorbildfunktion für den Befragten darstellt. Dies hat einen großen Einfluss auf die Auswahl des Sports und ist für F richtungsweisend für seine sportliche Zukunft. Der Vater hat für den Jugendlichen eine einflussreiche Vorbildfunktion.

Möglicherweise sieht der Vater in seinem jüngsten Kind die für ihn letzte Chance, eines seiner Kinder zu einem erfolgreichen Handballspieler heranwachsen zu sehen, und übt dadurch bewusst oder auch unbewusst Druck auf F aus.

Der Befragte vermutet, dass nicht die Art des Sports ausschlaggebend für die Wertschätzung seines Vaters ihm gegenüber ist, sondern die Einstellung und intensive Konsequenz, diese auszuüben. Dies begründet F wie folgt:

„Aber ich glaub auch er wär auf jede Entscheidung stolz gewesen die ich gemacht hätte. Egal auch wenn ich jetzt Fußball weitergemacht hätte. Oder wenn ich irgendeinen anderen Sport gemacht hätte.“ (I6 2020:112-114)

Der Interviewte stellt für sich unterschiedliche Thesen auf, die seinen persönlichen Reiz des Handballsports ausmachen. F beschreibt: „Dass ich dann Wut abbauen kann und das ist auch eines der Gründe warum Handball so geil ist für mich.“ (I6 2020: 135-136) Diese Aussage zeigt, dass der Jugendliche den Sport Handball als Instrument des intensiven Spannungsabbaus sieht. Körperlich an seine Grenzen zu gehen und damit ein hohes Maß an körperlicher Ertüchtigung und den damit verbundenen Spannungsabbau zu generieren, erzeugt bei F in hohem Maß positive Wirkung. Für den Jugendlichen ist Handball ein Ventil, um persönliche, emotionale Anspannungen durch intensive sportliche Ertüchtigung abzubauen. „Dass er mich aufgereggt hat, und dass ich mich rächen kann sozusagen“ (I6 2020:133). Diese Aussage lässt zu folgender Vermutungen schließen, dass F über eine teilweise geringe Frustrationstoleranzgrenze verfügt, die sich im Handballsport widerspiegelt. Übermotivation und daraus resultierender Misserfolg kann zu einer falschen Einschätzung der Spielsituation führen, und dies erzeugt bei F eine erhöhte emotionale Reaktion am Spielfeld.

Auf die Nachfrage was sich der Interviewte wünschen würde, damit ihm das Handballspielen mehr Freude bereitet antwortet er wie folgt:

„Das ist jetzt vielleicht ein bisschen gemein von mir, aber ich würde jetzt sagen die schlechten Spieler, dass man die halt rausschmeißt.“ (I6 2020:287-288) „Das Niveau steigt dann und es sind auch viel bei den Trainings besser.“ (I6 2020:292)

Die Aussagen zeigen, dass innerhalb des Teams der Zusammenhalt schwächeren Mitspielern gegenüber nicht gegeben ist. Mangelnde Achtsamkeit und damit verbundene Unterstützung Mitspielern gegenüber, welche spielerisch sich nicht auf dem Niveau der Besten im Team bewegen, fallen in der Bedeutung des Befragten deutlich ab. Diese Aussagen lassen sich auf einen hohen persönlichen Ehrgeiz zurückführen. Der eigene Anspruch, ein sehr guter Handballer zu werden, geht eventuell auch aus den familiären Erwartungen hervor. Wie zum Beginn seiner Aussage: „das ist jetzt vielleicht ein bisschen gemein von mir“ (I6 2020:287) ersichtlich, kann der Jugendliche erkennen, dass diese Sichtweise für das aktuelle Gemeinschaftsgefüge innerhalb der Mannschaft nicht förderlich ist. Der Interviewte führt den ihm entgegengebrachten hohen Respekt und große Anerkennung innerhalb des Mannschaftsgefüges auf seine eigenen erbrachten Leistungen am Spielfeld zurück. Die Hierarchie innerhalb der Jugendlichen nimmt sehr starken Einfluss auf deren erbrachte Leistungen im Sport. Der permanente Konkurrenzkampf innerhalb der Mannschaft erzeugt bei jedem Einzelnen enormen Druck, dieses Spielniveau zu halten und zu verbessern. Die Angst in der internen Teamhierarchie durch schlechte Leistungen am Spielfeld abzustiegen, ist vorhanden. (vgl. I6 2020:400-403).

Teamintern fühlt sich der Interviewte zurzeit sehr wohl, Vielfalt ist ein präsent Thema im Handballverein. F hat in seiner aktuellen Mannschaft Mitspieler aus unterschiedlichen Herkunftsländern. Seine Mitspieler weisen unterschiedliche Migrationshintergründe auf. Diese sind serbischer, kroatischer, mazedonischer, marokkanischer und kurdischer Herkunft. Die hohe Vielfalt an unterschiedlichen ethnischen Einflüssen in seiner Mannschaft sind für den Interviewten keine bedeutsamen Einflussfaktoren für das gemeinsame Zusammenleben innerhalb des Teams (vgl. I6 2020:161-163).

F erzählt, dass eine enge Verbindung von Jugendlichen aus dem ehemaligen Jugoslawien, denen auch er sich zugehörig fühlt, innerhalb seiner Mannschaft gegeben ist. Die gemeinsame Sprache ist möglicherweise ein stark bindendes Element innerhalb dieser Gruppe der Handballmannschaft. Der Befragte betont, dass das Zusammenleben von unterschiedlichen Nationalitäten kaum anspruchsvoll ist und stets eine starke Verbindung innerhalb des Teams herrscht: „Ich hab genauso gute beste Freunde als Österreicher, als auch Kroatien, Bosnier, alles.“ (I6 2020:183-184)

Der Interviewte beschreibt unterschiedliche Gruppenbildungen innerhalb des Teams, die sich aufgrund derer ethnischer Herkunft zusammensetzt. Der Interviewte bezeichnet Personen jeglichen Migrationshintergrundes als seine Freunde. „Wir sind genauso gut mit Österreichern wie mit Kurden, wie mit Marokkanern, wie mit allen befreundet. Also da gibt's keinen Hass dazwischen. Sollte es auch nicht geben in meinen Augen (I6 2020:

178-180). Der Interviewte beschreibt den Zusammenhalt der Jugendlichen mit Migrationshintergrund aus dem ehemaligen Jugoslawien als sehr hoch. F stellt dar, dass unter den Jugendlichen immer wieder aufmunternde Worte und Gesten getätigt werden, wenn man diese aufgrund von schlechten Leistungen am Spielfeld benötigt. Ebenfalls ein hohes Maß an positiver Motivation, welche F als sehr bedeutsam empfindet, findet unter den Jugendlichen mit Migrationshintergrund aus dem ehemaligen Jugoslawien statt (vgl. I6 2020:266-270). Die Möglichkeit für den Befragten, sich mit Freunden auf Serbokroatisch zu unterhalten, schafft innerhalb dieser Gruppe ein Gefühl der Verbundenheit zueinander. Teilweise wird die Sprache, welche Außenstehende nicht verstehen, als Schutz gegenüber der Außenwelt empfunden und genutzt. Möglicherweise verwendet F die Sprache, um sich von Personen, welche diese Sprache nicht verstehen, ein wenig abzugrenzen. Der Interviewte formuliert dies folgendermaßen:

„Ich rede serbisch mit meinen Freunden. Manchmal auch wenn man etwas nicht laut sagen will auf Deutsch, weil es dann alle verstehen würden, sag ich dann halt etwas auf Jugo.“
(I6 2020: 228-230)

F verdeutlicht mit der Aussage: „Doch es gibt halt jetzt schon so Verhaltensmuster, die jetzt Ex-Jugos haben, die jetzt kein Niederösterreicher hat.“ (I6 2020:221-222). Möglicherweise gibt es Bereiche im Zusammenleben, wie Autorität und Zurückhaltung der Jugendlichen, welche in unterschiedlichen Migrationsgruppen differenziert wahrgenommen werden.

Unterschiede sind in seiner Wahrnehmung vorhanden, führen laut seiner Aussage, zu keiner unterschiedlichen Akzeptanz anderen Gruppen gegenüber. F erklärt wie folgt in diesem Zusammenhang: „Ich akzeptier alles“ (I6 2020:217).

F verfügt in seinem Freundeskreis über Personen, die Religion als ein wichtiges Instrument zur Schaffung ihrer persönlichen Identität nutzen. Im Zusammenleben der Handballspieler sind keine Unterschiede zwischen diesen Personengruppen zu bemerken. Jede Person hat die eigene Freiheit, sich dem Thema Religion in dem Maße zu widmen, wie sie es persönlich möchte, ohne jegliche positive oder negative Rückmeldungen innerhalb der Peer-Group zu erfahren (vgl. I6 2020: 258-260). Der Interviewte hat ein serbisch-orthodoxes Glaubensbekenntnis, wie alle seine Familienmitglieder. Dieses erzeugt bei ihm kein Empfinden der Verbundenheit mit anderen Personen dieser Glaubensgemeinschaft. „Ja serbisch orthodox. Aber jetzt wirklich einen Glauben - so fühl ich halt jetzt nicht irgendwie.“ (I6 2020: 248-249). Halt, Identifikation oder Bindung sind für den Jugendlichen keine Indikatoren, die er aus dem Bereich der Religion für sich bezieht (vgl. I6 2020: 248-249).

Ein hohes Maß an Bindung im Handballsport hat der Jugendliche mit seinem aktuellen Trainer in der Sportakademie aufgebaut. F empfindet große Unterstützung von Seiten seines Handballtrainers. Ein hohes Maß an Vertrauen hat der Trainer beim Befragten erworben. Dies bezieht sich nicht nur auf den sportlichen Bereich, auch in persönlichen Gesprächen, welche ein hohes Maß an Vertrautheit voraussetzt, werden Probleme und Ratschläge dem Jugendlichen von Seiten des Trainers gegeben und auch aufgrund der großen Vorbildfunktion angenommen. Diese persönliche Beziehung, welche in dem Feld

Handball erlangt wurde, beeinflusst Teilbereiche des Lebens von F und liefert Denkanstöße, um gewisse Themen reflektiert betrachten zu können. Die wird durch folgende Aussagen bekräftigt:

„Ja mit einem Trainer, mit dem bin ich sehr gut. Also gibt mir halt viele Tipps. Nicht im Handball, sondern auch im alltäglichen Leben“ (I6 2020: 273-275). „Kann man schon als Vertrauensperson bezeichnen“ (I6 2020: 277).

8.3.3 Handballer N, 13 „Der Sport hilft mir weiter.“

N ist ein 13-jähriger Jugendlicher, der in Österreich geboren wurde. Seit fünf Jahren spielt N in Wien Handball. Aufgrund der Herkunft der Eltern hat N bis zu seinem 6. Lebensjahr in Syrien gelebt. Laut den Aussagen des Befragten hat sein Vater schon früh erkannt, dass es zu einem Bürgerkrieg innerhalb des Landes kommen wird. Daher ist die Familie von N vor sieben Jahren nach Österreich zurückgekehrt. Der Interviewte besitzt schon seit seiner Geburt die österreichische Staatsbürgerschaft. N hatte schon in jungen Jahren Flucht und die damit stark einhergehende Angst und Unsicherheit, die eine solche Lebenssituation mit sich bringen kann, erlebt (vgl. I4 2019:10-14).

N besucht zurzeit ein Gymnasium in Wien. In seinem Familienverbund wird großer Wert auf schulische Ausbildung gelegt (vgl. I4 2019:37). N wächst in einem familiären Umfeld auf, indem Sport keine wesentliche Rolle einnimmt. Die Eltern von N hatten aufgrund der ländlichen Strukturen, in denen sie in Syrien lebten, kaum eine Möglichkeit, Sport in der Gemeinschaft zu erleben. Laut Aussage des Interviewten hat es nur in urbanem Raum in Syrien die Möglichkeit gegeben, sich einem Sportverein anzuschließen und dadurch die Möglichkeit zu erlangen, verbindende Erfahrungen aus dieser Art des Zusammenlebens zu generieren (vgl. I4 2019:21-23).

Der Jugendliche konnte durch seine eigene Begeisterung für den Sport auch das Interesse des Vaters diesbezüglich wecken. Der Interviewte nutzt den Sport, um mehr Verbundenheit zu seinem Vater herzustellen. Die väterliche, hohe Wertschätzung dem Sohn gegenüber und dessen Leistungen im Handballsport unterstützt die Zusammengehörigkeit (vgl. I4 2019:72-75). Vor allem die Beziehung zu dem Vater des Befragten ist mit einem hohen Maß an Vertrautheit und liebevoller Unterstützung verbunden. Dies formuliert der Interviewte wie folgt: „Er hat gesagt, er unterstützt mich überall.“ (I4 2019:208-209) Die väterliche Förderung ist für N ein bedeutender Grund unbeschwert und mit Freude diesen Sport auszuüben (vgl. I4 2019:207-210).

Die Eltern von N besuchen laut seiner Aussage: „Aber meine Eltern sind immer bei jedem Spiel dabei“ (I4 2019:194) jedes Handballspiel. Die offenbar wertschätzende Haltung seiner Eltern ihm und seiner sportlichen Tätigkeit gegenüber erzeugt bei dem Jugendlichen ein hohes Maß an Freude. Die Anwesenheit der Eltern bei den Handballspielen führt zu einem scheinbar positiven Element der Verbundenheit in der elterlichen Beziehung zu dem Interviewten.

N hat in seinem Familiensystem einen Onkel, der ebenfalls Handball gespielt hat. Seine eigenen handballerischen Fähigkeiten erzeugen bei dem Befragten eine starke Verbundenheit zu seinem Onkel: „[...] und vom dem hab ich das halt.“ (I4 2019:31). Der Vater von N hat dem Jugendlichen Pokale seines Onkels gezeigt, welche dieser beim Handballsport erworben hat. Dies erzeugte anscheinend bei dem Jugendlichen eine gewisse Sehnsucht, mehr über seinen Onkel zu erfahren. Der Befragte formuliert es wie folgt: „Und ich weiß nicht wo er jetzt ist“ (I4 2019:30).

N hat durch eine Veranstaltung, genannt Kids-Olympiade, eines Handballvereins in seiner Schule den Erstkontakt mit dem Handballsport erlebt. Kinder und Jugendliche konnten bei spielerischen, sportlichen Aktivitäten, welche unter der Anleitung von Trainer*innen des Handballvereins ausgeführt wurden, ihre Fertigkeiten mit dem Sportgerät Ball darbringen. Der Interviewte übte die einzelnen Sportstationen gemeinsam mit seinen Mitschüler*innen aus. N hatte aufgrund von intensiv geführten Beziehungen zu guten Freund*innen, woraus innere Sicherheit und Vertrautheit resultierte, die Möglichkeit, befreit seine Ballfertigkeiten unter Beweis zu stellen. Der Befragte schildert, dass er diesen Tag, selbst Jahre nachdem er stattfand, noch immer in guter Erinnerung hat. Ein freundliches und vor allem wertschätzendes antidiskriminierendes Vereinsumfeld hat den jungen N dazu bewogen, sich bei diesem Verein ein Training anzusehen. Der erste positive Eindruck, den der Befragte von diesem Verein bekommen hat, bestätigte sich in den Folgejahren (vgl. I4 2019:132-145). N hat aufgrund seiner persönlich aufgebauten Bindung zu Schulkolleg*innen eine Basis des Vertrauens geschaffen. Da seine Freunde aus der Schule ihm den Handballsport empfohlen haben - diese übten den Sport bereits aus - hat er sich auf deren Meinung verlassen können und Handball ebenfalls ausprobiert. Schnell konnte er gefallen am Handballsport entwickeln: „Er hat gesagt das macht Spaß und so. Und dann hat es wirklich Spaß gemacht.“ (I4 2019:68-69) N besuchte die ersten Trainingseinheiten mit Freunden aus seiner Schule. Das gegenseitig aufgebaute Vertrauen, welches N durch die eigene Gruppe erfuhr, hatte einen hohen Anteil an der Stärkung seiner eigenen Persönlichkeit. Die gegenseitige Unterstützung und der Zusammenhalt waren für den Interviewten zu Beginn seiner Trainingsbesuche eine wesentliche Stütze. Dies formuliert N wie folgt: „Und man hat halt Freunde, wenn man allein ist.“ (I4 2019:153)

Weiters wird von N die geringe örtliche Distanz von zwei bis drei Minuten Fußweg vom Wohnsitz des Befragten zur Sporthalle als positiver Aspekt wahrgenommen, da für den Jugendlichen ein geringer zeitlicher Aufwand besteht, die häufigen Trainingseinheiten rasch und ohne zusätzlichen finanziellen Aufwand zu besuchen (vgl. I4 2019:57-59).

Der Jugendliche geht von Montag bis Freitag vier Mal zum Training. Es bereitet ihm große Freude, mit seinen Mitspielern im Rahmen des Handballs Zeit zu verbringen. Freundschaftspflege innerhalb des Teams ist ihm sehr wichtig. Sich während des Trainings körperlich anzustrengen, um daraus Erschöpfung zu generieren, wird von N positiv empfunden (vgl. I4 2019:52-55).

Die Wahl des Handballsports hat bei N vielschichtige Gründe. Er hat Handball gewählt, da er persönlich in dieser Sportart höhere Chancen sieht, auf sehr starkem spielerischem

Niveau zu agieren und persönliche Erfolge aufgrund des geringeren Wettbewerbs zu erzielen. „Da nehme ich eine weniger populäre Sportart.“ (I4 2019:109) „Da hab ich halt viel mehr Chancen berühmt zu werden“ (I4 2019:113-114). Dies deutet darauf hin, dass der Befragte starken Wert auf Anerkennung und Bestätigung aus seinem Umfeld durch eventuell zukünftig erbrachte Leistungen legt. Der damit verbundene soziale Aufstieg, welchen der Interviewte als wichtigen Punkt für seine sportliche Zukunft sieht, dient ihm als Antrieb für sein tägliches Training (vgl. I4 2019:109-114). Aktuell induziert N seine zukünftigen Wünsche bezüglich Erfolge im Handballsport aus seinen derzeitigen Leistungen in seiner Altersklasse. Der Interviewte beschreibt dies wie folgt: „Ich bin in jeder Staatsmeisterschaft im All-Star Team.“ (I4 2019:121) Der Befragte übt die Tätigkeit des Torwartes aus. Die Aussage: „Aber ich habe gesehen, dass ich im Tor viel bessere Chancen hab als am Feld.“ (I4 2019:98), zeigt dass der Jugendliche gezielt auf sein bestmögliches Leistungsvermögen innerhalb der Mannschaft achtet. Er bezieht seine Motivation daraus, von seinen Mitspielern durch erbrachte Leistungen am Spielfeld große Wertschätzung zu erlangen. Sein persönlicher Selbstwert nimmt in der Gruppe durch gute Leistungen zu.

Die hohe Bereitschaft, im Training sehr konzentriert und lernwillig zu sein, dient dem Ziel, die persönlichen Leistungen und damit verbundene hohe Anerkennung im Team zu erlangen, dies formuliert N mit den Worten: „Aber ich versuche immer Vollgas zu geben, dass ich oben dabei bin.“ (I4 2019:100). Die persönliche Motivation und das steigende Selbstbewusstsein bezieht er aus selbst erbrachten Leistungen am Spielfeld und den Leistungen seiner Mitspieler. Die gemeinsame Freude über Siege, welche man im Mannschaftssport nur im Team erzielen kann, ist für den Befragten von großer Bedeutung. N schöpft aus Erfolgen seiner Mannschaft eine große Motivation, um seine persönliche Zielsetzung zu festigen und immer wieder Verbesserungen an seinem Spiel zu erreichen. Dies beschreibt der Interviewte mit den Worten:

„Und wenn ich einen Ball halte und mich so freue und alles. Und dass wir überhaupt so erfolgreich sind. Das hat mir auch Spaß gemacht. Das macht mir viel mehr Spaß, als wäre ich bei einer schlechteren Mannschaft natürlich.“ (I4 2019:224-226)

Für den Interviewten beruht seine Akzeptanz in der Mannschaft einerseits auf seinen spielerischen Fähigkeiten. Diese sind ein wesentlicher Teil, damit sein Team Erfolge erzielt. Er beschreibt dies mit den Worten:

„Ich würde sagen, ich gehöre mit zu den ganz starken Spielern ganz nach oben. Weil, ja, Torhüterposition ist die wichtigste im Handball finde ich. Also ohne Torhüter kannst du nicht spielen.“ (I4 2019:236-237)

Ein weiterer wichtiger Punkt ist für N eine funktionierende Gemeinschaft. Wenn man zusammen Leistungen lukrieren möchte, kann dies nicht allein bewältigt werden, sondern man benötigt weitere Personen. N analysiert dies folgendermaßen: „Die Spieler brauchen mich und ich brauche die Spieler“ (I4 2019:237).

Mannschaftsintern kann es zu Differenzen innerhalb des Teams kommen. Bei N wird durch sprachliche Abwertung einer anderen ethnischen Gruppe innerhalb der Handball-

mannschaft das eigene, scheinbar geringe Selbstwertgefühl gehoben. Der Befragte formuliert dies mit den Worten: „Es ist manchmal lustig, wenn man irgendwelche Scherze über Araber macht. Da lache ich selber mit.“ (I4 2019:161-162). Als wichtigen Grund für sein persönliches Zugehörigkeitsempfinden in der Gruppe führt er folgendes Zitat an:

„Weil ich spreche die deutsche Sprache gut. Gut genug wie alle anderen in der Mannschaft und das ist halt kein Hindernis für mich, dass ich heraussteche, dass ich irgendwie von woanders herkomme.“ (I4 2019:163-165)

Diese Formulierung zeigt deutlich, dass N das Element Sprache als äußerst wesentlichen Punkt der Zugehörigkeit empfindet. Der direkte sprachliche Vergleich mit seinen Mitspielern erzeugt bei ihm offenbar ein indirektes Konkurrenzdenken. Es ist ihm ein großes Anliegen, dass man aufgrund seiner sprachlichen Fähigkeiten keinerlei Bezug auf seine Herkunft schließen kann.

Auch das Alter der Befragte gehört zu den ältesten Spielern seiner Handballmannschaft trägt ebenfalls zur Akzeptanz innerhalb der Gruppe bei. Alter kann bis zu einem gewissen Grad Autorität genießen und dadurch Macht und Einfluss erzeugen. Der Interviewte analysiert dies folgendermaßen: „Und ich finde ich bin ganz weit oben mit anderen noch. Weil ich auch zu den Ältesten in der Mannschaft gehöre.“ (I4 2019:237-239)

Ein vermeintlicher persönlicher Leistungsabfall innerhalb des Mannschaftsgefüges hat laut N keinen Einfluss auf seine gefestigten, aktuell bestehenden Beziehungen zu seinen Mitspielern. Zwischen Freundschaften und handballerischen Fertigkeiten sieht der Jugendliche keine Verbindung. Dies erläutert er mit den Worten: „Nein sicher nicht. Die haben ja den besten Eindruck von mir. Die wissen wie ich wirklich sein könnte. Das ist ja das was ausschlaggebend ist“ (I4 2019:247-248).

Innerhalb der Handballmannschaft ist mit dem Thema Religion weder eine Zugehörigkeit noch eine Trennung bei dem Befragten ersichtlich. Der Befragte ist syrisch orthodoxer Christ. Seine Religionszugehörigkeit hat bei dem Interviewten im Umfeld Handball keine Relevanz. Im privaten Umfeld hat N schon negative Erfahrungen mit dem Thema Religion gemacht, da Jugendliche in seinem Umfeld seinen christlichen Glauben negativ gegenüberstanden. Hier empfindet der Interviewte den Bereich Handball als neutrale Zone, da Religionszugehörigkeit als Thema keine Relevanz aufweist. N erklärt dies folgendermaßen:

„Ich mag das nicht, wenn mich jemand aus einer anderen Religion darauf anspricht, was ich für eine Religion habe und der dann halt so blöd wegschaut oder so. Dass er irgendwas Schlechtes von mir denkt wegen meiner Religion oder so. Das gibt es halt manchmal. Aber nicht in der Mannschaft.“ (I4 2019:267-270)

8.4 Verdichtung der Ergebnisse

Die Darstellung der Ergebnisse von drei Handballern mit Migrationshintergrund wird im folgenden Text auf prägnante Inhalte und Themen verdichtet. Welche Gemeinsamkeiten, welche Unterschiede treten bei allen drei Handballern auf? Lassen sich verbindende

Elemente der Zugehörigkeit bei handballspielenden Jugendlichen mit migrantischem Hintergrund erkennen? Im vorangegangenen Teil, der Darstellung der Ergebnisse, sind drei Handballer mit Migrationshintergrund interviewt worden. Diese Personen werden mit Handballer F, Handballer N und Handballer R bezeichnet, wie dies bereits in der Darstellung der Ergebnisse erfolgte.

8.4.1 Vater – Sohn – Beziehung

Bei allen drei Handballern wurde von Seiten des Interviewten eine starke Verbindung zum eigenen Vater thematisiert. Bei Handballer N hatte der Vater keine Berührung mit dem Handballsport, bevor sein Sohn diesen ausübte. Ab dem Zeitpunkt als N Begeisterung für diesen Sport entwickelte, weckte dies das Interesse seines Vaters. Sein Vater besucht jedes Heimspiel seines Sohns, um ihm Unterstützung zu vermitteln und Zeit mit dem Sohn zu verbringen.

Bei Handballer F ist väterliche Präsenz ebenfalls ein sehr wesentliches Thema. In diesem Fall verspürt der Jugendliche mehr Leistungsdruck von väterlicher Seite, da dieser selbst ein erfolgreicher Handballer war und ähnliche oder noch bessere Leistungen von seinem Sohn erwartet, als dieser selbst erbracht hat.

Bei Handballer R hatte der Vater auch einen starken Einfluss auf die Entscheidung, dass R begonnen hat Handball zu spielen. R hat in seiner Kindheit mit dem Fußballspielen begonnen, doch der Vater meinte, dass er für diesen Sport nicht genügend Talent mitbrächte und deshalb sich etwas anderes suchen solle, in dem er Erfolge generieren könnte.

Bei allen drei Handballern hatte der Vater eine dermaßen tragende Rolle bei der Entscheidung, diesen Sport auszuüben, dass ohne die Zustimmung des eigenen Vaters das Ausüben des Handballspiels kaum möglich gewesen wäre. In allen Familiensystemen der Handballspieler berichteten die Interviewten, dass der Vater die dominante Rolle innehat. Entscheidungen werden fast nur mit Einwilligung des Familienoberhauptes umgesetzt. Da für alle drei Väter der Sport generell eine wichtige Komponente im Leben der Jugendlichen ist, war die Zustimmung und Unterstützung des Vaters ein erheblicher Faktor.

8.4.2 Ausbildung

F. besucht zurzeit ein Sportinternat in der Südstadt. In diesem Schulsystem schließt er mit der Matura ab und hat neben dem Lernen genügend Zeit, sich dem Handballsport zu widmen. N besucht ein Gymnasium und hat aufgrund der geringen Distanz von Wohnort-Schule-Trainingshalle die Möglichkeit, das Lernen und das zeitintensive Handballspielen miteinander zu kombinieren. R hat ein Gymnasium abgeschlossen und besucht zurzeit die Wirtschaftsuniversität Wien. Er ist das erste Familienmitglied, welches einen Hochschulabschluss anstrebt.

Bei allen drei Interviewten wurde explizit auf die innerfamiliäre Bedeutung von Bildung hingewiesen. Es wurde bei allen drei Handballern hervorgehoben, dass ohne schulische Leistungen der Sport nicht mehr in diesem intensiven Umfang betrieben werden könnte. Für die Eltern der Handballer ist die schulische Ausbildung ein sehr wichtiger Faktor, um die berufliche Zukunft für ihre Kinder weitestgehend flexibel zu gestalten. Das Erreichen der Matura der Handballer ist in jedem Familiensystem ein wichtiger Bestandteil.

8.4.3 Peer Group Handball

Alle drei Handballer erleben in der Gemeinschaft Handball Zugehörigkeit und verbindende Elemente innerhalb der Gruppe. Bei allen drei Befragten war die körperliche Tätigkeit und der intensive Körperkontakt zu Mit- und Gegenspielern eine wichtige Erfahrung. Für Handballer F ist der innere Spannungsabbau ein wichtiger Faktor beim Handballsport. Sich körperlich anzustrengen und daraus ein gemeinsames Ziel in der Gruppe zu erreichen ist bei allen Interviewten ein wesentlicher Punkt. Gemeinsame Erfolge wie auch Niederlagen erzeugen innerhalb des Teams Zugehörigkeit zueinander und miteinander. Der Jugendliche N hat sich im Handballverein von Beginn an sehr willkommen gefühlt, da er das wertschätzende und antidiskriminierende Umfeld als sehr positiv empfindet.

8.4.4 Leistung beim Handballsport

Für F ist die erbrachte Leistung am Handballfeld von enormer Bedeutung. Sein Freundeskreis innerhalb der Handballmannschaft hat einen großen Einfluss auf die gebrachten Leistungen. Mitspieler, welche nicht zu den Top-Spielern innerhalb des Teams zählen, fallen in seiner Bedeutung und Bewertung deutlich ab. Dies führt bei ihm auch zu einem Leistungsdruck, da er aus seinem Selbstverständnis immer zu den besten Spielern im Team gehören möchte. Bei dem Handballer N ist der Leistungsgedanke innerhalb des Teams auch ein wichtiger Faktor. Er führt Freundschaften innerhalb der Mannschaft jedoch nicht nur auf die erbrachten Leistungen am Spielfeld zurück. Laut seiner Aussage würde die Freundschaft zu bestimmten Mitspielern auch bei einem persönlichen sportlichen Leistungsabfall weiter bestehen. Der Handballer R beschreibt seine Handballzeit in Verbindung mit Leistung als einen Unterschied zwischen Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund. R merkt an, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund aufgrund von Leistungen am Handballspielfeld Wertschätzung und Anerkennung auch außerhalb dieses Bereiches generieren. Somit steigt die Bedeutung und die emotionale Anbindung zum Sport gegenüber Handballern ohne migrantischen Hintergrund. Für alle drei Handballer ist die Leistung am Spielfeld ein wichtiger Faktor, auch wenn er unterschiedliche Auswirkungen und Beschreibungen mit sich bringt.

8.4.5 Migration – Zusammenleben – im Handballverein

R. empfindet das Feld Handball als eine Form der Integration. Er begründet dies mit dem Zusammentreffen von verschiedenen Personen mit unterschiedlicher Herkunftsgeschichte, die das gemeinsame Ziel verfolgen, erfolgreich Handball zu spielen. In der

Mannschaft von Handballer F befinden sich viele Jugendliche mit unterschiedlichen Migrationshintergründen. F erwähnt diesen Zustand, jedoch wird er als selbstverständlich wahrgenommen und in keiner Weise als negativer Faktor bewertet. Mitspieler mit unterschiedlichem Migrationshintergrund und Handballer ohne Migrationshintergrund zählt er zu seinen Freunden. Er betont den Zusammenhalt und die Zugehörigkeit innerhalb des Teams als besonders positives Element. Bei dem Interviewten N wird die Zugehörigkeit von unterschiedlichen Herkünften ebenfalls als nicht negativ dargestellt.

Die Eltern der Handballer R und F stammen aus dem ehemaligen Jugoslawien. Beide Interviewten haben explizit auf eine starke Verbundenheit zu anderen Personen aus dem Balkan hingewiesen. Hierbei wurde vor allem die gemeinsame Sprache als verbindendes Element beschrieben.

8.4.6 Sprache

Das Element Sprache war bei allen drei Interviews ein wesentliches Thema der Befragten. Handballer N bezeichnet die Sprache als einen wesentlicher Teil, um Zugehörigkeit zu erzeugen. Ihm ist es ein besonderes Anliegen, dass er die deutsche Sprache akzentfrei spricht, um keine negativen Bewertungen aufgrund dessen zu erleben. Für den Handballer R ist die Fähigkeit, die serbokroatische und die deutsche Sprache fließend zu sprechen, ein wichtiger Faktor, um Verbindungen herzustellen. Die serbokroatische Sprache wird genutzt, um sich innerhalb dieser Community zugehörig zu fühlen und gleichzeitig die sprachliche Barriere von Mitspielern, welche die deutsche Sprache nicht fließend sprechen, zu überbrücken und somit in der gesamten Handballgemeinschaft ein stärkeres Zugehörigkeitsgefühl zu erzeugen. Für den Handballer F ist das Beherrschen der serbokroatischen und der deutschen Sprache ebenfalls von zentraler Bedeutung. Die Verbundenheit zu Mitspielern aus dem ehemaligen Jugoslawien wurde ebenfalls aufgrund der gemeinsamen Sprache als bedeutsam beschrieben. Teilweise wird die serbokroatische Sprache unter den Jugendlichen aus dem ehemaligen Jugoslawien benutzt, um sich von anderen Teammitgliedern oder Trainer*innen abzugrenzen.

8.4.7 Religion

In der individuellen Wahrnehmung eines jeden einzelnen interviewten Handballers gibt es bestimmte Teilbereiche, in denen ein jeder Religion differenziert wahrnimmt. Bei allen Handballern ist Religion im Zusammenleben und Zusammenspielen im Handballverein kein nennenswertes Thema. Alle drei Interviewten behaupten, dass Religion für sie keinen Mehrwert für ein Zugehörigkeitsgefühl innerhalb der Gruppe darstellt. Als möglicherweise trennendes Element wird Religion ebenfalls nicht wahrgenommen, da sie bei den drei Handballern grundsätzlich kaum bedeutsam ist. R beschreibt, dass in seiner Familie der Islam für jedes Familienmitglied unterschiedlich wichtig ist. Es findet innerhalb der Familie, aufgrund der unterschiedlichen individuellen Bedeutung, keine Wertung dem oder der anderen Person gegenüber statt. Innerfamiliär wird das Thema Religion sehr entspannt und emotionslos betrachtet. Der Handballer N berichtet, dass er in seinem privaten und schulischen Kontext, aufgrund von verbaler Abwertung, negative

Erfahrungen im Zusammenhang mit seinem syrisch-orthodoxen Glauben gemacht hat. Im Kreis der Handballgemeinschaft hat er dies nicht erlebt. Bei Handballer F ist die Religion im familiären, privaten Kontext kaum Thema. Auch wenn bei allen drei Handballern Religion kein wesentlicher Faktor ist, habe ich mich mit diesem Themenbereich auseinandergesetzt, um in der gemeinsamen Diskussion der Ergebnisse Überschneidungen bzw. Unterschiede darstellen zu können. Die oben erstellten Themengebiete, welche sich aus der Darstellung der Ergebnisse der Interviews herauskristallisiert haben, zeigen die unterschiedlichen und gemeinsamen Motive, die jeder interviewte Handballer mit Migrationshintergrund aufweist. Alle drei interviewten Personen haben keinerlei Bezug zueinander. Jeder Handballer spielt bei einem Wiener Handballverein und hat in diesem Umfeld differenzierte Erfahrungen gemacht. Es stellte sich bei der Verdichtung heraus, dass gewisse Themenbereiche bei allen drei Personen thematisiert und aus deren persönlicher Sicht geschildert wurden.

Die Überschneidungen und Unterschiede von Handballern mit den Inhalten der drei anderen Personengruppen dieser Masterarbeit werden in Verbindung mit dem Theorieteil im Kapitel „Diskussion der Ergebnisse“ dargestellt und begründet.

9 Begegnungsort Jugendzentrum

Thomas Katala-Kronberger

Im nun folgenden Kapitel werden zu Beginn die strukturellen Rahmenbedingungen in Hinblick auf das Forschungsfeld und die zu erforschende Gruppe näher erläutert. Dies in erster Linie, um ein Verständnis zu erlangen, weshalb der Zugang in der Praxis in dieser Form erfolgte und was die theoretischen Rahmenbedingungen hierfür waren. Dem folgend werden die jeweiligen Forschungsergebnisse dargestellt und anschließend die Kernaussagen in verdichteter Form, kategorisiert. Folgende Forschungsfrage stand hierbei im Mittelpunkt:

„Welche Faktoren beeinflussen das Zugehörigkeitsgefühl von Migranten am Begegnungsort Jugendzentrum?“

9.1 Offene Jugendarbeit und Jugendzentrum

Die Offene Jugendarbeit (kurz OJA), gilt als Handlungsfeld der Sozialen Arbeit mit sozialräumlichem Bezug. Sie ist ebenso das Forschungsfeld, in welchem vorliegende Erkenntnisse generiert wurden. Durch ihren niederschweligen und freiwilligen Zugang begünstigt diese die aktive Teilhabe unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppierungen. Sie leistet demnach einen wesentlichen Beitrag zur gesellschaftlichen Integration junger Menschen (vgl. bOJA 2016:6). Eine weitere Aufgabe der OJA ist es, strukturelle Missstände zu orten und sich dort im Sinne der Lebensweltorientierung nach Thiersch

(2004) einzumischen, um den Klient*innen eine diskriminierungsfreie und vor allem selbstbestimmte Identitätsbildung zu ermöglichen (vgl. Vehring 2014:83). OJA kann bei adäquater Anwendung zusätzlich eine essenzielle Rolle in der Prävention von Extremismus und Radikalismus spielen. Durch die langfristige und frühe Auseinandersetzung der OJA in Österreich mit oben genannter Thematik sowie nicht zuletzt durch ihre Offenheit und Nähe zur Lebenswelt der Jugendlichen kann dieser auch die Rolle eines „gesellschaftlichen Seismographen“ zugeschrieben werden (vgl. Prinzjakowitsch 2015:313).

Als Kernaufgaben der OJA können demnach individuelle Entfaltungsmöglichkeiten, die Erfahrung von Selbstwirksamkeit sowie nicht zuletzt die Schaffung von Anerkennungskulturen gesehen werden. Die Vermittlung des Gefühls von Zugehörigkeit, Wertschätzung sowie Willkommensein gegenüber unterschiedlichen Zielgruppen und deren Bedürfnissen und Besonderheiten spricht nicht zuletzt junge Migrant*innen direkt und offen an (vgl. Prinzjakowitsch 2015:314).

Die bOJA, das bundesweite Netzwerk für Offene Jugendarbeit in Österreich, definiert das Kinder- und Jugendzentrum als einen Ort der Begegnung. Sie beschreibt es zusätzlich als einen der wenigen Orte, in denen Menschen unterschiedlicher Herkunft und sozialer Schicht ohne Konsumzwang in Austausch mit Gleichaltrigen kommen und zusätzlich mit Unterstützung seitens der Jugendarbeiter*innen rechnen können. Ebenso kann das Jugendzentrum für Randgruppen (unter anderem unbegleitete, minderjährige geflüchtete Personen) als Raum für Interaktionen mit der ansässigen Bevölkerung und den Bewohner*innen des umliegenden Sozialraums dienen. Zitat bOJA: „Die Begegnungen und der Austausch in einem Jugendzentrum können für die einen selbstverständlich und für die anderen der Beginn eines „normalen“ Lebens in Österreich sein“ (bOJA 2016:13).

9.2 Sampling

Zur Beantwortung der Forschungsfrage war es in einem ersten Schritt notwendig, das Forschungsfeld, wie oberhalb beschrieben, zu definieren und schließlich entsprechend einzugrenzen. Wo hält sich die zu erforschende Zielgruppe auf, welches Feld dient ihr als Lebenswelt? Aufgrund der detaillierten Ausformulierung der Forschungsfrage sowie der lokalen Gegebenheiten grenzte sich der entsprechende Forschungsrahmen relativ rasch ein. Die hier getätigte Forschung fand schließlich in einem Jugendzentrum in der Stadt Salzburg statt, welches einen hohen Anteil an männlichen Besuchern mit Migrationshintergrund aufweist.

Um die Lebenswelt der zu erforschenden Gruppe in der Praxis näher kennenzulernen, fand im Vorfeld eine Kontaktaufnahme mit der Geschäftsleitung der ausführenden Trägerorganisation statt. Nach mehreren E-Mails und Telefonaten in Hinblick auf die Erlaubnis und Gewährung der Forschungstätigkeit erteilte diese schließlich die Zustimmung und es fand ein Treffen in besagtem Jugendzentrum mit der Leitung des Hauses statt.

Zum Kennenlernen des Forschungsortes und genaueren Abstecken des Feldes fanden im Vorfeld zwei mehrstündige Besuche vor Ort im Tagesbetrieb der Einrichtung statt. Eine Vielzahl an Gesprächen mit den jugendlichen Besuchern konnten so stattfinden, ebenso ein erster Kontaktaufbau in Hinblick auf das Forschungsinteresse. Die Konkretisierung der jeweiligen Interviewpartner erfolgte anhand eines Kriterien-Rasters vorgegeben wiederum durch die Forschungsfrage. Folgende drei Hauptauswahlkriterien kamen hier zum Tragen:

- Geschlecht (männlich)
- Alter (Jugend)
- Herkunft und Nationalität (Migrationshintergrund)

Die Interviewten wurden vor Beginn des Interviews über den Zweck der Befragung ausführlich informiert. Ebenso wurde zum einen die Erlaubnis eingeholt, das Gespräch aufzuzeichnen sowie das Material für die Forschung weiter zu verwenden. Es wurden die seitens der Fachhochschule bereitgestellten Einverständniserklärungen ausgefüllt und unterzeichnet. Ebenso wurde eine vertrauliche Behandlung der Daten und eine allgemeine Anonymisierung versichert.

Zur Datengenerierung wurden vier langjährige Besucher der Einrichtung in drei Leitfaden-Interviews (zwei Einzel- und ein Doppelinterview) zu jeweils unterschiedlichen Zeitpunkten befragt. Die Erhebung der Daten fand im Oktober 2019 statt. Zusätzlich wurden Daten in Form von Jahresberichten und Statistiken ausgewertet, um weitere für das Forschungsfeld sowie die Interviewpartner relevante Informationen zu erhalten. Die befragten Personen setzen sich wie folgt zusammen:

- Besucher H (I7): ist 15 Jahre alt, Kurde, türkischer Herkunft; österreichischer Staatsbürger; wohnt im Stadtteil; das Jugendzentrum ist lt. eigener Aussage für ihn eine Art Zuhause seit 10 Jahren; er verbringt den Großteil seine Freizeit hier; Beruflich macht er eine Ausbildung als Gärtner; (vgl. I7, 2019)
- Besucher S (I8): ist 19 Jahre alt, irakischer Staatsbürger; wohnt in einem benachbarten Stadtteil; ist durch seinen Bruder ins Jugendzentrum gekommen; besucht dieses, seit er 6 Jahre alt ist; Hilfsarbeiter; (vgl. I8, 2019)
- Besucher F (I9): ist 17 Jahre alt, kosovarischer Staatsbürger; ist seit 5 Jahren in Österreich; seither besucht er das Jugendzentrum; er lebt im Stadtteil; schätzt das Jugendzentrum, weil es günstig ist und er sich hier mit seinen albanischen Freunden treffen kann; Schüler; (vgl. I9, 2019)
- Besucher B (I9): ist 18 Jahre alt, kosovarischer Staatsbürger; ist seit 5 Jahren in Österreich, wohnt in einem benachbarten Stadtteil; ist der beste Freund von F, sind zur selben Zeit nach Österreich gekommen; macht eine Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann; (vgl. I9, 2019)

9.3 Erhebungsverfahren

Da sich die Forschungsfrage nicht spezifisch auf einen Aspekt der Zugehörigkeit beschränkt, sondern vielmehr versucht entsprechende Faktoren zu lokalisieren, entschied ich mich zur Datengenerierung für ein offenes Verfahren. Die für diese Untersuchung gewählte Form des qualitativen Experten-Interviews nach Meuser und Nagel (2002) soll hierbei weniger den biografischen Aspekt der Jugendlichen in den Vordergrund stellen, sondern vielmehr die interviewte Person in ihrer Eigenschaft als Experte für das untersuchte Handlungsfeld ausweisen (vgl. Meuser / Nagel 2002:71-95 zit. in Flick 2017:214).

Im qualitativen Interview erhält der/die Befragte die Möglichkeit, seine/ihre eigene Wirklichkeitsdefinition dem Interviewenden mitzuteilen. Durch die offene Fragestellung wird demnach auch das Prinzip der Offenheit gewahrt (vgl. Lamnek / Krell 2016:330). Ziel der Befragung war es, Mechanismen und Abläufe der Lebenswelt der/s Befragten zu generieren und mittels einer möglichst wenig einschränkenden Fragestellung umfangreiche Antworten zu erhalten. Die hier angewandte Interviewform erschien aufgrund der Struktur und ihres Aufbaus passend. Obwohl nicht dezidiert in den Fragestellungen enthalten, wirkten an verschiedenen Stellen biografische Elemente in die Interviews mit ein.

9.4 Durchführung der Interviews

Aufgrund der zum Teil vorherrschenden Defizite in Bezug auf die deutsche Sprache seitens der interviewten Personen wurde im Vorfeld und auch während der Interviews darauf geachtet, die Fragen in einer allgemein leicht verständlichen grammatikalischen Form auszuformulieren. Der Leitfaden enthielt insgesamt 6 Fragestellungen mit groben Unterkategorien betreffend die Themen Zugehörigkeit, Zusammenleben, Männlichkeit, Betreuung und Alltag im Jugendzentrum. Ausgehend von einem kurzen Vorgespräch, in welchem noch einmal auf den nun folgenden Ablauf eingegangen wurde, folgte bei jedem der drei Interviews eine einfache Einleitungsfrage („Warum gehst/geht du/ihr ins Jugendzentrum?“). Die folgenden Fragen wurden im Anschluss nicht in numerischer Abfolge, sondern je nach aktueller Gesprächsthematik eingeworfen. Der/die Interviewte sollte hierdurch die Möglichkeit erhalten möglichst frei zu erzählen. Die Rolle des Interviewers beschränkte sich ab diesem Zeitpunkt auf die des aktiven Zuhörers, der zwischendurch mittels immanenter Fragestellungen versucht an das bereits Erzählte anzuknüpfen.

Die drei Interviews fanden alle am selben Tag, hintereinander im Bürotrakt des Jugendzentrums statt. Bis auf eine kurze Störung durch einen Mitarbeiter des Jugendzentrums verliefen alle Interviews ohne Zwischenfälle und mit hohem Engagement und Redefluss seitens der befragten Besucher.

9.5 Auswertungsmethode

Nachdem die Interviews geführt und transkribiert worden waren, stellte sich im Folgeschritt die Frage nach der Auswertungsmethode. Aufgrund der im obigen Kapitel beschriebenen offenen Fragestellung und des daraus resultierenden Datenmaterials, erschien eine Kategorisierung in Hinblick auf die in der Forschungsfrage gestellten Faktoren als nächster logischer Schritt. Aufgrund des Aufbaus und der Systematik dieser Methode fand die Auswertung der Daten unter Anwendung des offenen Kodierens nach Strauss und Corbin (1999) statt. Die dabei gebildeten Konzepte, Eigenschaften und Dimensionen wurden im Anschluss thematisch geclustert und in einige wenige größere Kategorien (=Codes) zusammengefasst. Diese Codes wiederum bilden die Grundlage für die Ausformulierung der jeweiligen Zugehörigkeitsfaktoren. Die Methode des offenen Codierens wird im gemeinsamen Teil des Untersuchungsdesigns noch detaillierter erläutert.

9.6 Darstellung der Ergebnisse

Zur Generierung und Darstellung der Ergebnisse wurden wie bereits weiter oben angesprochen insgesamt vier Jugendliche in zwei Einzelinterviews sowie einem Doppelinterview befragt. Die für die Beantwortung der Forschungsfrage relevanten Kernaussagen, welche sich durch die Methode des offenen Codierens herauskristallisiert haben, werden auf den folgenden Seiten dargestellt. Der Fokus in diesem Abschnitt wird ausschließlich auf die persönlichen Aussagen der interviewten Jugendlichen gelegt.

9.6.1 Besucher H, 15 „Weil bei uns is jeder willkommen!“

Der Jugendliche H ist zum Zeitpunkt des Interviews 15 Jahre alt. Seine Eltern kommen ursprünglich aus der Türkei und leben seit seiner Kindheit mit ihm und seinen beiden Geschwistern in Österreich. H ist im besagten Stadtteil aufgewachsen und wohnt mit seinen Eltern ganz in der Nähe des Kinder- und Jugendzentrums (kurz JUZ). So wie er besuchen auch seine Schwester und ein weiterer Bruder das JUZ seit ihrer frühen Kindheit. H ist österreichischer Staatsbürger und macht momentan über ein Förderprojekt eine Lehrausbildung in Teilqualifikation zum Gärtner, ebenso in besagtem Stadtteil. Das Zitat in der Überschrift stammt von ihm. Angesprochen auf die Gründe, warum er das JUZ besucht, äußert H Folgendes:

„Ähm weil gesagt, weils gut is für die Jugendliche find ich! Besser als draußen die ganze Tag herumlaufen. Es is auch gut, dass die Betreuer hier netter sind äh gesagt und kann ma sich viel unternehmen mit Freunden! Man kann hald Fifa spielen, Dart spielen, Tischtennis und alles mögliche hald. Musik hören. Da gibts auch einzelne Räume wo ma manchmal sich hald Ruhe braucht kann ma auch in einzelne Räume gehen. Und so weiter hald.“ (I7 2019:12-17)

Seiner Aussage nach ist das Jugendzentrum in erster Linie ein Treffpunkt für Freund*innen. Ein Ort der Zusammenkunft, der die Möglichkeit bietet, seinen Interessen

und Hobbys nachzugehen. Ebenso sich bei Bedarf durch entsprechende Vertrauenspersonen (Betreuer*innen) Hilfestellung zu holen. H beschreibt das JUZ als einen vertrauten Ort, welcher seinen Besucher*innen die (räumliche) Möglichkeit bietet, sich bei Bedarf zurückzuziehen oder alternativ weniger hoch frequentierte Räume aufzusuchen. Die Aussage „besser als die ganze Tag herumlaufen“ wiederum, kann darauf hindeuten, dass es in der näheren Umgebung wenig vergleichbare Alternativen gibt. Auf ebensolche alternative Aufenthaltsorte angesprochen, äußert H: „Man könnte auch in L. gibt`s ein JUZ, in T. und ich glaub wie ich weiß in M. gibt`s auch eine!“ (I7 2019-33:34) Er verweist hiermit auf Jugendzentren in anderen Stadtteilen. Bei näherer Nachfrage, ob es im besagten Stadtteil räumlich geschlossene und somit allwettertaugliche vergleichbare alternative Freizeitmöglichkeiten zum JUZ gäbe, äußert H: „Nein, nur im JUZI!“ (I7 2019:41) Demnach ist das Jugendzentrum seiner Aussage nach innerhalb seines Sozialraumes alternativlos.

Im Zuge des Gesprächs und der anschließenden Analyse der Interviewpassagen entstand insgesamt vermehrt der Eindruck, dass besagtes Jugendzentrum im Stadtteil eine zentrale, familienähnliche Struktur für die Kinder und Jugendlichen einnimmt. Ebenso, dass der befragte Jugendliche sich als Teil dieser beschriebenen Lebenswelt betrachtet und seine Zugehörigkeit und Verbundenheit dadurch zeigt, dass er sich mit dem JUZ als zentralen Ort identifiziert und dessen Regeln anerkennt. Hierzu äußert H: „Ja, also das is wie bei den Eltern, kann ma scho fast sagen die Betreuer [...] sind einfach wichtig damit die Regeln eingehalten werden...“ (I7 2019:198-199). Der direkte Vergleich der Betreuer*innen mit der Familie („Eltern“), zeigt die hohe Bedeutung, die ihnen beigemessen wird. Er akzeptiert nicht nur die Regularien der Einrichtung (des Betreuungspersonals), sondern verweist mit dem Vergleich auf ein familiäres Grundgefüge. Ebenso wie in der Familie gibt es auch im Jugendzentrum Regeln, und diese müssen nicht nur eingehalten werden, sondern im Falle der Notwendigkeit auch durch legitimierte Personen kontrolliert und sanktioniert werden. Was in der Familie die Eltern, sind demnach im Jugendzentrum die Betreuer*innen.

An anderer Stelle verwendet H den Familienverweis in Hinblick auf seinen Freundeskreis. In seinen eigenen Worten: „[...] so gesagt meine Freunde, echten Freunde hald, wir nennen uns Brüder hald, die sind jeden Tag mit mir da, ungefähr wenn ich nicht arbeiten muss.“ (I7 2019:46-48) Auch hier kommt erneut der Vergleich mit der Familie („Brüder“). Seine echten und somit für ihn relevanten Freund*innen trifft er im Jugendzentrum. Der Hinweis „die sind jeden Tag mit mir da“ verweist ebenso auf einen zeitlichen Rahmen. Dieser Rahmen umfasst in seinen Worten den größtmöglichen Radius („jeden Tag“). Bis auf den Zeitraum, in dem er berufliche Pflichten erfüllen muss, verbringt er demnach all seine Freizeit mit seinen Freund*innen im Jugendzentrum. In Bezug auf den zeitlichen Rahmen äußert sich der 15-jährige H folgendermaßen: „Ja, weil ich in diese Gebäude allgemein scho über 10-8 Jahre bin, ich war damals scho im Kids“ (I7 2019:24-25). Im ersten Teil des Zitats verweist der Jugendliche auf einen Zeitraum, seit welchem er das JUZ besucht. Der Nachsatz im zweiten Teil des Zitats („ich war damals scho im Kids“) verweist auf den Eintrittszeitraum und seinen Werdegang seither. Das „Kids“ ist der Kinderbereich des Kinder- und Jugendzentrums.

Dieser stellt indirekt auch den frühestmöglichen Zutritt ins Haus und die Lebenswelt darin dar.

Innerhalb der Hierarchien des Jugendzentrums stellt der Eintrittszeitraum eine nicht unwesentliche Rolle dar. Im Sinne von „je länger ich bereits Teil der Struktur (des Jugendzentrums) bin, desto mehr zugehörig fühle ich mich und desto mehr Rechte besitze ich auch. Umso mehr werde ich respektiert und umso akzeptierter meine Rolle in der Gruppe“. H beschreibt dies so: „Es gibts neue Betreuer, zurzeit bin ich nach M. auch der älteste im JUZ“ (I7 2019:85-86). Der zweite Teil dieses Zitats bezieht sich auf die Leitung des Hauses (M.), welche zugleich die oberste Stufe der Hierarchie im Jugendzentrum darstellt. Sowohl was ihre Rolle betrifft als auch die Dauer ihrer Tätigkeit vor Ort. Auf die Frage, ob er wisse, wie lange M. schon das JUZ leitet äußert der 15-jährige H: „16-17 Jahre schon!“ (I7 2019:84) Setzt man das Alter des Jugendlichen (15) und die Tatsache, dass die Dauer der Zugehörigkeit ausschlaggebend ist für die Stellung in der Hierarchie, in Beziehung, kann die Aussage von H als Respektsbekundung gegenüber der Leitung des Hauses verstanden werden.

Sein Verweis auf die neuen Betreuer*innen im ersten Teil des Zitats und die Erwähnung seiner langjährigen Zugehörigkeit verdeutlichen, dass, obwohl die Betreuer*innen entsprechend ihrer Rolle hoch in der Hierarchie verortet sind, er sich indirekt mit ihnen vergleicht. Er nimmt seiner Empfindung nach eine vergleichsweise respektable Rolle innerhalb der internen Hierarchie des Jugendzentrums ein. Seinen Status legitimiert er vorwiegend durch seine langjährige Präsenz in diesem System. Dass er in diesem System auch Verantwortung mitübernimmt und sich zu positionieren weiß, zeigt H mit der Aussage: „Alle sind willkommen die keine Probleme machen!“ (I7 2019:142). Dieses Zitat zeigt zum einen, dass das Jugendzentrum seiner Meinung nach grundsätzlich einen für alle offenen und zugänglichen Raum darstellt, es aber ebenso gewisse Regularien und Zutrittsbedingungen gibt („keine Probleme machen“). Es zeigt auch, dass er die Regularien und Zutrittsbedingungen kennt und sich aufgrund seiner langjährigen Zugehörigkeit auch legitimiert fühlt, dieses Regelwerk zu repräsentieren, zu überwachen und gegebenenfalls auch zu sanktionieren.

Das Regelwerk und die entsprechende Auslegung betreffend, zeigt er auch an anderer Stelle sein Wissen und legt dieses auch klar dar. Hierzu äußert H:

„Es gibt eigentlich nicht feste Regeln, nur hald es gibt ein paar. Im JUZ können wir nicht rauchen, [...] nicht im JUZ drinnen schlägern, freundlich sein, keinen wie soll ich sagen Dreck hinterlassen [...] diese Drogengeschichten sind sowieso verboten!“ (I7 2019:202-207)

Die Regeln scheinen ihm demnach unmissverständlich zu sein. Er zeigt seine Akzeptanz gegenüber diesen. Der erste Teil des Zitats referenziert auf ein loses bzw. reduziertes Regelwerk, was bedeuten soll, so schwer sind die Regeln nicht (zu befolgen). Um jedoch keinen falschen Eindruck zu vermitteln oder Missverständnisse aufkommen zu lassen, zählt er im zweiten Teil die wichtigsten Regularien kurz auf. Dass in der Auslegung der Regeln wenig Toleranz herrscht, verdeutlicht er im letzten Teil des Zitats („diese Drogengeschichten sind sowieso verboten!“). Der Ausdruck „sowieso“ verdeutlicht seine

Positionierung in der Hierarchie. Er scheint diese Regularien nicht nur zu akzeptieren, er stellt sich durch die geäußerte Form der Akzeptanz ein Stück weit auf die Seite der Betreuer*innen des JUZ. Er versteht sich als langjähriger und verlässlicher Partner innerhalb des Systems. Dies kann als Loyalitätsbekundung gegenüber dem System gesehen werden.

An weiterer Stelle äußert H: „wenn M. das sieht, kriegt der Hausverbot lebenslang!“ (I7 2019:159). Auch hier erneut der Hinweis auf die Leitung des Hauses als zentrale Instanz. Ihre Autorität wird respektiert. In Hinblick auf den oben angeführten Vergleich, den H. zu familiären Strukturen macht, nimmt in diesem Zitat demnach die Leitung des Jugendzentrums die Rolle eines Familienoberhauptes ein. Die Sanktionierung durch das Oberhaupt/die Leitungsposition in einem derart langen Ausmaß („lebenslang“) wird trotz der Radikalität vom Jugendlichen geduldet. Die Akzeptanz und das Dulden radikaler Sanktionen kann auf eine niedrige Toleranzgrenze im Hinblick auf radikale Ansätze hinweisen. Auch ein Bezug zum Herrschaftssystem seiner Herkunft ist denkbar.

Befragt nach den Dingen, die der Jugendliche im Jugendzentrum als nicht so positiv empfindet oder schätzt, kamen indirekt ausweichende Aussagen und Positionen. Dies trifft auch auf die indirekte Frage nach geschlechterspezifischen (männlichen) Konflikten zu. Wie im Absatz oben angesprochen, werden Konfliktsituationen seiner Aussage nach seitens des Betreuer*innenteams maximal reduziert und haben keinen Platz im Alltag. H äußert sich hierzu: „Was mir nicht gefällt? Eigentlich nichts zurzeit! (I: und früher?) Ja früher wars damals das die Jugendliche da waren und so, aber jetzt versteh ich mich mit jeden so!“ (I7 2019:57-58). Auf konkrete Nachfrage, betreffend den Hintergrund der Aussage und mögliche kulturelle oder ethnische Konflikte mit neu ins Jugendzentrum gekommene Gruppierungen, erwähnt H. insbesondere die Flüchtlingskrise (ab 2016) als kritisch. Hierzu kommentiert H: „Ja es hat sich früher es hat sich schon verändert. Weil seit auch viele Flüchtlinge hald da sind, hat sich auch viel mehr, da gibt jetzt viel mehr Leute, aber es geht hald! Wir verstehen uns alle gut.“ (I7 2019:91-93)

Mögliche Entwicklungen und Handlungen, welche dazu geführt haben, dass die Situation sich zum Positiven verändert hat und der Alltag im Jugendzentrum nun seiner Meinung nach reibungsloser funktioniert, ortet der Jugendliche im Verhalten der Betreuer*innen und deren aktiven Unterstützung und Vermittlung unter den Gruppen. Die Anfangsphase beschreibt H als: „Am Anfang war jeder von jedem Chef sag ma so!“ (I7 2019:113) Auf Nachfragen, ob und warum sich die Situation nun gebessert hat, was seiner Meinung nach mögliche Begründungen hierfür gewesen sein könnten, erörtert H: „Weil M. hat hald auch viele rausgeschickt die nicht reingepasst haben für JUZ. Die was Probleme gemacht haben!“ (I7 2019:114-115) Die Lösung von Problemsituationen wird hier erneut dem Betreuer*innenteam zugeschrieben. Das Team löst Konflikte durch einfache, jedoch klare Sanktionen. Regeln geben den Rahmen vor.

Befragt zu seiner eigenen Position in dieser Thematik sagt H: „Am Anfang war schon kompliziert dann wollten nicht hald. Ehrlich gesagt wollten wir nicht so mit denen viel Kontakt haben wir mit ihnen. Und dann gings einfach, dann haben wir uns gut verstanden alle“ (I7 2019:102-104) Er spricht von einer anfänglichen Distanziertheit und Skepsis.

Vor allem der Hinweis „Ehrlich gesagt wollten wir nicht so mit denen viel Kontakt“ deutet auf eine anfänglich ablehnende Haltung der bereits etablierten und als legitimiert erachteten Gruppen gegenüber neu hinzugekommenen Gruppen oder Individuen hin. Als Gründe, warum sich seine Haltung mittlerweile verändert hat, nennt H die schrittweise Anpassung der Neuen an die Regeln der Institution. Erst als diese das Regelwerk akzeptiert hätten, kam ein Austausch untereinander zustande. Hierzu H: „Weil sie sich in Österreich, wie soll ich sagen, wie sagt man dazu? In österreichische Regeln und so, also einhalten jetzt auf einmal. Nicht so Sachen machen.“ (I7 2019:109-111) Der Verweis „nicht so Sachen machen“ kann als ein Hinweis auf mögliche vergangene Regelübertretungen seitens der neuen Gruppierung gedeutet werden. Es ist anzunehmen, dass derartige Regelübertretungen zu Beginn der Interaktion von bestehenden und neuen Gruppen vermehrt vorgekommen sein dürften. Dieser Umstand erscheint realistisch, beachtet man die Veränderungen im gesamten Gruppengefüge durch die Präsenz neuer Gruppen. Wichtig für H und wohl auch den Rest der etablierten Gruppe erscheint, dass eine sichtbare Reaktion seitens der Leiterin und des Betreuer*innenteams stattfand. Regeln sind H wichtig, er empfindet diese relevant, um die Ordnung nicht nur im JUZ, sondern ganz allgemein im Zusammenleben aufrecht zu halten (Verweis: „österreichische Regeln“). Das Jugendzentrum ist demnach ein Ort mit klaren Regeln, was eine Orientierung vor allem für neu Hinzugekommene erleichtert und den Zutritt mancherorts überhaupt erst ermöglicht.

9.6.2 Besucher S, 19 „Ein zweites Zuhause ist das für uns!“

Besucher S ist 19 Jahre alt und stammt ursprünglich aus dem Irak. Er kam als Kind mit seinen Eltern und fünf Geschwistern nach Österreich und besitzt momentan noch, wie er erzählt, einen Konventionsspass. Seine Eltern sowie zwei erwachsene Geschwister sind bereits österreichische Staatsbürger, er und seine drei jüngeren Geschwister warten momentan noch auf ihre Einbürgerung. S lebt mit seiner Familie im angrenzenden Stadtteil des Kinder- und Jugendzentrums und wuchs auch dort auf. Er kam über seinen älteren Bruder ins JUZ und besucht dieses, seit er 7 Jahre alt ist. Das Zitat in der Überschrift stammt von ihm. Über seine Anfangszeit im Jugendzentrum erinnert sich S wie folgt:

„Früher war viel besser! [...] weil kommt Leute aus T., aus L. kommt. Ich war ja 2007 war ich schon hier. [...] da war ich im Kids und mein großer Bruder hat mich immer reingebracht ins JUZ. Leute aus komplett S. waren hier! [...] und jetzt nur Leute aus L. kommen ich weiß nicht es verändert sich! [...] aus ganz S. waren sie hier!“ (I8 2019:8-13)

Wehmütig und mit leicht melancholischem Unterton erzählt S von der Anfangszeit und der Veränderung, welche das JUZ in den letzten Jahren, seinen Aussagen nach, durchlebt hat. Angesprochen auf konkrete Aspekte der Veränderungen erklärt S: „komplett ja, viele Österreicher waren da. Viele Bosnier, Albaner, wenige Türken, (lacht) ich weiß nicht warum aber wenige Türken waren da. Aber sonst alle, Araber was du willst waren da.“ (I8 2019:18-20)

S weist mit dieser Aussage darauf hin, dass früher seiner Ansicht nach alles besser war, mehr Zusammenhalt, mehr Einheit trotz größerer Diversität u.v.m. Dadurch, dass S der

Jugendzentrumsgeneration langsam erwächst und ins Erwachsenenleben übergeht, nimmt er in seinen Erzählungen immer wieder die Rolle des großen Bruders ein, der nur mehr ab und zu vorbeikommt, um nach dem Rechten zu sehen. Seine Aussagen über die negative Entwicklung im Jugendzentrum bezieht er vor allem auf den Frieden zwischen den einzelnen Gruppierungen. Laut seiner Ansicht gibt es erst in der letzten Zeit vermehrt Konflikte. S hierzu: „Früher nicht aber jetzt seit der Flüchtlingskrise die Syrier [sic!] ... Syrier und die anderen Araber die haben mehr Stress miteinander als alle anderen.“ (I8 2019:128-130) Als konkretes Momentum bezeichnet S die „Flüchtlingskrise“, welche er klar als Krise im Sinne des friedlichen Zusammenlebens der Gemeinschaft im JUZ definiert.

Seither habe sich das Klima zum Negativen verändert. Bezüglich des Kontaktes mit der neu hinzugekommenen, nicht homogenen Gruppe der jugendlichen Asylwerber*innen nennt S ein Beispiel: „Der der mich zum Beispiel gerade angerufen hat das ist der Khaled. Er ist der einzige so Syrier [sic!] mit dem man so abhängen kann. Die anderen die kannst vergessen. Die Syrier [sic!] ham so hald, die sind so komische Leute ich weiß nicht.“ (I8 2019:139-141) Sein Freund Khaled sei demnach ein „guter“ Syrer, wie er sagt, der einzige, den er kennt. Er nennt „ihr“ Verhalten (ihm gegenüber) als Grund für seine Abneigung. Allgemein äußert S Misstrauen gegenüber Leuten, die er nicht kennt.

In Bezug auf die angesprochene Personengruppe der geflohenen Menschen aus Syrien begründet er dies folgendermaßen: „Du kannst nicht mal mit denen reden, wenn du sie so anschaut wawa was is dein Problem und sowas. Aber er er ist ein netter Junge!“ (I8 2019:142-144) Vorurteile sprechen aus seinen Worten. Nähere Begründungen nennt er nicht. Ob seine Vorurteile ethnisch begründet bzw. sozialisiert sind, konnte im Rahmen des Interviews nicht geklärt werden. Er unterstellt der Gruppe der syrischen Flüchtlinge jedoch an anderer Stelle, dass sie am liebsten unter sich blieben und nicht den Kontakt suchen zu den anderen Jugendlichen im Jugendzentrum. H hierzu: „...aber es sind hald dann trotzdem unter sich auch wenn sie z.B. jetzt draußen sind und sowas die sind da eher unter sich.“ (I8 2019 158-159) Allgemein scheint es S zu stören, dass die „Fremden“ zwar das Angebot nutzen, sich jedoch indirekt nicht ausreichend integrieren würden und sich damit sinngemäß auch nicht an die Regeln des JUZ halten würden. Auf die Frage, ob er glaube, dass diese sich eventuell nicht zugehörig fühlen, antwortet S: „kann sein!“ (I8 2019:167) Im Anschluss wechselt er das Thema abrupt.

Kritisch sieht S auch das Zusammenleben der unterschiedlichen Kulturen im Stadtteil. Seiner Ansicht nach habe dies früher, vor der Flüchtlingskrise, besser funktioniert. Es gab demnach weniger Reibungspunkte. Angesprochen auf das Zusammenleben im Jugendzentrum (welches auch einen Outdoorbereich enthält) unterscheidet S zwischen „drinnen“, also im Jugendzentrum, und „draußen“, im Stadtteil. Über das Zusammenleben im Stadtteil äußert sich S: „Boa da ja wenss z.B. Stress oder sowas gibt, jeder gegen jeden gegen andere. Wenn Syrier [sic!] miteinander dann kommen die ganzen Iraker, Kurden und so zusammen und helfen sich gegenseitig, und dann die Türken und so.“ (I8 2019:79-81) Auch hier hebt er erneut die Gruppe der syrischstämmigen Personen hervor. Aus seinen Aussagen könnte abgeleitet werden, dass früher der Zusammenhalt zwischen den Gruppen unterschiedlicher Herkunft seiner Meinung nach stärker war oder auch weniger Thema im Alltag und sich nun eine Kluft

gebildet hat, welche die Menschen eher auseinanderbringt, als sie zu einen. Zu dieser Hypothese würde auch passen, was S auf die Frage, wie denn das Verhältnis zu den österreichischstämmigen Personen im besagten Stadtteil momentan aussehe und ob er wisse, ob es überhaupt noch österreichischstämmige Leute im Stadtteil gebe, antwortet:

„Ja gibts schon, aber ich weiß nicht ihre Kinder kommen nicht her. Früher gabs Österreicher, die haben uns Krampusveranstaltungen unten im Sportraum gemacht und sowas, boa des war echt, eine geile Zeit! [...] ja die haben immer so Veranstaltungen gemacht, Parcour und sowas und jetzt ich sehe gar keine Österreicher mehr (Pause) außer die Betreuer natürlich (lachen)!“ (I8 2019:250-254)

Auch in dieser Aussage ist Wehmut herauszulesen. Der Zusatz „boa des war echt, eine geile Zeit!“ könnte verdeutlichen, dass er diese Zeit vermisst und er dieser manchmal nachtrauert. Ebenso, dass er sich nicht wirklich erklären kann, warum sich alles geändert hat. Er zeigt sich mit dieser Aussage auch offen gegenüber der Kultur Österreichs und scheint dies hiermit verdeutlichen zu wollen. Mit der Aussage „jetzt sehe ich gar keine Österreicher mehr“ scheint er eine für ihn stattfindende Entwicklung aufzeigen zu wollen. Einen Trend, der voranschreitet und in welchem wiederum die Gruppe der „Fremden“ eine mögliche Bedrohungsposition der sogenannten „alten Ordnung“ darstellen. Nicht nur für ihn, der sich selbst als „Ausländer“ bezeichnet, sondern vor allem auch für die Österreicher*innen und deren Kinder. Zitat S: „Früher waren viele Österreicher da nur ich versteh nicht warum jetzt weniger kommen?“ (I8 2019:244-245)

Auf die Nachfrage, wie Dispute im Jugendzentrum geregelt werden und ob die seinerseits erwähnten Gewaltkonflikte auf der Straße auch hier auftreten, erklärt S:

„...Im JUZ wird alles geregelt von M.! Da schaut sie das gar kein Stress da is. Sobald hier etwas is werden sie rausgeschickt und dann benimmt sie sich und nach einer Woche dürfen sie wieder rein. Haben sie dann halt Verbot für 1 Woche oder 2 Wochen.“ (I8 2019:86-89)

Die Wahrung der Ordnung unterliegt demnach im Jugendzentrum der Leiterin und dem Betreuer*innenteam. Auch wenn sich „draußen“ manches verändert hat, sorgt das Betreuer*innenteam jedenfalls im Jugendzentrum dafür, dass die Besucher*innen sich an das Regelwerk halten und hier Schutz finden. Diese Aufgabe erfüllt das Team seiner Aussage nach voll und ganz. Die Wahrung der Autorität der Leiterin sowie die Akzeptanzschwelle der Besucher*innen gegenüber ihr ortet S in ihrer langjährigen Tätigkeit und Erfahrung als Leiterin der JUZ. Ihre kontinuierliche Präsenz verschafft ihr demnach Respekt. In den Worten von S:

„...die is schon lang dabei. Die is wo ich auch da war war sie auch noch, 2007 die is schon voll lange dabei. Mittlerweile sind sich schon voll viele ham sich schon. Die sind irgendwo hingegangen oder haben was anderes studiert [...] So viele Betreuer! Da gab auch Wahnsinn. Die meisten gehen jetzt Schule, so diese Soziale Arbeit in der Schule machen und sowas. Ja genau! Aber Wahnsinn.“ (I8 2019:116-121)

S empfindet Kontinuität als wichtig und ist der Leitung dankbar hierfür („Wahnsinn“). Seine Loyalität gegenüber ihrer Arbeit gründet sich darauf, dass sie solange vor Ort in den Diensten der Jugendlichen stand und steht. Auch wenn viele Betreuer*innen

mittlerweile gewechselt haben, blieb sie dem Ort und der Institution und demnach der Lebenswelt der Jugendlichen treu. Wie wichtig dieser Ort für S ist und war, erklärt er mehrfach. Auch für ihn ist das Jugendzentrum eine Art Zuhause geworden. In seinen Worten: „Ein zweites Zuhause ist das für uns! Für manche sogar das erste Zuhause, weil die sind die ganze Zeit da.“ (I8 2019:219-220) Auch hier kristallisiert sich der Faktor Zeit erneut als Zugehörigkeitsfördernd heraus. Er könnte damit meinen, die vielen Jahre, welche er vor Ort verbracht hat, haben eine gewisse Bindung hergestellt. Der Verweis auf „erstes Zuhause“ zeigt, wie umfangreich die Besuchszeit bei manchem/r Besucher*in zu sein scheint.

Auch er ortet das Jugendzentrum als einzigen Freizeitraum im Stadtteil, welcher regelmäßig und vor allem räumlich überdacht, niederschweligen Zugang für Kinder und Jugendliche bietet. Als Alternative nennt S noch das Stadtwerk, ein Siedlungsquartier, betreut von Sozialarbeiter*innen, welche durch das dortige Stadteibüro in unregelmäßigen Abständen entsprechende Workshops für Jugendliche anbieten. Zum dauerhaften Verweilen ist es jedoch nicht geeignet. Hierzu S: „Stadtwerk das ist so eine Siedlung da chillen halt viele.“ (I8 2019:40-41) „Sonst in L.? Nur die zwei Orte eigentlich!“ (I8 2019:49)

Betreffend seine Verwurzelung mit dem JUZ nennt S auch einen biografischen Aspekt, welcher dem Begriff „Zuhause“ für ihn noch eine zusätzliche Bedeutung gibt. Hierzu S: „Ich bin hier aufgewachsen und so was [...] deswegen ich kann gar nicht nach Irak zurück [...] für mich geht das halt nicht. wenn ich hier aufgewachsen bin mit die ganzen“. (I8 2019:169-173) Diese Aussage, kombiniert mit der nachfolgenden: „Ich hab keine Staatsbürgerschaft in Österreich, da darf ich immer noch nicht runter. Ich hab den Konventionsspass mit dem darf ich nicht nach Irak [...] Ich darf überall hin nur nicht in den Irak.“ (I8 2019:187-192) veranschaulicht den inneren Konflikt, in welchem sich der Jugendliche zu befinden scheint. Mit dem zusätzlichen Wissen, dass seine Eltern planen, aufgrund von, wie er es betitelt, „Integrationsschwierigkeiten in Österreich“ in den kommenden Jahren zurück in ihr „Heimatland“ Irak zu gehen, zeigt sich erst die Dimension und die Bedeutung der Institution Jugendzentrum für S. Er hat aufgrund seines rechtlichen Status, solange er nicht die österreichische Staatsbürgerschaft besitzt, nicht die Möglichkeit, seiner Familie in deren frühere Heimat zu folgen. Hierzu in seinen Worten: „Meine Eltern die wollen auch jetzt zurück nach Irak [...] die fühlen sich halt nicht wohl die sind das Alte gewohnt deswegen [...] die wollen jetzt Urlaub dort machen und sowas. Die wollen komplett zurückziehen und so [...] aber das für mich geht das halt nicht.“ (I8 2019:167-173) Die familiäre Situation, gepaart mit der rechtlichen, ist für ihn momentan demnach nicht lösbar. Betreffend die Situation seiner Eltern im Alltag erzählt S:

„Wenn ich nachhause geh, mein Vater ist ganzen Tag daheim. Ja, ganzen Tag daheim, wenn er einmal rausgeht dann geht er einkaufen, aber das wars schon wieder. [...] oder grillen halt im Sommer, aber das wars schon wieder. (I: er bräuchte auch ein JUZ eigentlich, oder?) (lachen) Ja für Erwachsene! Ja sicher ja so für Ältere ja, wie JUZ nur halt für Ältere. Das wäre auch was. Weil es gibt für Kinder, Jugendliche und für Erwachsene hats des noch nicht gegeben.“ (I8 2019:201-208)

Demnach sieht S die Möglichkeit einen Begegnungsort für Erwachsene (Migranten) zu schaffen, als positiv an, Derartiges gibt es seiner Ansicht nach momentan nicht für erwachsene Migrant*innen. Den Umstand, dass sein Vater tagtäglich wenig Kontakt mit der Außenwelt hat, empfindet er als kritisch. Betrachtet man den Hintergrund und die Gesamtsituation der Familie, so ist es auch verständlich, warum der Begriff (zweites) „Zuhause“ in Zusammenhang mit dem Jugendzentrum so häufig fällt. Kinder und Jugendliche wie S, welche den Großteil ihrer Freizeit im JUZ verbringen, gibt es in besagtem Stadtteil häufig. Dies bestätigen auch Gespräche mit dem Betreuer*innenteam und der Leiterin des Hauses. In seinen Aussagen unterstreicht dies auch S, indem er immer wieder in der „wir“-Form spricht. Zitat: „Ein zweites Zuhause ist das für uns! Für manche sogar das erste Zuhause, weil die sind die ganze Zeit da.“ (I8 2019:219-220)

9.6.3 Besucher B, 18 und F, 17 „Für mich ist halt Mensch Mensch.“

Besucher B und Besucher F stammen beide aus der Republik Kosovo und sind vor ca. 5 Jahren mit ihrer Familie nach Österreich gekommen. B ist 18 Jahre alt, kosovarischer Staatsbürger und lebt in einem benachbarten Stadtteil mit seiner Familie. Er macht momentan eine Lehrausbildung. F ist 17 Jahre alt, lebt mit seiner Familie im Stadtteil und ist Schüler. Die Familien der Jugendlichen sind eng befreundet und die beiden verbringen laut eigener Aussage den Großteil ihrer Freizeit miteinander. Ursprünglich war geplant das Interview ausschließlich mit B zu machen, zum Interviewtermin kam jedoch sein Freund F mit und B bat darum, das Interview zu dritt zu führen. Die Antworten wurden abwechselnd abgefragt, wobei immer wieder Überschneidungen auftraten.

Das Zitat in der Überschrift stammt von B. Angesprochen auf die Gründe, warum die beiden das Jugendzentrum aufsuchen, antwortete B: „Warum ich geh?! Weil wir alle Freunde treffen einfach, und alle Freunde kommen halt hier. Wir treffen und so alle zusammen [...] Viel Spaß und halt!“ (I9 2019:18-19) Demnach beschreibt B das Jugendzentrum als einen Treffpunkt für ihn und seine Freund*innen. Einen gemeinsamen Ort der Zugehörigkeit. Was das JUZ für die beiden im Alltag bedeutet und wo sie dessen Rolle einordnen, erklärt F. in einem Zitat folgendermaßen: „Zweites Zuhause! Man weiß nicht was man machen soll, wenn mal JUZ zu ist z.B.“ (I9 2019:242-243) Auch hier der Vergleich mit dem Zuhause und der Hinweis, dass das JUZ für sie mehr als eine Freizeitbeschäftigung darstellt.

Betreffend die Möglichkeiten zur kreativen Entfaltung, äußert B: „...und wir haben ein eigenes Raum unten! Und wir chillen immer auch unten. Dann tun wir bisschen Freestyl!“ (I9 2019:35-36) Demnach bietet das JUZ den beiden die Möglichkeit, sich von der Gruppe zurückzuziehen in eigene, separat getrennte Räumlichkeiten und in Ruhe ihrem Hobby („Freestyl“) nachzugehen. Die Betonung, dass sie einen „eigenen“ Raum haben, könnte darauf hinweisen, dass die beiden sich gerne regelmäßig von den anderen Gruppierungen im JUZ distanzieren und in Ruhe ihre Interessen verfolgen (Musik und Chillen). Zu dieser Hypothese passend und bereits etwas in Richtung Nationalstolz gehend, ist die Aussage, welche B im Zuge des Zusammenlebens mit anderen Gruppierungen im Jugendzentrum äußerte: „Das, also wir, nur wir sans wir san

Albaner. Aus Kosovo. Sonst gibts auch anderes. Überall aus Arabien, aus Türk [sic!], die Kurden.“ (I9 2019:86-87) Der Hinweis auf die Nationalität und die Herkunft scheint B in diesem Zusammenhang wichtig und relevant. Sich als Kosovoalbaner zu bezeichnen ist für ihn essentiell, wahrscheinlich identitätsstiftend. Dass die Gruppe der Kosovaren im Jugendzentrum gewisse Räumlichkeiten besetzt, erzählten die beiden ebenso. Laut ihrer Aussage wird der „Musikraum“ im Keller, welcher auch als Aufnahmestudio für Musikaufnahmen dient, momentan hauptsächlich von Albanern besetzt. Die nationale Abgrenzung und ein Stück weit Nationalstolz scheinen den beiden wichtig.

Konflikte im Jugendzentrum, die aus der unterschiedlichen Herkunft und Nationalität resultieren, verneinen die beiden im ersten Ansatz. F hierzu: „Nein, ned. Ich will nicht Stress machen, passt alles!“ (I9 2019:100) Konfliktpotential im Alltag des Jugendzentrums orten die beiden eher bezüglich einer anderen Thematik. Hierzu B: „und so oft wegen Weiber auch so!“ F ergänzt: „es kommen auch viele Weiber hier!“, worauf B hinzufügt: „und dann hat einer eine Freundin, dann will der andere mit dieser Freundin und dann ham die Stress!“ (I9 2019:108-109) Demnach spielen ihrer Meinung nach weibliche Besucherinnen eine Rolle in Konflikten vor Ort. Ein angedeutetes Männlichkeitsbild des starken Beschützers gegenüber dem schwachen Geschlecht kommt hier zum Vorschein. Der Mann muss seine Frau vor möglichen Gefahren seitens anderer Männer beschützen. Unter anderem der in dieser Ansicht implizierte Besitzgedanke führt zu Konflikten. Aufgrund der ethnischen und geschlechtlichen Zusammensetzung der JUZ-Besucher*innen (99% Kinder- und Jugendliche mit Migrationshintergrund, hiervon ca. 25% weibliche Besucher*innen; vgl. Hauser 2019) kann dies durchaus ein Potential aufweisen, was auch die Leiterin des Hauses in Gesprächen bestätigte.

Wie mit solchen Konflikten im Alltag umgegangen wird, erklärt B folgendermaßen: „Ja M.! M. ist, die macht das, die das klärt gleich“ (I9 2019:116). Als Zusatz erzählt B noch; „Wenn sie nicht selber klären kann, dann ruft sie die Polizei! (lachen)“ F ergänzt: „Bis jetzt und so, bis jetzt is hald nix schlimmes passiert also ganz schlimm“ (I9 2019:121-122). Die Lösung der jeweiligen Konflikte wird demnach der Leiterin des Hauses (M.) zugeschrieben. Deren Autorität wird akzeptiert („die das klärt gleich“). Im Falle, dass dies nicht möglich ist, wird externe Hilfe hinzugeholt (Polizei). Interessant ist auch der Einwand von F., dass bis jetzt noch nichts Schlimmes passiert sei („... also ganz schlimm.“)! Diese Aussage lässt die Hypothese zu, dass die Thematik doch eine gewisse Dynamik im Alltag des Jugendzentrums besitzt und es immer wieder sowohl zu kleineren als auch größeren Konflikten diesbezüglich kommt.

Auf die Frage, wie solche Problematiken ihrer Erfahrung nach außerhalb des Jugendzentrums, sprich im Stadtteil, ohne entsprechende Betreuer*innen gelöst werden, äußert F: „weil draußen gleich gibt Fäuste, bum bum. Auf Boden, aber drinnen? ... sie schaut immer was da passiert! So schlimm, was da hinten ganz hinten passiert sie geht direkt hin und sagt ja, wie ist das?“ (I9 2019:127-131) Der Hinweis auf körperliche Gewalt als Lösung im Stadtteil im Vergleich zur Lösungsstrategie im JUZ („...sie (M.) geht direkt hin und sagt ja, wie ist das?“), zeigt auf, dass laut Meinung der beiden Jugendlichen die Betreuung und demnach die Aufsicht ein wesentlicher Grund

ist, warum innerhalb des Jugendzentrums weniger körperliche Gewalt herrscht als außerhalb. Hierzu F: „Ja weil draußen is nicht M.! (lachen)“ (I9 2019:153). Die detaillierte und klare Beschreibung des Ablaufs („bum bum. Auf Boden“) wirkt als seien diese Situationen im Alltag nichts Neues oder Ungewöhnliches für die Jugendlichen. Umso erstaunlicher, dass diese Muster innerhalb der Räumlichkeiten des JUZ scheinbar weitestgehend ausgeblendet werden und es gelingt, körperliche Gewalt auf ein Minimum zu reduzieren.

Bezüglich des allgemeinen Gewalt- und Konfliktpotentials im JUZ und der Rolle des Betreuer*innenteams hierbei sprechen beide klare Worte. B: „würde z.B. jetzt nicht Betreuer da sein, gar kein Betreuer und jemand macht JUZ auf und wir gehen einfach rein. Wir machen was wir wollen und da würde ein Chaos sein!“ (I9 2019:155-158) Interessant ist auch, dass die beiden sich hierbei nicht ausnehmen. Die Betonung liegt auf „wir“ („wir machen was wir wollen!“). Demnach ist diese Form der Betreuung und Aufsicht auch seitens der Jugendlichen erwünscht. Was ihrer Meinung nach passieren würde, gäbe es keine Aufsicht seitens Betreuer*innen, erläutert B folgendermaßen:

„Na! Einmal war glaub ich M. Krankenstand und der T. (=Betreuer) war Urlaub und R. früher der war Betreuer hier war alleine. Und alleine schafft ma nicht! Man muss immer zu zweit dort drin sein. Zu zweit mindestens. Oder halt nur M. alleine! M. alleine geht auch! ... Aber z.B. T. alleine geht nicht!“ (I9 2019:161-165)

Hier beschreibt der Jugendliche zum einen, dass die Wahrung der Ordnung eine gewisse Herausforderung ist, und zollt weiter der Leiterin des Hauses Respekt für diesen Drahtseilakt. Durch Aussagen wie („Zu zweit mindestens. Oder halt nur M. alleine!“) wird klar, welche Wertschätzung dieser Person im Haus widerfährt und was sie dieser alles zutrauen. Dass diese auch über die notwendigen Fähigkeiten verfügt, diese Position entsprechend auszufüllen, und man ihr in diesem Aufgabenfeld nichts vormachen kann, erzählt F in seinen Worten: „Ja! überall, sie is hinten, rechts, links alles was im Gebäude von JUZ ist!“ (I9 2019:133-134) sowie weiters B: „Ja M.! M. ist, die macht das, die das klärt gleich.“ (I9 2019:116) Demnach ist die Leiterin seitens der Jugendlichen akzeptiert und legitimiert. Zur Aufrechterhaltung der allgemeinen Ordnung im JUZ ist es laut Aussage der beiden Jugendlichen notwendig, dass die Autorität beim Betreuer*innenteam liegt.

Dass die Aufgaben des Betreuer*innenteams nicht ausschließlich in der Wahrung der gesellschaftlichen Ordnung des JUZ liegen, sondern die Hilfestellungen weitreichender sind, beschreiben Aussagen der beiden wie folgt. B: „Sie (M.) hat ich weiß nicht so viele Leute eine Lehrstelle gefunden.“ (I9 2019:300) Damit wird auch aufgezeigt, dass die Unterstützung in manchen Fällen mehr als eine rein individuelle ist. Vielmehr wird Unterstützung für zukunftsrelevante Thematiken gegeben. Für gesellschaftliche Randgruppen, zu welchen z.B. Migrant*innen zählen, ist diese Art der Unterstützung oftmals essentiell, sichert sie nicht zuletzt das wirtschaftliche Überleben und mitunter den Verbleib im Land ab. Hilfe geht demnach im JUZ über den normalen Betreuungsradius hinaus. Auch zwischenmenschliche Themen können hierbei eine positive Auswirkung auf das gegenseitige Vertrauen und das Zugehörigkeitsgefühl haben. Bezüglich des Verhältnisses zu einem Betreuer, welcher in der Vergangenheit

hier arbeitete, haben die beiden noch eine besondere Erinnerung. Hierzu B und F gemeinsam:

„Er war ein korrekter Mann! Man konnte über alles mit eam reden. Er hat immer unseren Spaß verstanden. Er is immer z.B. mit uns rausgegangen, z.B. er hat uns geredet, hat uns Spaß gemacht! Er is unten gekommen hat mit uns Freestyle gemacht! [...] Er hat mit uns z.B. gerappt und solche Sachen! So Sachen. Was mir z.B. gefallen hat. (Interviewer: Also er hat das gemacht was junge Menschen machen?) B & F: Ja! des kann ma sagen!“ (I9 2019-311-316)

Anhand des Inhaltes dieser Aussage kann man ableiten, dass es wichtig ist, die Jugendlichen zu respektieren und dort abzuholen, wo sie eben gerade stehen. Dies können oft alltägliche Dinge sein. Wenn es gelingt, in die Lebenswelt der Jugendlichen einzutauchen, erhält man ihrerseits Vertrauen. Dies, so wirkt es, dürfte den Betreuer*innen vor Ort immer wieder gelingen.

Ein weiterer Grund, warum das Jugendzentrum von Kindern und Jugendlichen aus Familien niedrigerer sozialer Schichten häufiger angenommen wird, ist die Tatsache, dass dieses einen niederschweligen Zugang bietet. Es bedarf demnach keinerlei spezielle Anforderungen, bis auf das Lebensalter und das Verständnis gewisser Regeln, um hier Zugang zu finden. Der Jugendliche B benennt dies folgendermaßen: „Im JUZ musst du nicht Geld ausgeben z.B.!“ (I9 2019:253) Der Hintergrund, dass eine Vielzahl an Freizeitmöglichkeiten mit der Tatsache verbunden ist, dort konsumieren zu müssen und letztendlich Geld zu investieren, schließt gewisse gesellschaftliche Schichten im Vorhinein von diesen Aktivitäten aus oder stellt sie zumindest in eine nachteilige Position. Dies betrifft ebenso Konsumstätten wie Kino oder Konzerte und auch Sportvereine und die meisten Hobbys. Für all diese Tätigkeiten muss zumindest ein gewisser finanzieller Grundaufwand getätigt werden, um Zutritt zu erlangen. Diese Barriere fällt im Jugendzentrum ganz weg, sind doch der Zutritt und Verbleib kostenlos.

Im Falle des hier beschriebenen Jugendzentrums haben die Besucher*innen zusätzlich die Möglichkeit, täglich gewisse Grundnahrungsmittel (in der Regel Wasser und Obst) kostenlos zu erhalten. Weiters finden regelmäßig Kochabende und Events statt, welche ebenso für die Teilnehmer*innen keinerlei finanziellen Aufwand bedeuten. B. äußert sich hierzu in seinen Worten: „Ja, Geld du gehst irgendwo sag ma mal irgendwohin was trinken mit deine Freunde du zahlst ein Getränk 4 Euro oder 5 Euro.“ (I9 2019:254:255) Im Vergleich zu der Tatsache, dass anderenorts für beinahe alle Leistungen bezahlt werden muss, äußert sich F betreffend die Situation im JUZ so: „Ja, das ist besser hier!“ (I9 2019:355)

Als kritisch sehen die beiden die Integration von geflohenen Menschen ins Jugendzentrum. Laut ihrer Aussage macht diese Personengruppe mittlerweile einen (zu) hohen Anteil der Besucher*innen aus. Dazu beide abwechselnd, B: „Ja gibts viele eigentlich.“ F: „Eigentlich sind die 70% nur Flüchtlinge. Ja! Sag ma mal 70-80 schon. Früher waren so gar keine.“ B: „Sag ma mal 10% von 100. Jetzt sind 70. Jetzt kommen immer mehr und mehr und mehr.“ (I9 2019:273-275) Hier muss angemerkt werden, dass die von den Jugendlichen genannten Zahlen betreffend Besucher*innen mit Fluchthintergrund so nicht belegbar sind. Asylwerber*innen werden nicht gesondert

gezählt, sondern gelten als Besucher*innen des Jugendzentrums und werden auch so notiert, dass diese zahlenmäßig in den letzten Jahren angestiegen sind, ist jedoch belegt (vgl. Hauser 2016). Dieser Umstand wirkt für beide etwas beunruhigend, das äußern sie offen. Hierzu B: „Einfach früher nicht so viel verschiedene Länder waren da drinnen. Nicht so viel Stress und so. Seitdem die Flüchtlinge dort sind. ... aber jetzt is, du siehst eh! [...] z.B. die 80% von 100 die können nicht mal Deutsch reden. Und mit denen kannst auch nicht mal reden!“ (I9 2019:282-285) Die Äußerung lässt darauf rückschließen, dass die Verständigung mit dieser neu hinzugekommenen Gruppe für die beiden ein Problem darstellt. Ebenso, dass diese sich ihrer Meinung nach nicht unbedingt korrekt an die Gegebenheiten und Regeln vor Ort anpassen („Nicht so viel Stress und so“).

Angesprochen auf diese Herausforderung und wie die Verständigung mit dieser neu hinzugekommenen Gruppierung im Alltag tatsächlich vonstatten geht, äußert F: „Na keine Ahnung wir machen die ganze Sache.“ Weiters B: „Das weiß ich schon nicht. Ich glaub aber die lernen eh Deutsch.“ sowie F: „Ja, und M. hilft voll viele dabei!“ (I9 2019:290-293) Auch hier erneut der Verweis auf die Hilfestellungen durch das Betreuungspersonal, zudem sehen sie in der angesprochenen Thematik offenbar das Betreuer*innenteam auch in der Pflicht. Der Hinweis („ich glaube aber die lernen eh Deutsch“) wirkt versöhnlich und zeigt, dass die beiden grundsätzlich Verständnis für die Lage der Flüchtlinge zeigen. Hierzu passend auch das in der Überschrift des Kapitels erwähnte Zitat seitens B: „Für mich is hald Mensch Mensch is egal welche Nationalität!“ (I9 2019:145-146) In Hinblick auf die angesprochenen sprachlichen Barrieren könnte auch die Tatsache hineinspielen, dass beide Jugendliche nicht zuletzt selbst auch erst vor ca. 5 Jahren nach Österreich kamen und mit den gleichen sprachlichen Hürden konfrontiert waren. Befragt über die Gründe, warum Asylwerber*innen ihrer Meinung nach das JUZ aufsuchen, äußern die beiden: „Ja weil vielleicht so zusammen die sans alle. Die bringen. Erst kommt einer und dann hald so, „Ja gema JUZ, mir hats voll gefallen, du kannst dort chillen und so!“ Kommt einer der andere sagt alle, und dann kommt alle. Du siehst es is voll!“ (I9 2019:279-281)

Der Zusatz „es is voll“ könnte veranschaulichen, dass sie grundsätzlich kein Problem damit haben, dass neue Besucher*innen ins JUZ kommen, jedoch sei der Platz begrenzt. Diese Feststellung teilt ebenso die Leitung des Hauses. Aufgrund eines massiven Anstieges der Besucher*innen in den letzten Jahren (vgl. Hauser 2016:2) würde diese sich zusätzliche, anderweitige Räumlichkeiten im Stadtteil wünschen. Ebenso in Hinblick auf die wachsende Bevölkerung des Stadtteils.

9.7 Verdichtung der Ergebnisse

Im Zuge der Darstellung der Ergebnisse kam zutage, dass die unterschiedlichen Jugendlichen, betreffend gewisse Themenbereiche, vermehrt teils idente oder zumindest in ihrem Inhalt ähnliche Aussagen trafen. Die daraus gewonnen Kernaussagen oder auch Faktoren werden nun zusammenfassend dargestellt. Im Sinne der Übersichtlichkeit und besseren Veranschaulichung wurden 5 Faktoren

herangezogen, welche im folgenden Fazit detailliert analysiert werden. Bei diesen Faktoren handelt es sich um:

- Niederschwelligkeit
- Alternativlosigkeit
- Identität im Jugendzentrum (Ethnizität und Männlichkeit)
- Familienersatz & Zuhause
- Regelwerk im Sinne von Schutz, Sicherheit & Gleichheit

In einem ersten Schritt wird dargestellt, warum die Jugendlichen ihre Freizeit im Jugendzentrum verbringen und diesen Ort anderen vorziehen. Es wird also eine Abgrenzung zu anderen Begegnungsorten vorgenommen. Im Detail werden dazu die Faktoren niederschwelliger Zugang und Alternativlosigkeit dargestellt. Danach wird in einem zweiten Schritt darauf Bezug genommen, welche Faktoren im Inneren des sozialen Kontexts Jugendzentrum als sogenannte Kernzugehörigkeitsfaktoren wirken. Dabei werden die Faktoren Herkunft und Männlichkeit samt ihrer intersektionalen Dynamik, Familienersatz/Zuhause sowie Regeln/Transparenz genauer dargestellt.

9.7.1 Niederschwelliger Zugang

Das Jugendzentrum als niederschwelliger, leicht zugänglicher Ort für junge Menschen bietet die Möglichkeit, auch ohne entsprechenden Geldeinsatz oder besondere Fähigkeiten Teilhabe aktiv erleben zu können. Die Niederschwelligkeit äußert sich in mehreren Aspekten. Zum einen ist ein Zugang nicht an sprachliche Kenntnisse gebunden, die Besucher*innen kommen aus einer Vielzahl unterschiedlicher Länder. Deutsch als Muttersprache ist, eine Seltenheit. Neben diesem Faktor ist auch die Entgeltlosigkeit von Bedeutung. Und drittens die Ungezwungenheit. Die Jugendlichen können, sofern sie sich an die Regeln halten, aktiv oder passiv teilhaben. Sie können weiterführende Unterstützung durch die Betreuer*innen annehmen oder nicht.

Alle Befragten erwähnten diese Faktoren in den Interviews (vgl. u.A. B i9 2019:240; F i9 2019:246-247). Den Aussagen der Jugendlichen entsprechend, kann gesagt werden, dass der Faktor Niederschwelligkeit einer der Gründe ist, warum ein Verweilen, auch in dieser Regelmäßigkeit, überhaupt möglich ist. Es werden keine großen (materiellen oder individuellen) Anforderungen an die Jugendlichen gestellt. Sie scheinen sich dort zwanglos aufhalten zu können und verspüren keinen Druck. Wer sich an die (einfachen) Grundregeln hält, ist im Jugendzentrum demnach willkommen. Bezogen auf den Faktor „Geld“ ist anzunehmen, dass, wenn der Einsatz von Kapital bspw. in Form von Mitgliedsbeiträgen oder regelmäßiger Konsumation notwendig wäre, für einen Großteil der Besucher*innen ein Verweilen in dieser Regelmäßigkeit nicht möglich wäre. Die Jugendlichen sind zudem als Schüler oder in Ausbildung von elterlichen Zuwendungen abhängig. Verfügbares Kapital als Ausschlusskriterium ist demnach im JUZ nicht vorliegend. Vielmehr bewirkt die Entgeltlosigkeit, dass die Jugendlichen diesen Ort vermehrt aufsuchen, und andere Orte, in welchen bspw. Konsumation erforderlich ist, werden von den Jugendlichen weniger oft aufgesucht. Demnach kann gesagt werden, dass der Faktor Geld oder kein Geld im zwischenmenschlichen Austausch der

männlichen Gruppierungen, zumindest im Jugendzentrum, keine vordergründige Rolle spielt.

9.7.2 Alternativlosigkeit

Fehlende Alternativen zum Jugendzentrum zeigten sich bei den Befragten in zweierlei Ausprägung. Zum einen Alternativlosigkeit, betreffend die räumlichen Möglichkeiten im Sozialraum, und zum anderen Alternativlosigkeit im subjektiven Kontext der Lebenslage. Alle befragten Migranten leben seit Jahren innerhalb desselben Sozialraums, also entweder im selben Stadtteil wie das Jugendzentrum oder in einem direkt angrenzenden, ähnlich strukturierten Viertel. Sie sind dort sozialisiert und verwurzelt. Ein Verlassen der bekannten Lebenswelt kommt bei den Jugendlichen nur vor, wenn dies Teil der fixen Tagesstruktur ist (z.B. Schulbesuch, Fahrt in die Arbeitsstelle) oder einen unwiederbringlichen Vorteil mit sich bringt. Innerhalb der sozialen Infrastruktur ihrer Lebenswelt gibt es laut Aussagen der Jugendlichen keine adäquate Alternative zum JUZ. Die Befragten erwähnen, dass im Fall der Schließung des JUZ sie auf Parks und ihr Primärzu Hause ausweichen. Die Jugendlichen verbringen laut eigenen Aussagen den Großteil ihrer Freizeit im JUZ. Es ist daher aus dem Alltag der interviewten Jugendlichen nicht wegzudenken und aufgrund der genannten Faktoren alternativlos.

Die Alternativlosigkeit kann sich auch in der individuellen Situation der Befragten manifestieren. Dies zeigt sich insbesondere bei einem der interviewten Jugendlichen. Er erzählte im Interview, dass seine Familie plane, in naher Zukunft das Land zu verlassen und wieder in ihr Ursprungsland zurückzukehren. Dadurch, dass beide Elternteile und die bereits in Österreich geborenen jüngeren Geschwister die österreichische Staatsbürgerschaft besitzen, er jedoch bereits volljährig ist und noch den Status eines Konventionsflüchtlings hat, wäre es ihm momentan nicht möglich, diesen Weg mitzugehen (vgl. i8 2019:181-183). Durch eine mögliche Rückkehr der Eltern in den Irak würde befragter Migrant demnach von einem Tag auf den anderen sein Elternhaus und Zuhause verlieren. Das JUZ stellt für ihn einen der wenigen Orte der sozialen Begegnung, die ihm zur Verfügung stehen, dar. Der Faktor Alternativlosigkeit erhält in diesem Fall eine subjektive Bedeutung. Zudem erwähnen die befragten Jugendlichen, dass das JUZ für manche Besucher*innen das „erste Zuhause“ ist. Es ist in diesem Fall von prekären Lebens- und Familienverhältnissen auszugehen.

9.7.3 Identität im Jugendzentrum (Ethnizität und Männlichkeit)

Die Vielzahl an unterschiedlichen Nationen unter den männlichen Jugendzentrumsbesuchern wirkt auf den ersten Blick als Faktor, welcher Potential für Konflikte bergen könnte. Angesprochen auf diese mögliche Thematik, wurde dies jedoch seitens der befragten Migranten dezidiert verneint. Eine Erklärung dafür könnte der „gemeinsame“ Ort Jugendzentrum, der allen Besucher*innen unabhängig von ihrer Herkunft und Ethnizität gleichermaßen zur Verfügung steht, sein, welcher somit auch keinerlei Sonderstellungen einzelner Gruppierungen zulässt. Der Ort kann dadurch auch nicht von einer spezifischen Peer-Group vereinnahmt werden. Derartige Versuche,

betreffend die Vereinnahmung einzelner Teilbereiche durch national geprägte Gruppierungen, fanden in der Vergangenheit durchaus statt (vgl. i9 2019:32). Das klare Regelwerk, in Form von festgelegten Nutzungszeiten, wirkt derartigen Entwicklungen jedoch entschieden entgegen. Das Haus in seiner Architektur bietet insgesamt eine Vielzahl an abgegrenzten Räumlichkeiten und Ausweichflächen. Die Jugendlichen sind demnach nicht gezwungen, alle im selben Raum zu verweilen, und können innerhalb des Jugendzentrums ihren Interessen individuell nachgehen. Auch in Krisensituationen bietet das Raumkonzept entsprechende Möglichkeiten, um sich aus dem Weg zu gehen.

Im Alltag des Jugendzentrums spielt die individuelle ethnische Zugehörigkeit innerhalb der einzelnen Peer-Groups und in Abgrenzung zu anderen Gruppen insgesamt jedoch sehr wohl eine Rolle. Aufgrund der Vielzahl an Personen unterschiedlicher Herkunft scheint die ethnische Identität den Migranten dazu zu dienen, um sich entsprechend zu positionieren und zu definieren, demnach ihre Zugehörigkeit zu einer (ethnischen) Gruppe zu zeigen und sich darin einzuordnen. Die Interviewten weisen implizit darauf hin, dass sie auch in ihrem Alltag hauptsächlich in den Communitys ihrer ethnischen Herkunft leben. Sie führen dieses erlernte Verhalten also im Jugendzentrum weitestgehend fort.

An anderer Stelle wiederum rückt ethnische Zugehörigkeit wieder stärker in den Hintergrund. In Hinblick auf die gesamtheitliche Betrachtung der Befragten werden dezidiert alle Jugendzentrumsbesucher*innen als gleichwertig benannt (vgl. i7 2019:64-67 & i9 2019:138-139). Der soziale Kosmos des Jugendzentrums gibt den Jugendlichen ein Gefühl der Gleichheit, indem er ihren Status als Besucher*innen zu definieren scheint. Der Besucherstatus wirkt in diesem Fall dominierend über andere statusgebende bzw. auch zugeschriebene Faktoren.

Alle Interviewten verweisen auf die Zugehörigkeit zu männlichen Peer-Groups. Sie handeln innerhalb dieser ihre Positionen aus. Es stellt sich eine verbindende Wirkung ein. Die Freunde werden dabei auch als Brüder bezeichnet (vgl. i9 2019 16-17, 32-33 & i7 43-45). Mädchen sind demnach nicht Teil ihrer Peer-Groups, was einen Beziehungsaufbau sowie eine Kontaktaufnahme auf anderer Ebene jedoch nicht ausschließt.

Betreffend die individuellen Verhaltensweisen der Migranten in der Gruppe, kristallisierten sich vereinzelt Hinweise in Richtung männlicher Dominanz als Bewältigungsmuster heraus. Vor allem in Hinblick auf die Rolle der weiblichen Besucherinnen. Reibungspunkte unter den männlichen Jugendlichen entstehen lt. Aussage (vgl. i9 2019:102-103), betreffend weibliche Besucherinnen im Kontext tradierter geschlechterspezifischer Rollenmuster.

Durch die eingenommene Rolle des Beschützers gegenüber Frauen käme es dadurch immer wieder zu Konfliktsituationen. Für die Jugendlichen erscheint diese Rolle als legitimiert und wird als gängige Praxis erachtet. Gleichsam übt ihr Verhalten auch Einfluss auf die Position innerhalb der Peer-Group aus. Der Status der Jungen definiert sich über eine Vielzahl von intersektional wirkenden Faktoren, die Rolle gegenüber Mädchen scheint einer davon zu sein.

Ethnizität und Männlichkeit scheinen für die Jugendlichen entscheidende Faktoren ihrer sozialen Position darzustellen. So weisen sie implizit auf räumliche Marginalisierung im Stadtteil hin (vgl. i8 2019:8-12, 241-245 & i7 2019:123-127 & i9:2019 321-325).

Die Zugehörigkeit, welche sie im Jugendzentrum erleben, gewinnt damit noch mehr an Bedeutung. Kritisch zu betrachten ist allerdings, dass die Zugehörigkeit augenscheinlich stark über männliche Identität produziert wird. Der erworbene Status im Jugendzentrum scheint nicht mit der Position der Jugendlichen innerhalb der Gesamtgesellschaft übereinzustimmen. In diesem Kontext lassen die Aussagen der Interviewten auf eine marginalisierte Position schließen.

9.7.4 Familienersatz und Zuhause

Die Tatsache, dass alle befragten Migranten von sich aus und ohne entsprechenden Hinweis das JUZ als ein oder ihr Zuhause bezeichneten, lässt annehmen, dass der Ort für sie eine zentrale Rolle in ihrer Lebenswelt darstellt. Ohne Aufforderung erzählten die Befragten von ihren familiären Verhältnisse zuhause. Ebenso fiel auf, dass oftmals keine Unterscheidung zwischen Zuhause und Jugendzentrum gemacht wurde. Es kam zutage, dass die Linie und somit Begrenzung zwischen Elternhaus und JUZ bei den interviewten Migranten teilweise verschwamm oder in ihrer Deutlichkeit so nicht erkennbar war (vgl. i8 2019:211-212). Aufgrund der Tatsache, dass systemrelevante Personen (Geschwister, Cousins und Kindheitsfreunde) ebenso seit vielen Jahren Teil der Lebenswelt Jugendzentrum sind, ist eine Abgrenzung von dieser für die Migranten offensichtlich auch im Sinne der Zugehörigkeit nicht sinnvoll. Ein Festhalten an diesem System ist demnach verständlich. Ebenso ein Bewahren und Schützen. Biografische Aspekte aus dem Leben der Befragten ließen des Weiteren erkennen, dass der oftmals angenommene traditionelle Familienbegriff in ihrer Kernfamilie so nicht gelebt wird oder existiert (i8 2019:163-167). Das Jugendzentrum als Zuhause ist für manchen männlichen JUZ-Besucher alternativlos.

Ein weiterer Faktor, der das Gefühl des zuhause-seins im Jugendzentrum unterstützt, ist, dass die Jugendlichen vor Ort verschiedenen Interessen nachgehen können. Es wird auf ihre Bedürfnisse und Interessen Rücksicht genommen.

9.7.5 Regelwerk im Sinne von Schutz, Sicherheit und Gleichheit

Der vielfache Hinweis aller befragten Migranten auf das Regelwerk des JUZ und die Legitimierung dessen lässt die Annahme zu, dass diese Regeln für den Alltag im JUZ von großer Bedeutung sind. Das einfache und für die Befragten damit klar verständliche Regelwerk dient als Rahmen für die soziale Interaktion am Begegnungsort. Es dient dabei nicht nur als Struktur, sondern schafft durch die gemeinschaftliche Legitimierung Gleichheit und bietet Schutz und Sicherheit. Die Legitimierung der Regeln und die Umsetzung dieser sind für alle befragten Jugendlichen selbstverständlich (vgl. i7 2019:189-193 & i8 2019:85-86). Teilweise fühlen sich die Befragten selbst legitimiert, die

Regeleinhaltung einzufordern. Sie begründen dies mit ihrer langen Zugehörigkeit zum sozialen Kosmos des Jugendzentrums.

Die klaren Regeln fungieren für die Befragten auch als Sicherheit und Schutz. Die Sicherstellung der Regeleinhaltung durch die Betreuungspersonen erfordert, dass diese ständig alles im Blick haben. Dadurch gewährleisten sie laut den Jugendlichen ein für den Kontext gutes Maß an Sicherheit und Schutz (vgl. i7 2019:64-67 & i9 2019: 109;114-115;122-124;126-127;147-149). Für alle Befragten ist ein Jugendzentrum ohne Betreuer nicht vorstellbar. Sie weisen explizit darauf hin, dass ohne eine Instanz, die die Regelüberwachung durchsetzt, das JUZ nicht bestehen könnte.

Einen besonderen Aspekt der Zugehörigkeit schafft im Falle dieses Jugendzentrums die Leitungsperson. Sie wird aufgrund ihrer langjährigen Tätigkeit als systemimmanent angesehen. Vielfach entsteht der Eindruck, dass sie es schafft, den Jugendlichen das Gefühl von Inklusion zu geben und damit vielfach anderorts erlebte Marginalisierung zu neutralisieren.

10 Begegnungsorte älterer Migranten

Margareta Zalud

In diesem Teil der Forschungsarbeit liegt der Fokus auf dem Dazugehören männlicher Migranten in der Lebensphase Alter. „Der Weg zur Arbeitsstätte, der den Alltag strukturiert hat, entfällt, der territoriale Rückzug auf Wohnung oder Altenheim hat begonnen.“ (Böhnisch 2018:242) Für einen Großteil der Arbeitsmigranten stellt sich nach Beendigung ihres Erwerbslebens die Frage, ob sie in ihr Herkunftsland zurückkehren oder ob sie ihren Ruhestand in Österreich verbringen wollen. Dietzel-Papakyraikou (vgl. 1993:3) zeigt auf, dass diese Entscheidung im Laufe der Migration immer wieder neu bewertet und oftmals lange vor sich hergeschoben wird. Das Interesse für diese Forschung gilt daher älteren männlichen Migranten, die sich entschieden haben, zu bleiben.

Mit zunehmendem Alter nimmt die Sichtbarkeit älterer Menschen in der Gesellschaft aufgrund ihres räumlichen Rückzuges sukzessive ab. Dies betrifft auch ältere männliche Migranten. In der Folge soll durch diese Forschung herausgefunden werden, wie Migranten im Alter ihren Lebensabend verbringen und in welchen sozialen Gefügen sie verortet und zugehörig sind. Im Besonderen liegt der Fokus auf jenen Orten und Plätzen, an denen Begegnung stattfindet und Zugehörigkeit gelebt und empfunden wird.

Mit der Forschungsfrage

„Welche biografischen Erfahrungen männlicher Migranten beeinflussen das Dazugehören im Alter?“

soll die Wirkmächtigkeit gemachter Erfahrungen vor und in der Migration im Hinblick auf die Zugehörigkeit in der Lebensphase Alter beleuchtet werden. Von Interesse sind prägende Erfahrungen in den unterschiedlichen Lebensaltern, vor allem die Migration betreffend. Es wird beleuchtet, welche Erfahrungsstrukturen zu einem Gewordensein im Alter hinsichtlich erlebter Begrenzungen und Ermöglicungen geführt haben. Zudem soll die Relevanz ethnischer Herkunft in der Lebensphase Alter sowie die Bedeutung von Geschlecht, sozialer Schicht, Bildung, Religion und Sprache in deren Überschneidungen und Wirkungen dargelegt werden.

10.1 Forschungsdesign

Das folgende Kapitel beschreibt die Herangehensweise für diesen Teil der Forschung. Es wird auf das Sampling sowie auf die Wahl der Methoden eingegangen, die zur Datengenerierung und -auswertung herangezogen wurden.

10.1.1 Sampling

Um einen Einblick in das Forschungsfeld zu bekommen, befragte ich am 23. Jänner 2019 den Bürgermeister einer Kleinstadt in Niederösterreich, ob bzw. wie viele männliche Arbeitsmigranten nach deren Erwerbstätigkeit, ab dem Alter von 70 Jahren, in der Stadt wohnen. Laut einer aktuellen Erhebung lebten zu diesem Zeitpunkt beispielsweise vier türkische Männer, älter als 70 Jahre, in dieser Stadt. Im Vergleich zur Gesamtzahl der gemeldeten türkischen Einwohner sind das nicht mehr als zwei Prozent. Im nächsten Schritt gab mir im Mai 2019 die Leiterin des NÖ Pflege- und Betreuungszentrums dieser Stadt die Auskunft, keine männlichen Migranten zu ihrer Klientel zu zählen. Daraufhin nahm ich am 17. Juni 2019 telefonischen Kontakt mit dem Leiter des ATIP-Vereins auf, der sich anfangs bereit zeigte, Kontakte herzustellen, sich aber danach, ohne Angabe von Gründen, zurückzog. In dieser Phase der Forschung stellte sich mir zwischenzeitlich die Frage, ob männliche Migranten in dieser Altersphase für die Forschungsarbeit gefunden werden können, da die Hypothese nahe lag, die Mehrheit der Arbeitsmigranten gehe nach der Erwerbsphase in ihre Herkunftsländer zurück und die noch in Österreich lebenden Migranten hätten Vorbehalte in Bezug auf Interviews. Um dieser Annahme nachzugehen, kontaktierte ich am 20. Juni 2019 eine Mitarbeiterin der Stadtgemeinde einer weiteren Kleinstadt in Niederösterreich. Da ihre türkischen Eltern nach Österreich emigrierten, hat sie Zugang zu dieser Community und gab mein Anliegen an die Zielgruppe weiter. Sie fand ältere Männer, die sich für ein Interview bereit erklärten, vereinbarte Termine, stellte mich am 4. Juli 2019 den Männern vor und übersetzte die durchgeführten Interviews. Obwohl ich diese Daten nicht für die Forschung verwendete, gaben sie mir einen essentiellen Einblick in das mir unbekanntes Forschungsfeld und erschlossen mir wertvolles Kontextwissen über soziokulturelle und historisch gewachsene Zusammenhänge, insbesondere in der türkischen Community. Dies brachte mir hilfreiche Erkenntnisse für die Auswahl meiner weiteren Interviewpartner und für meine Vorgangsweise in der Durchführung der Interviews, auch im Hinblick auf eine Adaption meiner Interviewfragen. Der Zugang zur rumänischen Community erwies sich anfangs ebenfalls

nicht ganz einfach, da die ersten angefragten Männer aufgrund der Einwilligungserklärung zur Verwendung von personenbezogenen Daten Bedenken äußerten und absagten. Flick (2017) betont die Wichtigkeit für Forschende, strategische Überlegungen anzustellen, um an die besonders interessierenden Personen heranzukommen und mit ihnen in Beziehung zu treten (vgl. Flick 2017:147-148). Dies konnte ich im weiteren Verlauf ausschließlich mit der Unterstützung von Personen, die aufgrund persönlicher, vertrauter Beziehungen zu den Interviewpartnern Kontakte herstellten und mir auf ihre Empfehlung hin die Türen in das Forschungsfeld öffneten.

Für die Erhebung und die Analyse der Daten gaben mir drei Personen ihr Einverständnis. Diese konnte ich im Juli 2019 interviewen. Allen drei Interviewpartnern ist gemeinsam, dass sie männlich sind, ihre aktive Erwerbsphase beendet haben und in der Lebensphase Alter leben. Zwei der interviewten Männer befinden sich mit 67 und 70 Jahren in einer vergleichbaren Altersphase, der dritte Interviewpartner zählt mit 88 Jahren zur Gruppe der Hochaltrigen. Die Darstellung der Interviewpartner soll im Folgenden das Sample näher erläutern:

- Herr P: Das Treffen mit Herrn P fand am 9. Juli 2019 auf seine Einladung hin bei ihm zuhause statt. Er ist 70 Jahre alt und kommt aus Rumänien. 1990 gelang ihm aufgrund der offenen Grenze in Ungarn die Flucht nach Österreich. Für ihn war von Anfang an gewiss, dass er nicht mehr in sein Herkunftsland zurückgehen würde. Heute wohnt Herr B gemeinsam mit seiner Frau und mit der Familie seines Sohnes in einem Eigenheim in einer niederösterreichischen Kleinstadt, in der er sich dazugehörig fühlt. Kontakte zu Personen aus seinem Herkunftsland hat er keine mehr. Zu seinem Freundeskreis zählen sowohl rumänische als auch österreichische Personen. Das Interview wollte Herr P auf Deutsch führen, obwohl er seine Deutschkenntnisse als mangelhaft und unzureichend bezeichnet.
- Herr B: Mit Herrn B, 67 Jahre alt, habe ich mich am 12. Juli 2019 in einem Wiener Café getroffen. Begleitet wurde er von seinem Großneffen, der uns übersetzte, da sich Herr B in seiner Muttersprache besser ausdrücken kann und seine Deutschkenntnisse selbst als ungenügend bezeichnet. Herr B kam bereits in den 1980er-Jahren auf Einladung seines Bruders als Arbeitsmigrant nach Österreich und ließ offen, ob er bleiben würde. In seinem Herkunftsland konnte er weder eine Schule besuchen noch eine formale Berufsausbildung erlangen. Heute lebt Herr B mit seiner Frau und seinen Kindern in Wien und schätzt das österreichische, geordnete System. Freundschaftliche Beziehungen lebt er ausschließlich in seiner türkischen Community, zu der er sich zugehörig fühlt. In die Türkei will er nicht mehr zurückgehen.

Um eine differenziertere Sichtweise zu erlangen, wählte ich als dritten Interviewpartner Herrn H aus, der im Vergleich zu den beiden anderen deutlich älter ist, aus einem Österreich ähnlichen Kulturkreis kommt und die deutsche Sprache nicht erlernen musste. Zudem hatte Herr H zum Zeitpunkt der Migration ein technisches Studium abgeschlossen und eine Stellenzusage für eine leitende Position eines deutschen Betriebes mit einer Außenstelle in Österreich.

- Herr H: Herr H ist mit 88 Jahren die älteste der interviewten Personen. Mit ihm habe ich mich am 16. Juli 2019 im Pflegeheim getroffen. Neben seinem Pflegebett befindet sich ein Schreibtisch mit Büchern und einem Computer, auf dem er nach wie vor täglich arbeitet, Zeitung liest und mit Personen außerhalb des Pflegeheimes den Kontakt aufrechterhält. So wie die beiden anderen Männer kam auch er als Arbeitsmigrant nach Österreich. Er emigrierte bereits Mitte der 1970-er Jahre aus Deutschland und hatte die Absicht, nach der Erwerbsphase wieder zurückzugehen. Heute lebt er im Pflegeheim und fühlt sich dort nicht zugehörig. Zu seinem Beziehungsnetzwerk zählen seine Frau, seine Familie und ein österreichischer Freundeschaftskreis. Aus seinem Herkunftsland pflegt er noch Kontakte zu seiner verbliebenen Verwandtschaft.

Zum Zeitpunkt der Migration waren alle drei Interviewpartner bereits Ehemänner und Väter, die ihre Familien in unterschiedlichen Zeitabständen nachholten. Heute leben die Männer in der Lebensphase Alter mit ihren Ehepartnerinnen in gemeinsamen Haushalten bzw. gemeinsam in einem Alten- und Pflegeheim.

10.1.2 Erhebung der Daten

Aus der Forschungsfrage ergab sich die Wahl für eine biografische Forschung, in der die Interviewpartner rückblickend ihre Erfahrungen, Erlebnisse und Prozesse aus ihrem Leben aus ihrer gegenwärtigen Sicht beschreiben. Biografisches Datenmaterial ist selbstreflexiv, „weil es nicht nur auf Erfahrungen mit anderen basiert, sondern auch auf solchen mit sich selbst.“ (Dausien / Kelle 2005:203) „In autobiografischen Erzählungen wird somit ein Zusammenhang hergestellt zwischen dem Handeln/der Interaktion, dem Erleben und Reflektieren.“ (Dausien / Kelle 2005:207). Daher wird auch der gesellschaftliche Kontext beleuchtet. Als Erhebungsmethode für die qualitative Forschung wurde das autobiografisch-narrative Interview nach Schütze (1983) gewählt. Aus den biografischen Erzählungen der Männer wurden die Daten generiert. „Biographisch-narrative Interviews bieten einen Zugang zu gesellschaftlichen Konstruktions- und Konstitutionsprozessen. Sie weisen auf die Komplexität des Gewordenseins und des Werdens von Subjekten [...] hin.“ (Gutiérrez Rodríguez 1999:35)

Das narrative Interview wurde mit offen formulierten Fragen ausgearbeitet und in Form eines Leitfadens entlang der Lebensalter strukturiert. Dabei lag der Schwerpunkt in Hinblick auf die Beantwortung der Forschungsfrage auf den Erfahrungen der Migration und dem Leben in der Lebensphase Alter. Bei der Entwicklung der Fragen achtete ich darauf, dass diese den Redefluss der Erzählungen, insbesondere am Beginn der Interviews, unterstützen, ebenso, dass der Fokus auf relevante Aspekte gelenkt wird, um großen Aus- und Abschweifungen in den Erzählungen vorzubeugen. Das Interview mit Herrn B wurde auf seinen Wunsch hin übersetzt, während das Interview mit Herrn P aufgrund der Sprachbarriere eine angemessene Wortwahl, Wiederholungen und Nachfragen meinerseits erforderlich machte. Der 88-jährige Herr H war im Interview um eine deutliche Aussprache bemüht und benötigte ausreichend Zeit, um die Fragen zu beantworten. Da alle drei Männer Bedenken äußerten, ihre Fragen nicht aussagekräftig genug beantworten zu können, war es hilfreich, eine angenehme und entspannte Gesprächsatmosphäre

zu schaffen. Die Interviewpartner gaben persönliche Erfahrungen und Erlebnisse offen preis und wurden während ihrer Schilderungen zuweilen von ihren Emotionen bewegt. Insofern war die Auseinandersetzung mit ethischen Grundsätzen in der Forschung im Vorfeld unerlässlich, um mit der Offenheit der Interviewpartner sensibel und vertrauenswürdig umgehen zu können (vgl. Flick 2017:56ff).

Die Orte der Treffen gaben die Interviewpartner vor. Zu Beginn der Interviews wurden die Interviewten über die Thematik und die Vorgangsweise ausreichend informiert und um ihr Einverständnis gebeten, das Interview aufnehmen und für die Forschung verwenden zu dürfen. Die erforderliche Einwilligungserklärung zur Verwendung von personenbezogenen Daten wurde aufgrund geäußerter Bedenken verständlich erläutert und von den Interviewten unterzeichnet.

10.1.3 Auswertung der Daten

Die für die Forschung ausgewählten Interviews wurden gemäß den Richtlinien für die Gesprächstranskription nach Froschauer / Lueger (vgl. 2003:223f) transkribiert. Für die Analyse der Daten habe ich die Systemanalyse nach Froschauer / Lueger (2003) angewandt. Diese wird im gemeinsamen Teil des Untersuchungsdesigns näher ausgeführt.

In einem nächsten Schritt wurde daher ausgehend von den Interviewfragen eine chronologische Einteilung in Kindheit und Jugend, junges Erwachsenenalter, die ersten Jahre der Migration, die Zeit in der Migration und die Lebensphase Alter vorgenommen. Biografische Erfahrungen wurden ebenso aus der Zeit vor der Migration analysiert, da sich diese in entscheidender Weise auf die Bewältigung der Migration und in der Lebensphase Alter auswirken.

10.2 Darstellung der Ergebnisse

Im folgenden Kapitel werden die Ergebnisse der geführten Interviews vorgestellt. Dabei wird eine Einteilung in die Lebensphasen Kindheit und Jugend, Migration und Lebensphase Alter vorgenommen. Die Zitate in den Überschriften sind den Interviews entnommen.

10.2.1 Herr B, 67 „Lokale, wo eher Männer hingehen.“

Kindheit und Jugend – „alleine ein Leben führen“:

Über seine Kindheit erzählt Herr B nicht sehr ausführlich, da es aus seiner Sicht „nichts wirklich Prägendes“ zu berichten gäbe (I10 2019:4). Er hatte sieben Geschwister und demzufolge war ein Schulbesuch für die Kinder nicht finanzierbar (vgl. I10 2019:17-18). „Ah, ich wollte immer schon, ah, in die Schule gehen und eben ah, eben eine Ausbildung machen. Aber das ging nicht, wegen der finanziellen Mittel meines Vaters.“ (I10 2019:11-13) Dieser Aussage ist zu entnehmen, dass Herr B schon als Kind den Wunsch hegte,

eine Schule zu besuchen, um sich bilden zu können. Seine Eltern konnten ihm und seinen Geschwistern aufgrund der prekären finanziellen Lebenslage am Land weder eine Pflichtschulbildung noch eine formale Berufsausbildung bieten. Dies lässt den Umkehrschluss zu, dass seine Eltern die Bildung ihrer Kinder grundsätzlich für wichtig erachteten und im Falle einer besseren finanziellen Lebenslage ihren Kindern einen Schulbesuch und eine Ausbildung ermöglicht hätten. Aus diesem Grund mache Herr B seinen Eltern keine Vorhaltungen, sondern rechtfertige eher das Vorgehen der Eltern (vgl. I10 2019:12-13;17-18). Dies lässt zudem die Annahme zu, dass damals kinderreiche Familien ihren Nachwuchs für praktische Arbeiten, für die Mithilfe im Haus und in der Landwirtschaft benötigten und in der Folge ein Schulbesuch der Kinder eher eine Ausnahme darstellte. Daher fühlte sich Herr B nicht in eine Außenseiterrolle gedrängt, sondern eher als einer unter vielen, denen es ebenso erging.

Herr B zog mit „zirka 13, 14 Jahren“ (I10 2019:4-5) alleine in die Großstadt, um einen Beruf zu erlernen (vgl. I10 2019:13-14; 20-22). Ein Großteil der Söhne am Land musste sich somit bereits vor dem 13. Lebensjahr gedanklich damit auseinandersetzen, wie sie ihr Leben selbständig gestalten und bewältigen würden. Dies deutet darauf hin, dass sie bereits in sehr jungen Jahren Verantwortung für ihr Leben übernahmen und aus heutiger Sicht bereits als Kinder bzw. als Jugendliche in eine Eigenständigkeit gedrängt wurden. Somit kann nicht von einer unbeschwerten Jugendzeit gesprochen werden. Aufgrund der frühen Entlassung in ein selbständiges Leben und in die Erwerbsphase wurde den Heranwachsenden der Raum für das Ausleben und Experimentieren in ihrer Jugendzeit eingeschränkt. Die Lebensphase Jugend umfasste somit eine sehr verkürzte Zeitspanne. Zudem scheint es der jungen männlichen Generation bewusst gewesen zu sein, dass ein Weggehen aus dem familialen Verband eine Entlastung der finanziellen Situation darstellte. Für die Eltern wiederum bedeutete das Ausziehen der Söhne den Verlust einer Arbeitskraft.

Wie ein selbstverständliches Ereignis schildert Herr B seinen Auszug aus der Familie und seinen Umzug in die Großstadt, um „alleine ein Leben zu führen.“ (I10 2019:5-6) Es scheint, dass dieser Umstand zu dieser Zeit in der Türkei nichts Außergewöhnliches darstellte. Demzufolge beschreibt Herr B seinen Ablösungs- und Abnabelungsprozess von der Familie konfliktfrei (vgl. I10 2019:18-19).

„Wir hatten nie Konflikte ah, in der Familie, also so größere, dass wir uns nicht verstanden haben, aber, ahm, dadurch, dass wir eben die Mittel nicht hatten, war es [...] wichtig mit 13,14, eben ab einem gewissen Alter auszuziehen [...]“ (I10 2019:18-21)

Die in den Jahren der Adoleszenz essentiellen Ablösungsprozesse fanden ohne offensichtliche Auseinandersetzungen statt. Es deutet darauf hin, dass der Sohn sich nicht gegen generationsübergreifende Wertevorstellungen seines Vaters stellte, sondern dessen unausgesprochene Erwartungen ohne Protest hinnahm. Seine Aussagen lassen überdies die Annahme zu, dass aufgrund der finanziellen Lage es sowohl für den Vater als auch für den Sohn keinen Bewegungsspielraum für Alternativen gab und sich dies in einer beidseitigen Resignation ausdrückte, die aus Rücksicht voreinander nicht oder zurückhaltend kommuniziert wurde. Herr B nahm mit zirka 13,14 Jahren das Erwerbsleben auf und absolvierte eine praktische Berufsausbildung (vgl. I10 2019:13-14). Es scheint

üblich gewesen zu sein, dass junge Männer in Betrieben praktisch angelernt wurden, ohne eine theoretische Wissensvermittlung in einer Berufsschule zu erhalten, und dies hatte zur Folge, dass junge Männer keine formalen Abschlüsse erlangten.

Im Hinblick auf die Tatsache, dass es für „den einen oder den anderen“ (I10 2019:20) unumgänglich war, sehr jung in die Stadt zu ziehen, um „sein eigenes Leben zu führen“, (I10 2019:21) kann abgeleitet werden, dass sich diese Jugendlichen in der Stadt zusammenschlossen, um emotional und finanziell überleben zu können. Brüder, Cousins und Nachbarn aus einem Dorf könnten einen Familienersatz dargestellt haben, indem sie in der Stadt familienähnliche Strukturen aufbauten, die wertvolle und wesentliche Bewältigungsunterstützung darstellten. Dies deutet darauf hin, dass junge Männer Rückhalt und soziale Unterstützung in Männerfreundschaften fanden, die sich als stark und belastbar durch alle Lebensphasen und Lebensherausforderungen hindurch, bis ins Alter, erweisen (vgl. I10 2019:199-200). Auch Ehen wurden in jungen Jahren geschlossen und Familien gegründet (vgl. I10 2019:53; 95).

Biografische Erfahrungen in der Kindheit und Jugend:

- Großfamilie im ruralen Bereich
- kein Zugang zu Schulbildung
- materielle Armut in der Kindheit
- verkürzte Jugendzeit und früher Auszug aus dem familialen Verband
- früher Beginn der Erwerbsphase ohne formale Berufsausbildung
- Kommunikation und Aushandlung innerhalb eines männlichen Freundeskreises
- frühe Eheschließung und Familiengründung

Die ersten Jahre der Migration – „eine große Enttäuschung“:

Herr B kam in den 1980er Jahren aufgrund politischer Unruhen in der Türkei nach Österreich (vgl. I10 2019:25-27) um, wie er sagt, ein „neues Leben“ zu führen. (I10 2019:27) Politische Unruhen als logische Begründung für seine Emigration könnte Herr B aber auch als einen Vorwand für seine Herkunftsfamilie und für seine eigene Familie gebraucht haben, um sich von Verpflichtungen und Erwartungen befreien zu können. Wie viele andere junge Männer im Erwerbsalter auch hatte Herr B Verwandte, die bereits vor ihm nach Österreich emigriert waren und ihn ermutigten, nachzukommen (vgl. I10 2019:30-31). Somit stellte eine Migration für ihn keine Reise ins Ungewisse dar. Die Qualität und der Wert von Männerfreundschaften könnten im Entscheidungsprozess für eine Emigration ein maßgebliches Kriterium dargestellt haben. Es scheint einem familialen Nachzug gleichzukommen. Männerfreundschaften aufrechtzuerhalten, sich in der Migration beizustehen und zu unterstützen, könnte mithin ein Aspekt gewesen sein, der junge Männer motivierte, in das Land ihrer Freunde nachzuziehen. Die Aussage von Herrn B, in Österreich ein neues Leben führen zu wollen (vgl. I10 2019:27), impliziert möglicherweise ein Nachholen versäumter Chancen und Möglichkeiten im Herkunftsland. Mit einem neuen Leben im Aufnahmeland könnte er auch die Vorstellung eines anderen, modernen und zeitgemäßen Lebens, mit mehr und besseren Möglichkeiten,

verbunden haben. Zudem ließ Herr B, aufgrund der politischen Situation in der Türkei, offen, ob er bleiben würde oder nicht (vgl. I10 2019:31-32).

Für das Herkunftsland Türkei brachte die steigende Emigration junger Männer einen Verlust arbeitsfähiger und gesunder Arbeiter am Arbeitsmarkt mit sich. Für deren Ehefrauen bedeutete das Weggehen der Männer ein Zurückbleiben mit den Kindern und das Führen einer Fernbeziehung auf ungewisse Zeit. Herr B verließ die Türkei gegen den Willen des Vaters (vgl. I10 2019:36-38). „Aber ich habe dann aus meinem eigenen Willen entschieden und bin hergekommen und mein Bruder hat mich dabei natürlich unterstützt, also mein Bruder, der auch in Österreich lebt.“ (I10 2019:38-40) Männliche Freundschaftsnetzwerke scheinen in wichtigen Entscheidungen wirkmächtig zu sein, respektive über den Meinungen und Sichtweisen der Herkunftsfamilie und der eigenen Familie zu stehen. Auf die Frage, welche Personen in der Migrationsentscheidung eine Rolle spielten, erwähnte Herr B seine Frau nicht. Erst auf eine Nachfrage beschreibt Herr B die Sichtweise seiner Frau.

„Sie hat mich davon nicht abgehalten und ahm, da wir eben verheiratet waren und es klar war, dass da wo ich bin, sie auch ist, hat sie ahm, hat sie auch eben ahm mich nicht davon abgehalten und ist dann auch nach einem Jahr zu uns gezogen, zu mir gezogen.“ (I10 2019:49-51)

Es scheint, dass Männer ihre Entscheidung der Migration unter sich treffen, indem sie von anderen Männern eingeladen werden. Sie lassen in der Folge ihre Familie für eine bestimmte Zeit zurück, bauen im Ankunftsland ein neues Leben auf, bereiten alles für den Familiennachzug vor und werden dabei von männlichen Verwandten und Freunden unterstützt (vgl. I10 2019:60-62). Bei näherer Betrachtung sind Bewältigungserfahrungen aus der Kindheit und Jugendzeit erkennbar. Das Zurücklassen der Familie im Herkunftsland für eine unbestimmte Zeitspanne, deutet darauf hin, dass Herr B in der Arbeitsmigration eine Chance sieht, ein neues Leben aufbauen zu können, vergleichbar mit seinem Auszug aus der Herkunftsfamilie (vgl. I10 2019:5-6).

Die Anfangsphase der Migration beschreibt Herr B als „eine Enttäuschung“ (I10 2019:57). Er bezieht diese in erster Linie auf die Sprachbarriere. Sich nicht ausdrücken zu können, nicht kommunizieren zu können, beschreibt er als „große Enttäuschung“ (I10 2019:63). „Aber am Anfang hatte ich halt wirklich ahm, eine große Enttäuschung, da ich [...] mit der Außenwelt nicht wirklich kommunizieren konnte.“ (I10 2019:62-64) Die Wichtigkeit die Sprache des Herkunftslandes zu beherrschen wurde seinerseits unterschätzt und die Auswirkungen seiner Sprachdefizite nicht ausreichend bedacht. Diese begrenzten ihn in allen basalen Lebensbereichen. Nicht kommunizieren zu können, schränkte seine Lebensautonomie und seine Lebensqualität im Aufnahmeland enorm ein (vgl. I10 2019:58-59). Diese Schwierigkeiten steigerten sich, als seine Familie nachzog und sein Spracherwerb nach einem Jahr Aufenthalt in Österreich nicht ausreichte, um seiner Familie diesbezüglich eine Stütze zu sein (vgl. I10 2019:60). Das Gefühl, sich nicht verständigen bzw. seine Meinung nicht äußern zu können, erzeugte in Herrn B ein überwältigendes Gefühl der Ohnmacht und Hilflosigkeit, das Herr B nicht in Worte fassen kann (vgl. I10 2019:64-66). Um diese Emotionen zu bewältigen, brauchte es Hilfestellung, Ermutigung und Wertschätzung. Diese erfuhr Herr B durch seinen Bruder (vgl. I10

2019:60-62). Seine Aussagen lassen die Annahme zu, dass er vorwiegend innerhalb seines ethnischen Beziehungsnetzwerkes interagiert und mit der autochthonen Bevölkerung, die er als „Außenwelt“ (I10 2019:64) bezeichnet, nicht ausreichend kommunizierte oder kommunizieren konnte. Daraus kann entnommen werden, dass zu Beginn der Arbeitsmigration ein allochthones Beziehungsnetzwerk einerseits hilfreich ist, andererseits kann dieses bedingen, ein aktives Zugehen auf die autochthone Bevölkerung zu verabsäumen oder zu vernachlässigen.

„Also, ah, das was mich gleich von Anfang an nach Österreich verbunden hat, war ahm, die Ordnung im Alltag. [...] wie zum Beispiel ah Verkehr und Ähnliches, Öffis und ah auch das Gesundheitssystem.“ (I10 2019:71-74) Herr B erkennt im Vergleich zu seinem Herkunftsland große Vorteile in geordneten, gesellschaftlichen Abläufen, die ihm sehr wichtig erscheinen und ihm das Leben erleichtern. Dies deutet darauf hin, dass er diesem organisierten Leben, ebenso in Bezug auf soziale Absicherung, eine hohe Priorität beimisst und dies „die großen Aspekte“ waren, die ihn „hier gehalten haben.“ (I10 2019:110-111) Zudem könnte ihn das Gesundheitssystem in Österreich autark von Hilfsystemen seiner Sippe oder Freunden gemacht haben.

Die Inklusion am österreichischen Arbeitsmarkt gelingt Herrn B, jedoch bewertet er seine Tätigkeit als eine Verschlechterung in Bezug auf seine Position, die er im Herkunftsland innehatte (vgl. I10 2019:76-78). Diesen Umstand beschreibt Herr B erneut als eine „große Enttäuschung“ (I10 2019:78), da seine Erwartungen diesbezüglich offensichtlich nicht erfüllt wurden. Insbesondere am Arbeitsmarkt sind ausreichende Sprachkenntnisse für qualifizierte Tätigkeiten Voraussetzung. Das Nichtbeherrschen der Sprache wirkt sich am Arbeitsmarkt exkludierend und erschwerend aus. Zudem sind in Österreich formale Berufsabschlüsse Grundlage für eine Ausübung bestimmter Positionen. Da Herr B in seinem Berufsfeld ausschließlich in der Praxis angelernt wurde und keinen formalen Abschluss vorweisen konnte, verringerten sich seine Chancen für qualifizierte Tätigkeiten und in der Folge für Aufstiegschancen. In dieser Phase der Migration hätte Herr B Sprachkurse benötigt und die Möglichkeit, seine Berufsausbildung in der Erwachsenenbildung berufsbegleitend formal nachzuholen oder sich erworbene Kompetenzen zertifizieren zu lassen.

Am Wohnungsmarkt konnte Herr B keine ihm entsprechende Wohnung für seine Familie finden. Das Mieten einer sehr kleinen Wohnung mit Toilette und Bad am Gang (vgl. I10 2019:88-90) beschreibt Herr B ebenfalls als eine „große Enttäuschung“ und könnte mitunter als Ausdruck einer gesellschaftlichen Geringschätzung türkischer Arbeitsmigrant*innen gegenüber gewertet werden: Türkische Familien werden Wohnungen vermietet, die Österreicher*innen nicht mieten wollen.

Herr B holte seine Familie, seine Frau und seine zwei Kinder nach einem Jahr nach Österreich (vgl. I10 2019:43-45). Mit Sprach- und Anpassungsschwierigkeiten verbunden, beschreibt Herr B die Einschulung und die Integration seiner Kinder in das österreichische Schulsystem (vgl. I10 2019:96-97). Herrn B blieb als Kind eine solide und formale Schulausbildung verwehrt. Bildungsmöglichkeiten, die sich seinen Kindern in Österreich anboten, konnten anfangs nicht ausgeschöpft werden. „[U]nd wir konnten ihnen

deswegen den Einstieg auch nicht, also denen beim Einstieg auch nicht helfen.“ (I10 2019:98-99) In dieser Aussage spiegelt sich die Hilflosigkeit, der sich Herr B ausgesetzt fühlte, wider. Ihre Sprach- und Bildungsdefizite kommen mit der Einschulung der Kinder erneut zum Ausdruck. Die Tatsache, seine Kinder nicht unterstützen und nicht ausreichend fördern zu können, beschreibt Herr B als „großes Problem“. (I10 2019:99)

Signifikante Sprachdefizite, ein Arbeitsplatz, der nicht den Erwartungen und den praktisch erworbenen Qualifikationen entspricht, eine prekäre Wohnsituation und eine problembeladene Einschulung der Kinder belasten die Anfangszeit der Migration.

Biografische Erfahrungen in den ersten Jahren der Migration:

- Sprachdefizite und Sprachbarrieren
- Halt in ethnisch und sozial homogenen Männerfreundschaften
- Arbeitsplatz mit geringem Qualifikationsanspruch aufgrund fehlender Sprachkenntnisse und fehlender formaler Bildung
- prekäre Wohnverhältnisse
- Anpassungs- und Sprachprobleme der Kinder in der Schule
- Enttäuschung aufgrund nicht erfüllter Erwartungen
- Ordnung im Alltag

Dazugehören in der Migration – „da war die Sprachbarriere zwischen uns“:

„[U]nd deswegen war es eher so, dass wir uns mit den Menschen, die auch aus unserer Gegend kamen, die wir schon gekannt haben, ahm in den Wohnungen getroffen haben, am Wochenende oder in den Parks. Aber mit der Zeit wurden dann Vereine gegründet, Vereinslokale, Moscheen, wo und dort haben wir uns dann auch getroffen und haben uns dort auch ausgetauscht, also im Sinne von unser Leben hier, die Probleme und Ähnliches.“ (I10 2019:116-121)

Treffen innerhalb der ethnischen Gruppen boten die Möglichkeit für intensiven kommunikativen Austausch untereinander. Das Leben, Herausforderungen und deren Bewältigung, Freud und Leid wurden geteilt. Offene Gespräche stärkten das Zusammengehörigkeitsgefühl. Diese Art der Begegnungen deuten darauf hin, dass es sich um Zusammenkünfte türkischer Migrant*innen handelte, aus denen sich über die Jahre in sich geschlossene Beziehungsstrukturen herauskristallisierten, in denen keine Öffnung für die heimische Bevölkerung angestrebt wurde. Daraus lässt sich ableiten, dass das soziale Beziehungsnetzwerk von Herrn B ausschließlich aus Menschen bestand, die aus der Gegend seines Herkunftslandes stammten und ihm somit im Umgang bekannt und vertraut waren. Interaktionen zur autochthonen Bevölkerung erwähnt Herr B nicht. Eine Unterscheidung den Einheimischen gegenüber stelle er in Bezug auf kulturelle Werte fest, die er in der Erziehung grundgelegt sehe (vgl. I10 2019:146-148). Im Zusammenleben mit der österreichischen Bevölkerung erkenne er grundsätzlich keine Schwierigkeiten, solange ein gegenseitiger Respekt gewahrt bleibe. Diesen Respekt bringe er der österreichischen Bevölkerung entgegen, auch in Hinblick auf ihre Religion. Herr B erklärt, dass

„der Respekt, den ich anderen Menschen gegenüber gezeigt habe, dass ich den teilweise nicht zurückbekommen habe, zum Beispiel aus religiöser Sicht, also ich hab´ die Religion von anderen Menschen ah immer respektiert und auch die Menschen respektiert.“ (I10 2019:149-152)

Seine Aussagen machen deutlich, dass er sich und seine Religion nicht ausreichend respektiert empfindet, obwohl er der Meinung ist, seinerseits diesen Respekt zu zeigen, sowohl den Menschen als auch deren Religionen. Es scheint, dass Herr B die Abwertung seiner Religion mit der Abwertung seiner Person gleichsetzt. Gegenseitig erwiesener Respekt stelle für ihn die Grundlage einer gleichwertigen und gleichberechtigten Gesellschaft dar, in der das Zusammenleben gut funktionieren könne (vgl. I10 2019:153-156).

Arbeitsbeziehungen beschreibt Herr B als kollegial und von seiner Seite aus respektvoll (vgl. I10 2019:149-150), jedoch aufgrund seiner Sprachdefizite nicht über den Arbeitskontext hinausgehend (vgl. I10 2019:126-128).

„[D]adurch, dass, ahm, ich die deutsche Sprache nicht beherrschen konnte, konnte die Beziehung zwischen, ahm, also konnte ich die Beziehungen zwischen mir und meinen Arbeitskollegen nicht steigern, also es ist dann immer auch auf Arbeitsebene geblieben und konnte nicht größer werden, da die Sprachbarriere zwischen uns war.“ (I10 2019:132-135)

Seine Aussage lässt die Annahme zu, dass gute und konfliktfreie Beziehungen für Herrn B am Arbeitsplatz eine Wichtigkeit hatten und er sich für gute und geklärte Arbeitsverhältnisse mit seinen Kolleg*innen einsetzte. Allerdings ziehe sich auch hier sein Sprachmangel wie ein roter Faden durch das Arbeitsleben, der ihn daran hinderte, mit seinen Arbeitskolleg*innen auch auf privater Ebene in Kontakt zu kommen (vgl. I10 2019:127-128). „[D]ie größte Lücke in ahm in meinem Leben bzw. in der Vergangenheit war, war natürlich, dass ahm, dass ich die deutsche Sprache nicht konnte bzw. der deutschen Sprache nicht mächtig war.“ (I10 2019:137-139) Retrospektiv erkenne Herr B, wie benachteiligt er war, indem er es verabsäumte, die deutsche Sprache besser zu erlernen (vgl. I10 2019:140). Dabei konstatiert er, dass „unsere Produktivität hier um 70 Prozent [...] höher wäre.“ (I10 2019:141) Das deutet darauf hin, dass Herr B der Meinung ist, dass er und seine Landsleute ihr vorhandenes Potential aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse bei Weitem nicht ausschöpfen können.

Im Arbeitskontext schildert Herr B ebenso kulturelle Unterschiede (vgl. I10 2019:146-147), die seine Arbeitskolleg*innen nicht respektierten (vgl. I10 2019:149-151). Sticheleien über das Nichttrinken von Alkohol und über das Fasten während des Ramadans empfinde er als respektlos und grenzüberschreitend (vgl. I10 2019:160-165). Vorwürfe seiner Kolleg*innen, seine Arbeitsleistung würde unter dem Fasten leiden, erlebte er in der Arbeitsbeziehung mit den österreichischen Kolleg*innen als diskriminierend und belastend (vgl. I10 2019:166;169-171). Er erklärt wiederholt, dass es für ein gutes Zusammenleben gegenseitigen Respekt brauche (vgl. I10 2019:153-157). Herr B setzte diesen Sticheleien nichts entgegen, sondern hat „das einfach akzeptiert“ und „hingenommen.“ (I10 2019:182;184) Er begründet seine resignative Haltung damit, dass ihm einige seiner österreichischen Kollg*innen das Gefühl vermittelten, sie seien ihm gegenüber überlegen, und das müsse er dann auch so hinnehmen (vgl. I10 2019:184).

Rückblickend hält Herr B fest, dass er sich diskriminiert und ausgegrenzt fühlte und darunter gelitten hat. Es scheint, dass er sich dieser Realität nicht ausreichend stellte, sondern die Strategie des Duldens, des Hinnehmens und des Gewährenlassens annahm und diesen Diskriminierungen nichts entgegenstellte. Das deutet darauf hin, dass sich diese Benachteiligungen und Ausgrenzungen auf sein Selbstwertgefühl auswirkten und er sich im Laufe der Jahre seinen österreichischen Kolleg*innen unterlegen fühlte und diese durch ihr Verhalten sein Leben dadurch „erschwert“ hätten. (I10 2019:187) Herr B betont, dass er ebenso viele Menschen positiv erlebe (vgl. I10 2019:185-186).

Biografische Erfahrungen des Dazugehörens in der Migration:

- soziale Beziehungsnetzwerke innerhalb der ethnischen Gruppe
- Begegnungen in privaten Wohnungen, Parks und später in Vereinslokalen und Moscheen innerhalb der ethnischen Gruppe
- kollegiale Arbeitsbeziehungen, die durch negative Bewertungen einheimischer Arbeitskolleg*innen in Bezug auf Kultur und Religion belastet sind
- Erfahrungen der Geringschätzung durch die Normativgesellschaft
- Benachteiligung durch Sprachdefizite

Dazugehören in der Lebensphase Alter – „wo ich mich mit meinen Freunden treffe“:

Herr B verbringe im Alter seine freie Zeit mit seinen männlichen Freunden in Lokalen, in Parks, in der Moschee und mit seiner Familie. Insbesondere sei ihm wichtig, Zeit mit seinen Enkelkindern zu verbringen und mit Menschen, mit denen er in Beziehung stehe (vgl. I10 2019:191-195). Er kategorisiert dabei Orte, an denen er sich ausschließlich mit Männern trifft, (vgl. I10 2019:199-200) und Orte, die er auch mit seiner Frau und mit der Familie aufsucht (vgl. I10 2019:201-202). Dabei gibt er Parks und die Moschee an. Lokale, in denen er sich nur mit Männern trifft, findet er für Frauen aufgrund der „unangenehmen Atmosphären [...] nicht wirklich passend“ (I10 2019:207). Er erwähnt, dass er Lokale, die „älteren Menschen entsprechender wären“ (I10 2019:203-204), auch gerne mit seiner Frau besuchen würde. Seinen Aussagen kann entnommen werden, dass Männerfreundschaften auch in der Lebensphase Alter einen hohen Stellenwert genießen und Herr B seine Freunde täglich zum Austausch trifft (vgl. I10 2019:191-192). Herr B erwähnt als Beispiel österreichische „Pensionistentreffpunkte“ und „Pensionistenlokale“ (I10 2019:210) als Möglichkeit, sich als Ehepaar außer Haus zu treffen. Diese Art von Treffen könne er sich vorstellen, aber nur, „gäbe es so etwas für Türken“ (I10 2019:211-212). Er begründet diese Aussage damit, dass er bei Treffen mit österreichischen Pensionist*innen keine angemessene Kommunikation aufgrund seiner eingeschränkten deutschen Sprachkenntnisse führen könne (vgl. I10 2019:218-219) und er dort nicht Leute aus seinem Kulturkreis mit seinen Wertevorstellungen treffen könne (vgl. I10 2019:220). Herr B betont die Bedeutung, die für ihn der Austausch und das Sichmitteilen einnehmen. Da er mit der einheimischen Bevölkerung diese Art der Kommunikation nicht führen könne, sei es ihm nicht möglich, diese Lokale zu besuchen (vgl. I10 2019:219-221). „[w]eil, würd' ich da hingehen, ahm, wär ich dann wieder in der Ecke und könnte mich nicht ah unterhalten mit den anderen und würde eigentlich nur zuschauen.“

(I10 2019:221-223) Dieser Aussage kann man entnehmen, dass Herr B die österreichische Sprache im Alter nicht ausreichend beherrscht, um mit der einheimischen Bevölkerung, „mit anderen“ wie er sie nennt, (I10 2019:217) kommunizieren zu können. In der Kommunikation sieht Herr B die Möglichkeit, sich „auszutauschen“ und sich zu „entladen“ (I10 2019:218). Dies deutet darauf hin, dass er keinen oberflächlichen Austausch meint, sondern ein intensives persönliches Mitteilen seiner gesamten Persönlichkeit. Dafür fehlen ihm sowohl sprachliche Kompetenzen als auch der Bezug zur einheimischen Bevölkerung. Dies deutet darauf hin, dass sich sein Kontakt zur einheimischen Bevölkerung mit dem Ausscheiden aus dem Erwerbsleben noch weiter verringert hat. Dieser war zumindest am Arbeitsplatz gegeben, wenn auch eingeschränkt, so doch regelmäßig. Daher könnte der Ruhestand einen prozesshaften und vollständigen Rückzug in die eigene ethnische Gruppe begünstigt haben. Als wichtigen Faktor im Alter nennt Herr B seine Gesundheit und als Ausgleich seines Alltags sei ihm das Reisen in einer Gruppe wichtig geworden (vgl. I10 2019:226-230).

Biografische Erfahrungen im Dazugehören in der Lebensphase Alter:

- soziale Beziehungsnetzwerke ausschließlich innerhalb der ethnischen Gruppe
- regelmäßige Männertreffen außer Haus in Lokalen
- Wichtigkeit der Beziehungen innerhalb der Familie
- geringe Partizipation in österreichischen Netzwerkbeziehungen aufgrund mangelnder Deutschkenntnisse und begrenzte Kontakte mit der österreichischen Bevölkerung
- Reisen in Gruppen
- hohe Priorität der Gesundheit und des österreichischen Gesundheitssystems

10.2.2 Herr P, 70 „Die zweite Zuhause ist meine Familie.“

Kindheit und Jugend – „war a bissl kritisch“:

„Im Prinzip, im Prinzip, eh, ich hab´ gehabt nicht so richtige, eh eh ich war nicht so, ... nicht so schöne eh Kinder gelebt [...]“ (I11 2019:5-6) Herr P schildert seine Kindheit problembeladen und schwierig. Seine Aussage deutet darauf hin, dass er in seiner Kindheit, die er mit „nicht so richtige“ beschreibt, wenig Geborgenheit, Annahme und Unbeschwertheit erlebte. Er bezeichnet sich als das schwarze Schaf der Familie (vgl. I11 2019:9-10). Seiner Charakterisierung liegt die Tatsache zugrunde, ein uneheliches Kind zu sein, was zu dieser Zeit und in diesem Kontext als beschämend, demütigend und unehrenhaft galt, denn seine „Mutter hat gehabt andere, andere Männer.“ (I11 2019:20-21) Das lässt die Annahme zu, dass Herr P keine Kenntnis über seine biologische Abstammung väterlicherseits hatte und sein leiblicher Vater in seiner Kindheit nicht präsent war. Den Umstand, ohne seinen leiblichen Vater aufzuwachsen, beschreibt Herr P als kritisch (vgl. I11 2019:14). „Ich hab´ gehabt Vater und Mutter, jo. Aber trotzdem dort die Vater hat a g´sogt, ih bin von andere (lacht) Verwandtschaft.“ (I11 2019:7-9) Herr P erlebte in früher Kindheit das Gefühl, in seiner Familie nicht zugehörig zu sein. Er wuchs mit einem Stiefvater auf, der ihn wissen und spüren ließ, dass er aufgrund seiner biolo-

gischen Herkunft weder ein Anrecht auf eine emotionale noch auf eine rechtliche Zugehörigkeit habe (vgl. I11 2019:8-9). Mangelnde Annahme prägte seine Kindheit und sein Aufwachsen in der Familie. Die Tatsache, ein außer- oder uneheliches Kind zu sein, drängte ihn und seine Familie in eine gesellschaftliche Außenseiterrolle. Diesen Druck gab sein Stiefvater emotional und in gewalttätiger Art und Weise an ihn und seine Mutter weiter.

„Eh, die Mutter hat g´habt so riesengroße Angst vor meine Vater.“ (I11 2019:28) Häusliche Gewalt gehörte zum Familienalltag. Herr P erlebte seinen Stiefvater gewalttätig und seine Mutter angsterfüllt und der Gewalt des Ehemannes hilflos ausgeliefert. Von Seiten der Mutter erhielt Herr P, trotz ihrer eigenen prekären Situation, emotionale Unterstützung. Vor der Gewalt des Stiefvaters konnte sie ihn aber nicht ausreichend schützen (vgl. I11 2019:29). Er wuchs in einer von Angst dominierten Familienatmosphäre auf. In der Folge blieb ihm ein von Schutz und Wertschätzung geprägtes Familienleben vorenthalten. Dies deutet darauf hin, dass Herr P der häuslichen Gewalt durch den Stiefvater schutzlos ausgesetzt war. Die Mutter scheint aus einem Gefühl der Hilflosigkeit und Unterlegenheit dem Ehemann gegenüber, aus Angst geschwiegen und sich dieser Situation gefügt zu haben. „[W]ann mir Mutter hat schon probiert, kann helfen bissi, ja, aber geht nix da. Die Papa g´hören das, war sehr kritisch.“ (I11 2019:28-30) Hilfe und Unterstützung, die Herr P durch die Mutter erfuhr, durfte der Stiefvater nicht bemerken, da ihn dies zu noch intensiverer Gewalt stimulierte. In diesen Jahren der Kindheit, die von emotionaler Ablehnung, häuslicher Gewalt und Spannung geprägt waren, begann Herr P davon zu träumen, wegzulaufen (vgl. I11 2019:39). Das lässt die Annahme zu, dass Herr P in einem Weglaufen vom Elternhaus, einen möglichen oder den einzigen Ausweg aus seiner prekären Situation sah und er bereits in dieser Lebensphase Flucht als eine Bewältigungsstrategie für sich entdeckte. Für seine desperate Lebenslage machte er seinen Stiefvater verantwortlich (vgl. I11 2019:38) und wies ihm die Schuld dafür zu, dass infolge auch seine Teenagerjahre problematisch verliefen (vgl. I11 2019:39-40). Hierbei lässt Herr P offen, wie weitreichend sich seine Probleme und deren Konsequenzen in der Adoleszenz auswirkten.

Trotz der widrigen familialen Umstände wurden Herrn P ein Schulbesuch und ein Abschluss der Volks- und Hauptschule ermöglicht und demzufolge erhielt er eine formale Grundschulausbildung. Ebenso konnte er in seiner Jugend in Rumänien eine Berufsschule absolvieren (vgl. I11 2019:11-12). Seine Schul- und Berufsausbildung habe Herr P nie als selbstverständlich erachtet. Vielmehr bringe er dies bis heute aufgrund seines Glaubens mit einem transzendenten Eingreifen in Verbindung (vgl. I11 2019:10-11).

In seiner Lebensphase Jugend konnte Herr P aufgrund der Stellung in seiner Familie weder auf emotionale noch auf finanzielle Unterstützung zurückgreifen, um sich selbstständig machen zu können. Er beschreibt seinen Mangel an materieller Sicherheit weniger schwerwiegend als den Mangel an emotionaler Unterstützung (vgl. I11 2019:35-38) und folglich wurden seine Gedanken, wegzugehen, zunehmend konkreter. Diese Überlegungen bezogen sich nicht mehr ausschließlich auf das Elternhaus, sondern erweiterten sich auf eine Flucht aus seinem Heimatland. „Und da, ah, in meine, in meine Kopf schon eh, eh, eh geboren diese Traum, kann ich laufen weg von Rumänien und ich hat

probiert einmal. Aber ganz, ganz war nicht so richtig.“ (I11 2019:42-44) Herr P setzte sein Vorhaben um und scheiterte bei seinem ersten Versuch. Es schien nur eine Frage der Zeit gewesen zu sein, sein Vorhaben verwirklichen zu können. Seine Aussage lässt darauf schließen, dass er nicht ein zeitlich begrenztes Verlassen seines Landes plante, sondern eine Auswanderung auf Dauer beabsichtigte.

Biografische Erfahrungen in der Kindheit und Jugend:

- Kindheit geprägt von Ablehnung durch Stiefvater
- häusliche und familiäre Gewalt
- Gefühle der Ohnmacht, Hilflosigkeit und Nicht-Zugehörigkeit
- Überlegungen in der Kindheit, das Elternhaus zu verlassen
- problematische Teenagerzeit
- Überlegungen in der Jugendzeit, das Land zu verlassen
- materieller Mangel

Junges Erwachsenenalter – „diese Traum, kann ich laufen weg“:

Herr P heiratet in jungen Jahren, obwohl er und seine Frau materiell und finanziell keine ausreichende Grundlage hatte, um einen eigenen Hausstand gründen zu können (vgl. I11 2019:44;47). „Ich war arme Junge, die meine Frau, eh, war von Moldawien, auch ganz arme Mädchen, jo.“ (I11 2019:48-49)

Herr P beschreibt die bittere Armut und die Lebenssituation, in der sie unter der kommunistischen Herrschaft lebten (vgl. I11 2019:51-53). Beide arbeiteten hart und nahmen gesundheitsschädliche Arbeitsbedingungen in Kauf (vgl. I11 2019: 66-67;70). Das Einkommen reichte jedoch nicht zum Leben (vgl. I11 2019:53) und sie hielten sich mit Krediten über Wasser (vgl. I11 2019:56). Zudem litten sie unter den Repressalien der damaligen kommunistischen Diktatur. Herr P betont die Schwere des Alltages (I11 2019:59). Er unternahm in dieser Zeit regelmäßig Fluchtversuche, auf die der damalige Geheimdienst aufmerksam wurde und deren Konsequenzen Herr P zu tragen und darunter zu leiden hatte (vgl. I11 2019:75). Die Schilderungen des Alltags lassen darauf schließen, dass Herr P ausschließlich in einer Flucht eine Verbesserung seiner Lebenssituation sah und daher dieses Vorhaben konsequent unter Lebensgefahr verfolgte. In diese Lebensumstände hinein wurde das erste Kind geboren (vgl. I11 2019:61). Dies lässt auf die Wichtigkeit und den Stellenwert schließen, den Herr P einer Familie zumisst. Die Bedeutsamkeit einer Familie stellte Herr P über finanzielle und materielle Sicherheiten. Selbst die herausfordernden Lebensumstände, die eine kommunistische Diktatur mit sich brachte, konnten Herrn P nicht davon abhalten, eine Familie zu gründen. Das deutet darauf hin, dass sich Herr P trotz oder gerade wegen seiner Erlebnisse in der Kindheit und Jugend für Familie entschied. Nach der blutigen Revolution in Rumänien und mit dem Fall des Eisernen Vorhanges gelang Herrn P 1990 die Flucht über Ungarn nach Österreich (vgl. I11 2019:85-89).

Biografische Erfahrungen im jungen Erwachsenenalter:

- Familiengründung angesichts eklatanter finanzieller und materieller Armut
- prekäre Arbeitsbedingungen auf Kosten der Gesundheit und ohne angemessene Entlohnung
- gescheiterte Fluchtversuche
- Repressalien aufgrund politischer Verfolgung

Flucht und die ersten Jahre der Migration – „Die Leute waren so nett mit uns“:

Herr P emigrierte ohne seine Familie nach Österreich (vgl. I11 2019:92), holte diese aber nach wenigen Wochen nach, nachdem sein Aufenthaltsstatus geklärt war. Sehr detailliert beschreibt er die Flucht mit seiner Frau und seinem Sohn über die Grenze nach Österreich, die sie zu Fuß bewältigen mussten (vgl. I11 2019:92-122). Emotionen, die das Erzählen der Fluchtgeschichte bei Herrn P auslösen, machen deutlich, wie wirkmächtig sich diese noch 30 Jahre später zeigen. In diesem Zusammenhang schildert Herr P eine Situation, die sich nachhaltig und prägend auf die Integration der Familie in Österreich deuten lässt. Unmittelbar nach der Flucht, am Straßenrand stehend, wurde die Familie von einer Österreicherin im Auto mitgenommen. Diese versorgte sie mit Essen, brachte sie in das ihnen zugewiesene Lager, beschenkte den Sohn mit einem Geldbetrag und umarmte sie bei der Verabschiedung (vgl. I11 2019:134-159). „Ich hab´ gesagt: Danke, danke vülmols, danke und da war sie schon weg.“ (I11 2019:158-159)

Bei seiner Ankunft in Österreich erfuhr Herr P Wohlwollen, Wertschätzung und Annahme. Das Handeln und die Haltung dieser Frau machten Herrn P und seine Familie betroffen und unaussprechlich dankbar. Die erlebte Form der Herzlichkeit berührte die Familie zutiefst und nachhaltig. Das spontane Agieren dieser Frau steht synonym für all das, wovon Herr P seit seiner Kindheit träumte: Aufnahme, Annahme, Herzlichkeit, menschliche Wärme und materielle Versorgung. Wie prägend diese Erfahrung für Herrn P war, zeigt sich in der detailreichen und emotionalen Beschreibung und in dem Wunsch, dieser Frau noch einmal in seinem Leben seine Dankbarkeit ausdrücken zu können. „[A]ber ich will, kann treffen mit diese Frau, kann ich nehmen eine Rose und kann sagen: Bitte, bitte, danke, bitte“ [...] (I11 2019:160-161) Mithin verbindet er dieses eindrucksvolle Ereignis wiederholt mit „Gottes Eingreifen“ in schwierigen und menschlich aussichtslos erscheinenden Lebenslagen (vgl. I11 2019:143-144).

Herr P beschreibt das Entdecken und Erleben des materiellen Wohlstandes in Österreich. Aus großer Armut kommend, wurde die Familie von den vielfältigen und ungewohnten Möglichkeiten des Konsums überwältigt. Beispielgebend erzählt er über die Erfahrungen ihres ersten Einkaufes in einem österreichischen Supermarkt (vgl. I11 2019:166-167) und vergleicht diese mit den Einschränkungen seines Herkunftslandes.

„Natürlich waren andere Leute, waren sicher, hat gut gelebt, [...]. Aber da waren ih, war Unterklasse und eh, eh, war, für uns war total anders. Keine Fleisch, Fleisch ich hab´ gesehen vielleicht in Fernseher. Nur, vergiss es.“ (I11 2019:207-209)

Seine Aussage deutet darauf hin, dass er in seinem Herkunftsland drastische soziale Ungerechtigkeit erlebte. Der Wert eines Menschen und dessen Privilegien wurde von der Zugehörigkeit zu bestimmten Klassen festgelegt. Seine Zugehörigkeit zur Unterklasse brachte unter anderem massive Lebensmittelrationierungen mit sich, „kannst du leben weiter oder kannst du sterben, ist dein Problem.“ (I11 2019:203-204) Er sah die kommunistische Idee sozialer Gleichheit und Freiheit für alle Menschen für sich nicht umgesetzt und fühlte sich von den Versprechungen der kommunistischen Diktatur getäuscht.

Herr P bekommt aufgrund seiner guten körperlichen Verfassung Arbeit bei einer Müllabfuhr. Er zeigte sich dankbar für diese Arbeit, erkannte aber, dass er im Vergleich zu den österreichischen Müllmännern deutlich unterbezahlt wurde (vgl. I11 2019:228-234). „[N]atürlich ih hab´ bekommen v i e l weniger, aber ich war zufrieden [...]“ (I11 2019:234) Verglichen mit den rigorosen und gesundheitsschädlichen Arbeitsbedingungen seines Herkunftslandes, zeigte sich Herr P zufrieden und dankbar. Gemessen an den autochthonen Arbeitskollegen, stellte Herr P jedoch Ungleichheiten fest. Dies deutet darauf hin, dass er sich, aufgrund seiner dankbaren und mithin anspruchslosen Einstellung dem Aufnahmeland gegenüber, nicht gegen diese offensichtliche Ungerechtigkeit auflehnte. Er begründet dieses Hinnehmen mit seiner Einstellung, da er finde, ein Christ „ist a fleißig, habe gute Qualität, is fleißig, ist da nett, [...]“ (I11 2019:245-246). Herr P betont, dass er grundsätzlich seine Freundlichkeit bewusst zum Ausdruck brachte, gleichzeitig aber vor der österreichischen Bevölkerung „riesengroßen Respekt“ (I11 2019:274) hatte. Dies weist darauf hin, dass sich Herr P der autochthonen Bevölkerung gegenüber nicht ebenbürtig fühlte. Es könnte aber auch dem Habitus des Außenseiters, den er als Kind in der Familie einnahm, und der Zugehörigkeit zur Unterklasse in seinem Herkunftsland geschuldet sein, diese devote Haltung einzunehmen.

In der Anfangsphase der Migration lebte die Familie in einem Erstaufnahmezentrum, gemeinsam mit anderen Zuwanderern. Die Wohnungssuche gestaltete sich schwierig und aus diesem Grund mietete Herr P eine Wohnung, die nicht den österreichischen Standards entsprach (vgl. I11 2019:293-295). „Und dort ich hab´ geleben vier Jahre in Keller, in Keller, war total dunkel, war total dunkel [...]“ (I11 2019: 296-297) Obwohl Herr P diesen Umstand als „nicht so schön“ und „schlimm“ (I11 2019:294) bezeichnet, betont er abermalig seine Zufriedenheit. Das lässt die Annahme zu, dass er und seine Familie in der Anfangszeit diese außerordentlich verbesserte Lebensqualität in Österreich derart zu schätzen wussten, dass sie die Benachteiligungen und Einschränkungen der Wohnverhältnisse, die sie wahrnahmen, nicht deprimieren konnten. Der Umstand, ein Leben in einem dunklen Keller zu akzeptieren, macht deutlich, wie prekär die Lebens- und Wohnverhältnisse im Herkunftsland gewesen sein mussten. 30 Jahre später empfängt mich Herr P mit seiner Frau in seinem Eigenheim, das er mit seinem Sohn und dessen Familie in einer niederösterreichischen Kleinstadt erwerben konnte (vgl. I11 2019:468-470).

Biografische Erfahrungen während der Flucht und in den ersten Jahren der Migration:

- Annahme und Wertschätzung

- Erfahrungen mit materiellem Wohlstand
- Arbeitsplatz mit ungleicher Bezahlung
- prekäre Wohnsituation
- selbstinitiierte Kontaktsuche zur autochthonen Bevölkerung
- Zufriedenheit und Dankbarkeit

Dazugehören in der Migration – „ich bin so freundlich mit alle Leute“:

Zur autochthonen Bevölkerung suchte Herr P von Beginn an aktiv und selbstinitiativ Kontakt, lernte im Laufe der Zeit Menschen näher kennen und lud diese auch zu sich nach Hause ein (vgl. I11 2019:288-292). Insbesondere nutzte er, durch seine neunjährige Tätigkeit bei der Müllabfuhr, täglich mehrfach die Gelegenheit, mit der österreichischen Bevölkerung in Kontakt zu kommen. Dabei erwähnt er wiederum seine bewusst gelebte Freundlichkeit, die er den einheimischen Menschen entgegenbrachte. Diese reagierten auf seine Wertschätzung, oftmals auch mit Geschenken (vgl. I11 2019:331-335). [...] „und aber jede Zeit eh, eh, ich komme nach Hause mit a bissi Geld, bissi Jause >Ehefrau: Geschenk< immer Geschenke ich hab´ bekommen.“ (I11 2019:334-335) Seine Aussagen deuten darauf hin, dass er seine Möglichkeiten der Kommunikation und zwischenmenschlichen Beziehungen innerhalb seiner beruflichen Tätigkeit wahrnahm und diese auch auslebte. Zudem lernte er in seiner Tätigkeit als Müllmann seine nähere Umgebung kennen und dadurch auch die Menschen in deren privater Umgebung. Als freundlich, offen und herzlich von der Bevölkerung wahrgenommen zu werden, scheint für Herrn P eine hohe Priorität gehabt zu haben. Herr P suchte überdies Kontakt zur rumänischsprachigen Community und fand dort auch Anschluss (vgl. I11 2019:275-276). „Aber im Prinzip, die meine zweite, eh zweite Ortschaft (gemeint: Heimat) in meine Leben is da X. Ich bin wie geboren in X.“ (I11 2019:268-270) Durch die Aussage von Herr P wird deutlich, dass er sich in X. zuhause und zugehörig fühlte, als einer von ihnen. Dies deutet darauf hin, dass er in Österreich Fuß fassen und sich in einer relativ kurzen Zeit integrieren konnte, zumal er das Dorf, in dem er zu Beginn seiner Migration lebte, noch heute als seine zweite Heimat bezeichnet.

Den Arbeitsplatz musste Herr P nach neun Jahren wegen gesundheitlicher Probleme aufgeben (vgl. I11 2019:309-310) und verweist auf die Arbeitsbedingungen: „[n]atürlich steht immer hinter von Lastauto [...] is egal, minus 20 Grad, plus 30 Grad, is egal. Ich war immer dort gearbeitet [...]“ (I11 2019:332-334) Trotz dieser Arbeitsbelastung betont er seine berufliche Erfüllung und Zufriedenheit in dieser Position (vgl. I11 2019:305). Herr P lässt offen, ob er in Österreich ein berufliches Weiterkommen oder eine berufliche Karriere geplant hatte. Aus seiner Beschreibung kann entnommen werden, dass gute Arbeitsbeziehungen, kommunikativer Austausch und die Wertschätzung seiner Arbeitsleistung durch den Chef, durch seine österreichischen Arbeitskolleg*innen und durch die Kund*innen für ihn Priorität hatten und er diese für ihn so wichtigen Werte vor Weiterbildung und vor berufliches Weiterkommen gestellt haben könnte. Der Arbeitsplatzwechsel fiel ihm schwer, da er mit der Tätigkeit als Müllmann auch die Möglichkeiten der Interaktion mit den Bewohner*innen aufgeben musste. In seiner anschließenden Anstellung als Berufsenker konnte er abermals nicht in dem Berufsfeld arbeiten, in dem er in Rumänien eine formale Berufsausbildung absolviert hatte (vgl. I11 2019:307-311).

Biografische Erfahrungen des Dazugehörens in der Migration:

- aktive Bemühung um Integration
- Heimatgefühl in Österreich
- Anschluss in der rumänischsprachigen Community
- berufsbedingte gesundheitliche Probleme
- Zufriedenheit und Dankbarkeit

Dazugehören im Alter – „Ich bin voll zufrieden, Gott sei Dank“:

Herr P stellt fest, dass es ihm in seiner Lebensphase Alter in Österreich gut gehe (vgl. I11 2019:378). Seine dankbare und zufriedene Haltung konnte er sich erhalten (vgl. I11 2019:422). Für ihn habe Familie nach wie vor einen hohen Stellenwert in seinem Leben (vgl. I11 2019:415; 417). Seit der Beendigung seines Erwerbslebens müsse er, was das Leben zuhause betrifft, in manchen Bereichen erst mit seiner Rolle als Pensionär zurechtkommen. Diesbezüglich finde er, dass ihm seine Ehefrau zu wenig Bereitschaft entgegenbringe, ihn im Haushalt bzw. in Haushaltsarbeiten einzubinden (vgl. I11 2019:382-383). „So, und zuhause, jo a bissl Streiterei mit Anna (lacht) jo, in die Küche ist seine Arbeitsabteilung, jo, jo, dass die Löffel steht hier, die Gabel dort, jo und nix hier [...]“ (I11 2019:382-384) Daraus kann abgeleitet werden, dass das Ehepaar in tradierten Geschlechterrollen lebte und diese verinnerlicht sind. Der Bereich Haushalt, insbesondere die Küche, scheint das Refugium seiner Frau zu sein, an dem sie festhält und in das Herr P keinen Zugang bekommt. Herr P beschreibt seine ehrenamtlichen Tätigkeiten innerhalb einer rumänischsprachigen Glaubensgemeinschaft (vgl. I11 2019:380-382). Hier zeige er sich engagiert und übernehme Hilfstätigkeit jeder Art, auch für ihn weiblich konnotierte Tätigkeiten, wie das Putzen. Seine freie Zeit stelle er hierfür nahezu jeden Tag zur Verfügung (vgl. I11 2019:381-382). Dies deutet darauf hin, dass deren Mitglieder für ihn eine Art erweiterte Familie darstellen, zu der er sich zugehörig fühlt. „Jo, ih muss arbeiten.“ (I11 2019:382) Diese Gemeinschaft scheint für Herrn P einen hohen Stellenwert zu haben und dieser fühlt er sich zum einen verpflichtet, zum anderen bietet diese für ihn einen Ort der Begegnung, der Kommunikation und der Interaktion, in der er sich mithin durch eine sinnstiftende ehrenamtliche Tätigkeit wertgeschätzt und gebraucht fühlt.

In Österreich fühlt sich Herr P zugehörig und zuhause, obwohl er einen gesellschaftlichen Wandel in der Bevölkerung wahrnehme (vgl. I11 2019:343; 348-349). Er empfinde Menschen grundsätzlich nicht mehr so nahbar und offen, „natürlich zwischen Rumäna und Rumäna au is da gleiche Situation [...]“ (I11 2019:350) Da Herr P diese Beobachtung in einen Vergleich zu früher setzt, könnte diese Sicht demnach als eine Verklärung der Vergangenheit ausgelegt werden.

„Aber ich will nix gehen zu Rumänien zurück. Ich bleib´ hier, is meine Zuhause. Ja, natürlich hier is meine Familie. [...] ich habe nix mehr Eltern in Rumänien. Ich bin Ausländer in Rumänien. [...] ich habe hier alles. [...] Ich kenne so viele Leute. Und ih ih bin zufrieden hier, bin voll zufrieden. Ih, ih kenne jo, vielleicht in Urlaub fahren nach Rumänien.“ (I11 2019: 416-423)

In der Lebensphase Alter zeigt sich, dass Herr P seine Träume aus der Zeit der Kindheit und Jugend erfüllt sieht und er durch die Migration sein Leben und das seiner Familie deutlich verbessern konnte. Seine Balance zwischen der Zugehörigkeit zur autochthonen Bevölkerung und dem Beziehungsnetzwerk in der rumänischsprachigen Community könnte ein weiterer Grund für seine zufriedene und dankbare Lebenseinstellung sein.

Für seine mangelhaften Deutschkenntnisse entschuldigt sich Herr P und rechtfertigt seine Sprachdefizite damit, dass er keine Zeit gehabt hätte, um Deutschkurse zu besuchen oder sich weiterzubilden (vgl. I11 2019:461-464). „Ich war in Vollbetrieb, [...]“ (I11 2019:462) Es liegt nahe, dass Herr P als Migrant der ersten Generation den Schwerpunkt auf Arbeit, Wohnung und Familie legte und für Sprachkurse und Weiterbildung weder Zeit noch Ressourcen vorhanden waren. Sein eingeschränktes Sprachniveau hinderte ihn jedoch nicht daran, mit der einheimischen Bevölkerung in Kontakt und in Beziehung zu treten.

Biografische Erfahrungen im Dazugehören in der Lebensphase Alter – in der Migration

- hoher Stellenwert der Familie
- regelmäßige, ehrenamtliche Tätigkeiten
- Zugehörigkeit und soziales familiales Netzwerk innerhalb der rumänischen Community
- mangelnde Deutschkenntnisse, die kein Hindernis für eine regelmäßige und rege Kommunikation mit der autochthonen Bevölkerung darstellen
- beträchtliches und weitreichendes Beziehungsnetzwerk innerhalb der österreichischen Bevölkerung
- Zufriedenheit und Dankbarkeit

10.2.3 Herr H, 88 „Jetzt, wo i im Pflegeheim bin.“

Kindheit und Jugend – „i hab´ immer g´schaut, dass i mei Freizeit hab“:

Durch den frühen Tod des Vaters in seiner Kindheit nahm für Herrn B die Familie einen besonders hohen Stellenwert ein. Sein soziales Umfeld bestand in dieser Zeit aus seiner Mutter, seinen zwei Brüdern und aus den Nachbarskindern (vgl. I12 2019:11-13). Herr H, der mittlere der drei Söhne, wurde in den Zwischenkriegsjahren geboren. Da die Mutter Alleinerzieherin war, ist davon auszugehen, dass jeder in der Familie Verantwortung übernehmen musste und sich mithin durch den frühen Tod des Vaters die Lebensverhältnisse der Familie veränderten. „[W]ir ham a Haus g´habt und an riesigen Garten und 40 Hasen, um der schlechten Zeit zu begegnen.“ (I12 2019:18-19; 21) Herr H beschreibt die wirtschaftlich sehr prekären Zeiten, die es erforderten, eigeninitiativ Maßnahmen zu setzen, um über die Runden zu kommen. Die Familie nutzte das Grundstück, um Tiere zu halten und auf diese Art und Weise die Familie ernähren und über Wasser halten zu können. Herr H schildert, dass er derjenige war, der bei praktischen Arbeiten anpackte, da sein jüngerer Bruder kränklich und sein älterer Bruder in praktischen Dingen nicht veranlagt war, sondern seinen Schwerpunkt auf Bildung legte. „So ist viel Arbeit an mir

hängen blieben.“ (I12 2019:24) Seine Aussagen deuten darauf hin, dass Herr H für die praktischen Angelegenheiten in der Rolle als Mann im Haus Verantwortung übernahm und den Großteil der anfallenden Arbeiten verrichtete. Herr H erzählt, dass er diesen Tätigkeiten gerne nachkam, zumal er in diese Richtung auch begabt sei (vgl. I12 2019:26). Seine Schilderung zeigt auf, dass ihn diese Lebenslage nicht über die Maßen belastete, obwohl, rückblickend betrachtet, die wirtschaftliche Existenz der Familie von seinem Arbeitseinsatz abhing. Er hielt das „ganze System“ (I12 2019:26-27) Familie und Haushalt aufrecht, was ihm zu dieser Zeit aufgrund seines jugendlichen Alters nicht ausreichend bewusst war. Herr H betont, dass er als Ausgleich zu seinen häuslichen Pflichten darum bemüht war, an den Wochenenden arbeitsfrei zu haben (vgl. I12 2019:27-28).

Mit seinen „Gleichgesinnten“ (I12 2019:13) teilte er an den Wochenenden die Leidenschaft des Bergsteigens (vgl. I12 2019:14), die Abwechslung vom Arbeitsalltag und der damit verbundenen Verantwortung brachte. Obwohl die Zeiten schlecht waren, konnte sich Herr H mit seinen Freunden während der Woche auf Abwechslung freuen. Durch diese gemeinsamen Unternehmungen entstanden enge Burschenfreundschaften, die er über die Jugendzeit hinaus aufrechterhalten konnte (vgl. I12 2019:17-18). Die Ausübung dieses Sports, die keine finanziellen Mittel erforderte, machte es möglich, seine Jugendzeit in diesen prekären Zeiten auszuleben. Treffen unter gleichaltrigen jungen Männern, Kommunikation, Spaß, sportliche Leistungen, sich auspowern und messen und Erfolgserlebnisse kamen demnach in der Jugendphase nicht zu kurz. Als wesentlicher Wert in der Familie galt die gegenseitige Unterstützung. Dabei merkt er an, sei es nicht so wichtig gewesen, darüber große Worte zu machen, sondern gezählt hätten die Taten (vgl. I12 2019:40). Und diese waren ihm „gar nicht lästig, weil des hat schon passt.“ (I12 2019:41) Das deutet darauf hin, dass Herr H in einer guten Balance lebte und sich infolgedessen seine Lebensumstände nicht negativ oder nachteilig auf seine Entwicklung auswirkten.

„Und, . in der Erziehung, zuhause hat ma schon g’schaut, dass jeder was lernt, was G’scheits.“ (I12 2019:49-50) Obwohl die Familie wirtschaftlich herausgefordert und kein Geld vorhanden war (vgl. I12 2019:48), wurde der Wert der Bildung von Seiten seiner Mutter für die Söhne hochgehalten, indem sie ihnen den Besuch eines Gymnasiums ermöglichte. Dabei beschreibt Herr B die Begabung seines vier Jahre älteren Bruders, der in Bezug auf schulische Leistungen und Erfolge mehr Ehrgeiz zeigte als er und ihm „weit voraus“ war (I12 2019:44). Sein Bruder wurde ihm als Vorbild präsentiert und seine Lehrer*innen wollten ihn auf diese Weise für bessere Leistungen gewinnen (vgl. I12 2019:45-46). „Wei i war a bissl faul. Weil i hoit viele Nebenbeschäftigungen g’habt hab, angenehme für mich.“ (I12 2019:48) Seine Aussagen veranschaulichen seine Lebensauffassung. Es scheint, dass er sich als junger Mann nicht in bestimmte Vorstellungen anderer Menschen pressen lassen wollte. Für Herrn H hatten seine praktischen Tätigkeiten und seine Freizeitgestaltung mit Freunden in den Bergen hohe Priorität, während ihm seine schulischen Leistungen auf einem durchschnittlichen Niveau genügten. Das zeigt auf, dass Herr H ein abwechslungsreiches, vielseitiges Lebenskonzept anstrebte. Diese Haltung könnte mitunter ein Schutz gewesen sein, sich nicht die ganze Last der Verantwortung für seine Familie, auf Kosten seiner Kinder- und Jugendzeit, aufbürden

zu lassen. Obwohl er nicht seine ganze Aufmerksamkeit den schulischen Pflichten widmete, begann er im Anschluss an das Gymnasium, wie sein Bruder, ein technisches Studium. Dafür wurde ein Ortswechsel notwendig und Herr H musste während der Woche in die Stadt ziehen (vgl. I12:52-53).

Beruflich konnte Herr H nach dem Studium in seiner Heimat nicht Fuß fassen. Es gab wenig Arbeitsplätze und so musste Herr H von zu Hause wegziehen, obwohl er das nicht geplant hatte (vgl. I12 2019:62-65). Dies lässt die Annahme zu, dass Herr H sich möglicherweise immer noch für seine Familie, für die Mutter und den kränklichen Bruder verantwortlich fühlte. Mit dem Wegziehen aus dem Heimatort haben sich, so schildert er, auch seine Freundschaften „verdünnt“. (I12 2019:69). Aufgrund der örtlichen Veränderung nabelte Herr H prozesshaft von seiner Familie, seinen Freunden, seiner Heimat und seiner Jugendzeit ab. Herr H erwähnt in seinen Schilderungen über seine Kindheit und Jugendzeit nichts in Bezug auf die Kriegsjahre. Daraus kann entnommen werden, dass die Familie am Land entweder nicht direkt betroffen war oder er über diese Zeit nicht sprechen möchte. Da er in diese herausfordernde Zeit hineingeboren wurde und nichts Vergleichbares kannte, war er dieses Leben „so g´wohnt“ (I12 2019:49), nichts zu haben und das, was man zum Leben braucht, selber herzustellen (vgl. I12 2019:48-49).

Biografische Erfahrungen in der Kindheit und Jugendzeit:

- Kindheit und Jugendjahre in der Zwischenkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit
- früher Tod des Vaters, Familienzusammenhalt
- wirtschaftlich prekäre Verhältnisse
- Arbeitsleistung und Verantwortung in der Kindheit und Jugendzeit
- Freizeitgestaltung mit Freunden in den Bergen
- gute Ausbildung - ein hoher Wert in der Familie

Die ersten Jahre in der Migration – „für mi war Österreich eigentlich eh ka Ausland“:

Herr H heiratete in jungen Jahren eine Österreicherin (vgl. I12 2019:73-74). In den Nachkriegsjahren fand Herr H in Deutschland keinen Arbeitsplatz, an dem er längerfristig bleiben konnte. Daher entschied er sich für das Angebot seines Chefs, eine leitende Position in Österreich zu übernehmen (vgl. I12 2019:71-76). „Aber es war dann doch so, dass ich die Stellung angenommen hab, weil da Chef weit weg war (lacht), is a a Grund, gei?“ (I12 2019:76-77) Diese Aussage deutet darauf hin, dass ihn der Gedanke, eine „relativ unabhängige Stellung“ (I12 2019:87) zu bekommen, eigenverantwortlich und mit Freiheiten ausgestattet, eine Firma führen zu können, herausforderte und reizte. Dafür zeigte er sich bereit, Deutschland zu verlassen und nach Österreich zu emigrieren. Als einen weiteren Beweggrund für seine Entscheidung nennt Herr H die Berge und dass er Österreich nicht als Ausland betrachtete (vgl. I12 2019:79-82) und „mit Österreich eigentlich koa Problem g´habt hat.“ (I12 2019:86) Seine Frau stand der Entscheidung der Arbeitsmigration neutral gegenüber (vgl. I12 2019:75-76), nicht jedoch deren Herkunftsfamilie.

„[i]hr Vater war ein handechter Tiroler, der hat g´ sagt, wenss ihr nach Niederösterreich geht's, dann kann i eich nicht besuchen. Hat er a nia g´macht.“ (I12 2019:89-90; 92) „[J]a,

da hat ma g´ sagt, da beginnt der Balkan. Und da foart ma eigentlich net hi da, des tuat ma si net an.“ (I12 2019:95; 97)

Herr H erklärt, dass der Schwiegervater sein Wanderleben nicht verstanden habe (vgl. I12 2019:98). Das deutet darauf hin, dass seine häufigen Arbeitsstellenwechsel in Deutschland in der Folge auch immer mit einem Wohnortswechsel verbunden waren und die Familie aus diesem Grund häufig umziehen musste. Die Aussagen seines Schwiegervaters stellen die Entscheidungskompetenz und die Verantwortlichkeit als Ehemann und Vater infrage. Mit dem negativ und geringschätzig konnotierten Begriff „Balkan“ für das neue Zuhause wird ein Untergraben und Bewerten seiner Vorgangsweise deutlich. Die rückblickend eher sachliche Schilderung lässt jedoch die Annahme zu, dass es Herrn H nicht leicht gemacht wurde, sich zu behaupten und ohne Anerkennung und emotionale Unterstützung der Herkunftsfamilie emigrieren zu müssen. Herr H ließ sich trotz des Widerstandes nicht umstimmen oder beirren, denn er war der Überzeugung, dass er diese berufliche Chance mit allen Zusicherungen und Versprechungen ergreifen müsse (vgl. I12 2019:100-101). Zudem ließ er sich die Option offen, wieder nach Deutschland zurückzugehen. „[I]h war net so ehrgeizig, woäßt, dass ih g´ sagt hab i muss des, des mach ih jetzt da durch. Ich hab´ g´ sagt, wenn des zu schwierig werd, dann mach is net.“ (I12 2019:101-103) Ebenso hätte Herr H die Entscheidung treffen können, in übermäßig großen Herausforderungen und Entbehrungen auszuharren, um nicht als Versager zu gelten oder als jemand, der sich in seinen Entscheidungen geirrt habe. Den Standard in Bezug auf seine neue Heimat am Land bezeichnet er zurückschauend als „a bissl rückständig“ (I12 2019:123-124) und „die Straßen warn net überall asphaltiert.“ (I12 2019:124) Er gibt zu, dass er zu diesem Zeitpunkt seinen „Schwiegervater schon verstanden“ (I12 2019:125) habe. Herr H lässt offen, ob diese Umstände das Leben in den ersten Jahren der Migration beeinflussten.

„[O]is wir da hergezogen sind, hamma gemeint, wir bleibn da bis zur Pensionierung, dann gemma wieder nach Deutschland. Des hat sich dann aber anders ergeben“ (I12 2019:126-128) Herr H ging von einer Arbeitsmigration aus und plante den Aufenthalt für eine begrenzte Zeit. Aus diesem Grund nahm er auch die österreichische Staatsbürgerschaft nicht an (vgl. I12 2019:132-134), um sich die Option der Rückkehr offenzuhalten. Er lebte sich schnell ein und erklärt, „meine Heimat war da, wo i g´ wohnt hab. In meinem Bereich, da war meine Heimat.“ (I12 2019:131-132). Für Herrn H ist Heimat per se nicht auf eine bestimmte Örtlichkeit bezogen, sondern in erster Linie auf seine Familie und sein Zuhause. Das erklärt, warum ein örtlicher Umzug für ihn kein allzu großes Wagnis darstellte. Wesentlicher scheint für ihn Flexibilität und Unabhängigkeit zu sein und den Begriff Heimat für sich selbst definieren zu können.

Biografische Erfahrungen in den ersten Jahren der Migration:

- Emigration aufgrund eines Stellenangebotes zu guten Arbeitsbedingungen
- keine emotionale Unterstützung durch die Herkunftsfamilie
- holpriger Start
- niedrigerer Lebensstandard als im Herkunftsland
- Unabhängigkeit und Flexibilität

Dazugehören in der Migration – „da hab´ i dann praktisch festen Fuß gefasst“

Herr H fand in seiner Arbeit jene Bedingungen vor, die ihm von seinem Chef in Deutschland zugesagt wurden, und zeigte sich zufrieden. „Und es hat alles passt.“ (I12 2019:142) Seine Position brachte mit sich, dass er die meiste Zeit seiner Arbeit widmete und in ihr aufging. Es deutet darauf hin, dass Herr H die wesentlichen Bedingungen für einen Verbleib in Österreich gegeben sah, seine Arbeitsstelle entsprach seinen Erwartungen. Die Herausforderungen am Arbeitsplatz in seiner leitenden Position scheinen in dieser Zeit an Bedeutung zugenommen zu haben, da er aufgrund einer Herzkrankheit das Bergsteigen nicht mehr in einem extremen Ausmaß ausüben konnte (vgl. I12 2019:155-158). Diese körperliche Zäsur könnte ein Grund sein, dass sich Schwerpunkte in seinem Leben verlagerten und er Betrachtungsweisen neu bewerten musste. Zudem äußerte er, dass er keinen Arbeitsplatzwechsel mehr wollte (vgl. I12 2019:141). Die örtlichen, nicht so entsprechenden Gegebenheiten nahm er als einen Kompromiss hin (vgl. I12 2019:148-151). „Aber es war net so, dass i unglücklich war da, weil i hab mi halt abfund´n mit den Umständen, [...]“ (I12 2019:151-152) Diese Aussage macht deutlich, dass er in seiner Erwerbsarbeit aufging und aufgrund knapper Freizeit örtliche Präferenzen hintanstellen konnte. Gleichwohl lässt er offen, wie seine Familie mit diesen Veränderungen umging und die neuen Gegebenheiten in der Migration erlebte und einschätzte.

Sein Beziehungsnetzwerk beschränkte sich über einen längeren Zeitraum auf die Familie (vgl. I12:161-162). Am Arbeitsplatz war es ihm wichtig, mit allen gut auszukommen. Seine Personalentscheidungen machte er weniger von fachlichen als von sozialen Kompetenzen abhängig, damit es im Umgang „menschlich passt“, (I12 2019:178) und es war ihm wichtig, „dass i mit de Leut in Frieden leb.“ (I12 2019:180) Privaten Kontakt zu den Kolleg*innen suchte er nicht aktiv (vgl. I12 2019:168-171). „[I]ch hab´ da eigentlich weniger aufgebaut.“ (I12 2019:171) Seine Aussagen zeigen, dass Herr H in erster Linie nicht an freundschaftlichen und engen Freundschaftsbeziehungen interessiert war, sondern eher an einem entgegenkommenden, pragmatischen Umgang miteinander, soweit wie möglich konflikt- und problemfrei. Es könnte mithin gedeutet werden, dass er keine vertrauten Beziehungen aufbauen wollte, damit er im Falle einer Rückkehr nach Deutschland nicht gebunden wäre, oder er sich nicht mit Problemen seiner Kolleg*innen auseinandersetzen wollte (vgl. I12 2019:169-171). Diesbezüglich gibt er an, dass er keine Unterschiede zwischen „deutschen Problemen und unseren österreichischen“ (I12 2019:189-190) feststellte. Auch in der Mentalität stellte er keine Unterschiede fest, da er der Meinung ist, es gibt „da merkwürdige Leute und a in Deutschland gibt´s merkwürdige Leute (lacht)“. (I12 2019:203-204)

„Ich wollt´s vielleicht a net empfinden, weil i g´sagt hab, i hab´ mi jetzt entschieden, jetzt muass i a dabei bleibn. Weil ich kann mich ja nicht dauern entscheiden für was anderes, mit dem Haushalt, mit de Kinder, gei.“ (I12 2019:194-197)

Seine Aussage macht deutlich, dass er mit diversen Herausforderungen konfrontiert wurde, diese aber nicht als solche wahrnehmen oder interpretieren wollte, um sich in der Folge nicht mit ihnen auseinandersetzen zu müssen. Dieses Nicht-an-sich-heranlassen-Wollen könnte per se auf seine Probleme oder auch auf die Unterschiedlichkeiten zu

seinem Herkunftsland gedeutet werden, die er stärker empfand, als er es sich eingestand. Es scheint, dass Herr H nach einer bestimmten Zeit in der Arbeitsmigration die Entscheidung traf, in Österreich zu bleiben, keine Arbeitsplatz- und Wohnortveränderungen mehr vorzunehmen, auch wenn es problematische Umstände zu überwinden galt. Seine Festlegung vor der Emigration, im Falle von Schwierigkeiten wieder zurückzugehen, machte er ab einem bestimmten Zeitpunkt rückgängig (vgl. I12 2019:195-196). Probleme nicht zu nahe heranzulassen, scheint Herr H retrospektiv als eine Bewältigungsstrategie erkannt zu haben. Aus seinen Aussagen kann entnommen werden, dass er die Bedürfnisse der Familie mittlerweile miteinbezog und mit seiner Entscheidung, in Österreich zu bleiben, seiner Familie Beständigkeit und Sicherheit bieten wollte (vgl. I12 2019:196-197).

Sein Beziehungsnetzwerk erweiterte sich im Laufe der Zeit mit der Gründung eines Vereins (vgl. I12 2019:136-137). Es scheint, dass Herr H auf diese Weise mit Menschen in Kontakt kam, deren Beziehungen ihm wichtig wurden, da er ab dieser Zeit „ganz andere Leute“ (I12 2019:137) kennenlernte und „irgendwie Wurzeln g´fasst“ (I12 2019:136) hatte. Er beschreibt, dass er davor „nirgends angebunden“ (I12 2019:160) war und mit dem Kennenlernen dieser Leute „dann praktisch festen Fuß“ (I12 2019:161) fasste und so seinen Beziehungsradius erweiterte (vgl. I12 2019:162).

Biografische Erfahrungen im Dazugehören in der Migration:

- Arbeitsplatz hat hohen Stellenwert
- körperliche Zäsur
- Zufriedenheit in der Migration
- Erweiterung seines Beziehungsnetzwerkes
- Integration

Dazugehören im Alter – „i bin jetzt ... wie soll i sogn, zwangsevakuert“

„Und i weit ja, wie i vorher g´ sagt hab, nach Deutschland zurück.“ (I12 2019:215-216) Der ursprüngliche Plan, nach der Arbeitsmigration nach Deutschland zurückzugehen, um dort seinen Ruhestand zu verbringen, wurde durch die Vereinszugehörigkeit permanent nach hinten verschoben (vgl. I12 2019:218). Das deutet auf ein Beziehungsnetz mit intensiv gelebter Verbundenheit und/oder auf eine verantwortliche Position in diesem Verein hin, die er nicht so ohne Weiteres ablegen konnte. Mit dem Umzug in ein Pflegeheim „is es nicht die Frage“ (I12 2019:219), ob er zurückgehe, da er der Meinung sei, in Deutschland keine kompetentere Pflegebetreuung erhalten zu können (vgl. I12 2019:219-220). „Naja, jetzt leb ich ja nimmer in mein Lebenskreis, sondern i bin jetzt wie soll i sogn, zwangsevakuert (lacht).“ (I12 2019:210-211)

In seiner hochaltrigen Lebensphase muss Herr H alles Gewohnte unfreiwillig aufgeben. Er leidet unter dem Verlust seiner Autonomie, die zeit seines Lebens für ihn einen hohen Wert darstellte, aber auch am Verlust seines gewohnten Lebens. Mit seiner Aussage „I bin da nicht freiwillig neiganga. Des hat sich so ergeben, weil so ausg´ schaut hat, als könnt ma des nimma damacha“ (I12 2019:213-214) kann mithin ein Negieren seiner

Hochaltrigkeit und deren Folgen impliziert werden. Eine Pflegebedürftigkeit scheint sich bereits abgezeichnet zu haben. Diese Anzeichen dürfte er geflissentlich übergegangen haben und sich in der Folge nicht ausreichend mit den Eventualitäten und Unwägbarkeiten dieser Lebensphase auseinandergesetzt haben. Es lässt die Annahme zu, dass er das zeitgerechte Entscheiden und Umsetzen präventiver und notwendiger Vorkehrungen verabsäumte. Das wiederum verhinderte vorbereitete Übergänge und so musste er von seiner gewohnten Umgebung direkt in ein Pflegeheim umsiedeln. Seine Frau folge ihm, (vgl. I12 2019:214) um nicht getrennt von ihm leben zu müssen. „Des hab i für gut g'fundn und jetzt hamma uns damit befreundet, dass das so is.“ (I12 2019:214-215). Daraus lässt sich ableiten, dass ihm der Nachzug seiner Frau die Bewältigung seiner neuen Lebenssituation leichter und annehmbarer macht, indem sie gemeinsam die täglichen Herausforderungen, die dieser Lebensabschnitt mit sich bringt, bewältigen und sukzessive veränderte Bedingungen annehmen können. Als Mann musste Herr H lernen, sowohl seine körperlichen Schwächen und seine Hilfsbedürftigkeit als auch die permanente Betreuung durch das Pflegepersonal, deren häufige und notwendige Anwesenheit eine Privatsphäre verunmöglicht, anzunehmen. Die Option, in dieser Lebensphase von seinen Kindern betreut zu werden, lässt er unerwähnt.

Herr H schildert die Bemühungen des Pflegepersonals, den Bewohner*innen durch passende, regelmäßig angebotene und geeignete Freizeitgestaltung gute Rahmenbedingungen zu schaffen, um sich untereinander kennenzulernen und sich austauschen zu können. Diese Angebote decken sich nicht mit seiner Lebenswelt und daher nehme er diese meist nicht in Anspruch (vgl. I12 2019:224-225). „[V]iele passen mir nicht, weil die san bezogen auf ... auf die Kranken, hoit, gei. I bin aber ana, der ned do herinnen is, dass er stirbt, sondern, dass a g'sund wird.“ (I12 2019:224-226) Diese Aussage zeigt, dass sich Herr H auf das Leben im Pflegeheim nicht einlassen kann und sich nicht zugehörig fühlen will, um die Hoffnung nicht zu verlieren, wieder in sein gewohntes und vertrautes Umfeld kommen zu können; nicht „drinnen“ sein zu müssen, sondern wieder „draußen“, in seiner Lebenswelt leben zu können. Mit „do herinnen“ verbindet er Krankheit und Tod. Er scheint Angst davor zu haben, mit einer Eingewöhnung seine Lebenslage als gegeben anzunehmen. Er untermauert diese Aussage, indem er sich selbst als „Ausnahme-foi“ (I12 2019:236) bezeichnet. Er ist zwischen der Erkenntnis, das Pflegeheim nicht mehr verlassen zu können, von dessen Dienst- und Hilfeleistungen abhängig zu sein, und dem Wunsch nach einem autarken Leben außerhalb des Pflegeheimes hin- und hergerissen.

Da seine Frau in seiner Nähe wohne, sei er auf Kontakte mit anderen Bewohner*innen nicht angewiesen und suche auch aktiv keinen. Vereinsamte Menschen bedauere er und beobachte auch deren körperlichen und geistigen Verfall (vgl. I12 2019:236-238). „Ich hab´ da nicht viele Kontakte mit Leuten herinnen. Ich hab mei Familienleben, so wie immer und da kumm i gut z´rand.“ (I12 2019:241-242) Herr H hält seine private Lebenswelt mit seiner Frau bestmöglich aufrecht und öffnet sich nicht für Beziehungen und Freundschaften mit anderen Bewohner*innen. Dies lässt die Annahme zu, dass er nicht mit den Problemen und Schwachheiten anderer konfrontiert werden möchte, da er deren Fortschreiten des Alters und dessen Konsequenzen wahrnimmt. „Die meisten Leit san ja schlechter banand wie i.“ (I12 2019:254-255) Daher scheint die Abgrenzung zu den

noch schwächeren und zu den noch bedürftigeren Bewohner*innen eine Bewältigungsstrategie zu sein. Zudem beschreibt Herr H seine Abneigung in Bezug auf das Nörgeln und die latenten Beschwerden der Bewohner*innen, die er destruktiv und krankmachend empfinde (vgl. I12 2019:282-284). „Si san echt, echt so festgefahren in ihre Gedanken. De können nur mehr nörgeln.“ (I12 2019:285-286) Diesen negativen Altersstereotypen möchte sich Herr H nicht aussetzen. Dies könnte mit ein Grund sein, mit den Bewohner*innen nicht in einen näheren Austausch treten zu wollen.

Seine Kontakte außerhalb des Pflegeheimes seien regelmäßige Treffen mit seinen Freund*innen aus dem Verein und einzelne Kontakte, die er noch aufrechterhalte (vgl. I12 2019:245-246). Auch den Kontakt zu seinem hochaltrigen Bruder in Deutschland erwähnt er und beschreibt dessen für ihn vorbildhafte und erstrebenswerte Lebensumstände in dieser Lebensphase. Dieser lebt 92-jährig gemeinsam mit seiner Frau im Elternhaus, das für Hochaltrigkeit adaptiert wurde und ihnen so lange wie möglich Rahmenbedingungen bietet, autonom und selbständig leben zu können (vgl. I12 2019:258-263). Trotz der idealen Lebensbedingungen seines Bruders resümiert er für sich, froh und dankbar zu sein, in seiner körperlichen Verfasstheit im Pflegeheim sein zu können (vgl. I12 2019:263). Die Ambivalenz seiner dankbaren Einstellung dem Pflegepersonal gegenüber und seiner ablehnenden Haltung dem Pflegeheim gegenüber scheint in der Diskrepanz zwischen seiner geistigen Frische und seinem körperlich gebrechlichen und hilfsbedürftigen Zustand zu liegen. Das Eingeständnis seiner Abhängigkeit und Hilflosigkeit macht Herrn H Mühe. Er sei sich der vielen Vorteile im Pflegeheim bewusst und „man muss manchmal im Leben was machen, was praktisch is, aber nicht der Idealzustand und wenn ma dann immer dem Idealzustand nachhängt, dann stirbst eh glei.“ (I12 2019:275-276) Die Erfahrung, praktisch zu agieren, um zu überleben, machte Herr H bereits in der Kindheit.

„I hab kan Stolz mehr (lacht). Ich bin froh, alles so gut gemeistert zu haben.“ (I12 2019:270) In einer Leistungsgesellschaft kann er als hochaltriger, körperlich gebrechlicher Mann keine Leistungen mehr aufweisen, auf die er stolz sein könnte und die ihn als männlich definieren. Er erkennt seine körperliche Gebrechlichkeit und seine Einschränkungen. Nichtsdestotrotz ist er sich seiner Kompetenzen in der Bewältigung prekärer Herausforderungen in der Hochaltrigkeit bewusst und sieht in dieser eine erbrachte Leistung.

„Des hoafst, es is eigentlich schön g´wesen. Und i bin immer no z´frieden.“ (I12 2019:267-268) Retrospektiv und zusammenfassend beschreibt Herr H seine Arbeitsmigration als ein gelungenes Projekt und zieht eine positive Bilanz.

Biografische Erfahrungen im Dazugehören im hohen Alter:

- Beziehungsnetzwerk innerhalb einer Vereinszugehörigkeit
- Rückzug nach Deutschland permanent nach hinten verschoben
- keine Vorkehrungen für die Lebensphase Hochaltrigkeit
- Umzug in ein Pflegeheim
- Nachzug und Unterstützung durch Ehefrau

- kein Zugehörigkeitsgefühl im Pflegeheim
- Zufriedenheit über Migration

10.3 Verdichtung der Ergebnisse

Die Darstellung der Ergebnisse aus den biografischen Erfahrungen männlicher Migranten entlang der Lebensalter veranschaulicht, wie diese deren Leben verschiedenartig beeinflussten und prägten. Ihre Erfahrungen und Lebenslagen zeigen bis in die Lebensphase Alter im Hinblick auf deren Zugehörigkeit ihren Einfluss.

10.3.1 Armut und Bildung

Alle drei Männer verbrachten ihre Kindheit aus unterschiedlichen Gründen in großer materieller Armut. Für jeden von ihnen hatte dieser Umstand nicht dieselben, jedoch prägende und weitreichende Konsequenzen. Herr B musste als Kind aufgrund der finanziellen Lage anstelle eines Schulbesuches in der Landwirtschaft mitarbeiten. Der Mangel an Bildung und formalen Bildungsabschlüssen zeigte sich in signifikanten Begrenzungen und Einschränkungen durch alle Lebensalter hindurch, insbesondere in der Erwerbsphase, da seine Tätigkeiten und Positionen nicht über einen Hilfsarbeiterstatus hinaus kamen. Er konnte sein Potential seines Erachtens nicht ausreichend ausschöpfen. Ebenso musste Herr H in seiner Kindheit und Jugendzeit körperliche Arbeiten verrichten und zudem die Verantwortung für die Versorgung seiner Familie übernehmen. Die materielle Notlage und generelle Knappheit, die die Kriegsjahre mit sich brachten, wirkten sich im Gegensatz zu Herrn B nicht auf seinen Bildungsweg aus, da seine Familie der Ausbildung einen sehr hohen Stellenwert zuschrieb. Sowohl seine Mutter als auch seine Lehrer förderten ihn und somit konnte Herr H ein technisches Studium abschließen, das ihm in weiterer Folge gutbezahlte Anstellungen, verantwortungsvolle Tätigkeiten und einen beruflichen Aufstieg ermöglichte. Bei Herrn P kamen zur wirtschaftlich prekären Situation der Familie eine übermäßige emotionale Armut hinzu. Häusliche Gewalt durch den Stiefvater dominierte das Familienleben. Diese hoffnungslosen und destruktiven Umstände nennt Herr P als einen wesentlichen Grund für seine Überlegungen zu flüchten. Herr P hatte trotz der prekären Lebensumstände Zugang zu Bildung.

10.3.2 Homosoziale Gemeinschaften

Eine prägende Erfahrung für Herrn B und Herrn H stellten in der Kindheit und in den Jugendjahren deren männliche Freundschaftsnetzwerke dar. Für Herrn B, der bereits mit 13 Jahren von zuhause ausziehen musste und gänzlich auf sich alleine gestellt war, bekamen diese homosozialen Freundschaften unter jungen Männern eine familienähnliche Bedeutung. Das Erleben tragfähiger und verlässlicher Männerbeziehungen zeigte insbesondere bei Herrn B in der Migration und bis ins Alter einen immensen Einfluss, der sich noch in seinen heutigen sozialen Beziehungsnetzwerken widerspiegelt. Auch für Herrn H hatten seine Freundschaften mit jungen Männern einen wichtigen Stellenwert, um sich Raum für eine dem Alter entsprechende Freizeitgestaltung zu verschaffen

und gleichzeitig einen Abstand von seinen täglichen Arbeiten und seiner Verantwortung, die er in jungen Jahren für seine Familie übernahm, zu gewinnen. Bei Herrn P hingegen deutet seine prekäre und problembeladene Kinder- und Jugendzeit darauf hin, dass er keine homosozialen Freundschaften aufbauen und pflegen konnte, die ihm Stabilität und Halt gegeben hätten, und er in der Folge bis heute keine Beziehungen aus dieser Zeit aufrechterhalten konnte.

10.3.3 Arbeitsmigration

Zum Zeitpunkt der Migration befanden sich die Männer im aktiven Erwerbsalter. Ihre Migrationsentscheidung begründeten alle drei Männer unterschiedlich. Herr B kam der Einladung seiner männlichen Freunde und Verwandten, die bereits in Österreich lebten, nach. Unter den türkischen Migranten war diese Vorgangsweise üblich und bedeutete zugleich das Angebot eines sozialen Rückhaltes und einer praktischen Unterstützung in Hinblick auf Wohnungs- und Arbeitssuche, insbesondere in der Anfangsphase. Herr P litt als junger Mann aufgrund politischer Verfolgung in Rumänien unter extremer Armut und Not. Er plante seine Flucht von langer Hand und obwohl diese des Öfteren missglückte, konnte er seinen „Traum“ verwirklichen. Herr H entschied sich in den Nachkriegsjahren aufgrund eines lukrativen Stellenangebotes, nach Österreich zu emigrieren. Herr B und Herr H ließen offen, ob sie nach Beendigung der Arbeitsmigration in ihre Länder zurückkehren würden.

10.3.4 Ernährermodell

Alle drei Männer waren zum Zeitpunkt der Migration bereits verheiratet und hatten Kinder im Schulalter. Über die Meinungen der Ehefrauen zur Migrationsentscheidung gaben sich die Männer in den Interviews eher bedeckt oder unwissend. Herr B betont, dass seine Frau ihn von dieser Entscheidung nicht abhielt, und Herr H findet, dass seine Frau einer Migration neutral gegenüberstand. Ein gleichberechtigter Aushandlungsprozess unter den Eheleuten fand offensichtlich nicht ausreichend statt und daher ist von patriarchalen Entscheidungen auszugehen. Zudem wurden zu dieser Zeit in den Ehen meist traditionelle Geschlechterrollen gelebt, die eine familiäre Arbeitsteilung zur Folge hatten. Die alleinige Verantwortung für den Lebensunterhalt der Familie trug der Mann, während die Frau die Zuständigkeit für die Familien- und Hausarbeit innehatte. Diesen Verantwortungsdruck, den das Ernährermodell mit sich brachte, verspürten alle drei Männer besonders in der Anfangsphase der Migration.

10.3.5 Privilegien, Kosten und Differenzen

Herr B konnte zwar auf sein gewohntes, homosoziales Männerbeziehungsnetz zurückgreifen, erlebte jedoch eine starke Statusabwertung am österreichischen Arbeitsmarkt, die vor allem aus seinen Bildungs- und Sprachdefiziten resultierte und weitreichende, für ihn enttäuschende Folgen hatte, sowohl in Bezug auf Beförderungen und Einkommen als auch auf mangelnde Sozialkontakte mit autochthonen Arbeitskolleg*innen. Auch Herr P arbeitete als Hilfsarbeiter, nicht seinen Qualifikationen entsprechend und zu einem

vergleichsweise geringen Verdienst. Den materiellen Wohlstand, den er in Österreich genoss, verglichen mit den Umständen seines Herkunftslandes, ließen ihn über diese Ungleichheit hinwegsehen. Für Herrn P hatten gute Beziehungen mit seinen Kolleg*innen und seinen Kund*innen einen weitaus höheren Stellenwert als ein beruflicher Aufstieg. Die Erwartungen von Herrn H wurden aufgrund seiner akademischen Ausbildung in der Ausübung einer leitenden Position in jeder Hinsicht erfüllt. Er war weder mit Sprachschwierigkeiten noch mit Benachteiligungen aufgrund ethnischer Herkunft konfrontiert.

10.3.6 Diskriminierung und soziale Ungleichheit

Herr B beschreibt seine Erfahrungen mit Diskriminierung und Stereotypisierung, die er hauptsächlich am Arbeitsplatz erlebte. Vor allem kämpfte er gegen das gängige Bild des türkischen Mannes, sich in einer modernen Gesellschaft nicht anpassen zu wollen. Seine religiöse Überzeugung, keinen Alkohol zu trinken und zu fasten, wurde mit respektlosen Bemerkungen und Infragestellung seiner Leistung bewertet. Diese permanente Geringschätzung bewirkte eine Marginalisierung, die sich durch seine Sprachdefizite verstärkte und einen sozialen Rückzug bedingte, sodass er seine Sozialkontakte hauptsächlich innerhalb seiner ethnischen Gruppe lebte. Sein Beziehungsnetz bestand daher aus Männerfreundschaften innerhalb seiner ethnischen Community und den Treffen im muslimischen Kulturverein. Herr P erfuhr ebenfalls erhebliche Benachteiligungen und Ausbeutung am Arbeits- und am Wohnungsmarkt. Damit kommt zum Ausdruck, dass ihm von den Einheimischen eine untergeordnete Stellung zugewiesen wurde. Zugleich erlebte er jedoch von Beginn an große Wertschätzung und Annahme durch die autochthone Bevölkerung, der er größere Bedeutung zumaß als den negativen Erfahrungen. Herr P ließ sich zudem nicht von seinen mangelnden Sprachkenntnissen einschränken, sondern ging auf die autochthone Bevölkerung aktiv und mit großer Freundlichkeit zu und fühlte sich in Österreich relativ bald heimisch und zugehörig. Parallel dazu baute Herr P ein Beziehungsnetzwerk in der rumänischen Community in Verbindung mit einer Kircheng Zugehörigkeit auf. Herr H beschreibt, dass er am Beginn der Migration sein Zuhause als seine Heimat empfand. Da er davon ausging, wieder nach Deutschland zurückzugehen, baute er über einen längeren Zeitraum keine Beziehungen auf. Erst mit einer Vereinszugehörigkeit erweiterte er sein Beziehungsnetzwerk. Diese Freundschaften intensivierten sich derart, dass er nach Beendigung seiner Erwerbstätigkeit den geplanten Rückzug nach Deutschland immer wieder nach hinten verschob, bis er diesen im hohen Alter ganz aufgab.

10.3.7 Biografische Erfahrungen im Alter

Sprachprobleme, ethnischer Rückzug, Pflegebedürftigkeit

Die in der gesamten Lebensspanne gemachten Erfahrungen aller drei Männer zeigen bis in die Lebensphase Alter im Hinblick auf ihr Gewordensein und ihre Zugehörigkeit ihren Einfluss. Durch die Pensionierung entfiel bei Herrn B der regelmäßige Kontakt zu seinen österreichischen Arbeitskolleg*innen und daher auch Gelegenheiten, in österreichischer Sprache zu kommunizieren. Da er sich zu Beginn der Arbeitsmigration nicht

festlegte, ob er mit Beginn der Pensionierung in Österreich bleiben oder in die Türkei zurückgehen würde, bleibt offen, ob dieser Umstand in Verbindung mit seinem mangelnden Spracherwerb steht. In der Lebensphase Alter pflegt er regelmäßige Sozialkontakte innerhalb seiner ethnischen Gruppe, vor allem mit Männern, die ebenfalls ihren Ruhestand in Österreich verbringen. In diesem Kontext erfährt Herr B soziale und kulturelle Anerkennung. Das Ausleben seines muslimischen Glaubens ist für ihn auch im Alter bedeutsam. Rückblickend erkennt Herr B große Nachteile und persönliche Verluste aufgrund seiner Sprach- und vor allem aufgrund seiner Bildungsdefizite. Nicht zuletzt blieben für ihn viele Möglichkeiten der Teilhabe und Zugehörigkeit verschlossen. In der Lebensphase Alter stellt sich für ihn nicht mehr die Frage, ob er mit älteren autochthonen Menschen Kontakte pflegen möchte, da seiner Meinung nach für einen reziproken, intensiven, kommunikativen Austausch auf Augenhöhe seine Sprachkenntnisse nicht ausreichen. Herr B schätzt und nutzt im Alter das gut funktionierende Gesundheitssystem. Er fühlt sich hauptsächlich seiner Familie und seinen Männerfreundschaften, die er bereits seit seiner Jugend pflegt, verbunden und zugehörig. Orte der Zugehörigkeit und der Begegnung beschränken sich im Alter vor allem auf sein Zuhause, auf Treffen in den Parks und auf regelmäßige Begegnungen in Vereins- und Männerlokalen.

Für Herrn P bedeutete seine Flucht eine endgültige Entscheidung, in Österreich zu leben. Aufgrund seines Bestrebens, mit der österreichischen Bevölkerung Kontakt aufzunehmen und Beziehungsnetzwerke aufzubauen, fühlte sich Herr P nach kurzer Zeit in Österreich zuhause und zugehörig. Zudem suchte er aktiv Kontakte zur rumänischen Community. Dieses weitreichende Beziehungsgeflecht, sowohl mit allochthonen als auch mit autochthonen Menschen, hält er bis heute aufrecht. Seine regelmäßigen ehrenamtlichen Hilfstätigkeiten in einer rumänischen Glaubensgemeinschaft haben für ihn eine hohe und auch verpflichtende Priorität, die ihm zugleich eine gute Möglichkeit bieten, sich nützlich zu machen und seine freie Zeit sinnvoll einzusetzen. Damit verbunden sind tägliche Treffen und ein kommunikativer Austausch. Sein regelmäßiger Einsatz könnte auch mit einer Verlängerung der Erwerbsarbeit gedeutet werden, um noch Leistung bringen zu können. Herr P weiß um seine mangelnden Deutschkenntnisse, für deren Erwerb er seiner Meinung nach keine Zeit fand. Diese hindern ihn bis heute nicht, mit den Einheimischen zu kommunizieren. In der Lebensphase Alter fühlt sich Herr P vor allem seiner Familie und den Freundschaften aus der rumänischen Community zugehörig. Seine Orte der Zugehörigkeit und der Begegnung sind daher sein Zuhause, die Glaubensgemeinschaft vor Ort und die vielen Kontakte und Begegnungen mit der autochthonen Bevölkerung.

Herr H plante ausschließlich für die Dauer der Arbeitsmigration in Österreich zu bleiben und die Pension in Deutschland zu verbringen. Da er im Lauf der Migration ein intensives Beziehungsnetzwerk mit Einheimischen und mit Menschen unterschiedlicher Herkunft im Kontext eines Vereins aufbaute, blieb er schließlich mit seiner Frau in Österreich. Herr H lebt heute in seinem hohen Alter gemeinsam mit seiner Frau in einem Pflegeheim. Seine körperlichen Beeinträchtigungen zwangen ihn, seine gewohnte Umgebung und sein bis dahin autonom geführtes Leben aufzugeben. Er musste lernen, seine körperlichen Schwächen und das Gefühl der Hilfsbedürftigkeit anzunehmen. Da er seine Abhängigkeit vom Pflegepersonal erkennt, akzeptiert er die Tatsache, in einem Pflegeheim

wohnen zu müssen. Aus seiner Sicht bewältigt er diesen Prozess gut und setzt diesen mit einer erbrachten Leistung gleich, die ihn auch im hohen Alter mit männlichem Stolz erfüllt. Mit den Bewohner*innen nimmt er keinen Kontakt auf und angebotene Freizeitangebote lehnt er ab. Herr H pflegt regelmäßigen Kontakt mit seinen Freund*innen aus dem Verein, die ihn besuchen und an deren Treffen er teilnimmt, wenn es sein gesundheitlicher Zustand erlaubt. Seine Frau und seine Familie sind sein wichtigstes soziales Netzwerk. Um Sozialkontakte aufrechtzuerhalten, greift Herr H auf soziale Medien zurück. Orte der Zugehörigkeit und Begegnungen sind in seiner Lebenslage vor allem auf das Pflegeheim reduziert.

11 Diskussion der Ergebnisse

Thomas Katala-Kronberger, Renate Sehorz, Johannes Toth, Margareta Zalud

In der nun folgenden gemeinsamen Diskussion der Ergebnisse werden die jeweiligen Kernaussagen der vier Forschungsbereiche zusammengeführt, dargestellt und mit relevanter Theorie verknüpft. Ausgehend von der allgemeinen Forschungsfrage werden individuelle Forschungserkenntnisse betreffend die Bereiche Zugehörigkeit, Migration, Männlichkeit und Lebensalter entsprechend skizziert und informell dargestellt.

11.1 Homosoziale Gemeinschaften

Konstruktion von Zugehörigkeit wird an allen untersuchten Orten der Begegnung über männliche Cliques oder homosoziale Gemeinschaften ermöglicht. Peer-Groups als männliche Cliques sind in der Jugend und homosoziale Gemeinschaften als „Männerbünde“ auch im Alter von Bedeutung. Männliche Überlegenheit wird in Peer-Groups in räumlicher Dominanz sichtbar, wo nicht zugehörige Jungen kontrolliert, ausgegrenzt und zurückgedrängt werden und Mädchen nicht erwünscht sind (vgl. Böhnisch 2018:128). Böhnisch (2018) argumentiert mit der Ablösung von der Herkunftsfamilie und der Suche nach neuer personaler und sozialer Orientierung (vgl. Stierlin 1977 zit. in Böhnisch 2018:130). Er identifiziert den narzisstischen Antrieb bei der Ablösung vom Elternhaus als Verlängerung in der Ablehnung fremder Gruppen und dem Ethnozentrismus der eigenen Clique (vgl. Böhnisch 2018:130). Deutlich wird das im JUZ, wo sich Jugendliche oftmals den Cliques der jeweiligen ethnischen Herkunft zuordnen und somit von den anderen abgrenzen. Eine sehr deutliche Trennlinie wird durch die gegenseitige Bezeichnung als Brüder innerhalb der ethnischen Clique sichtbar. Böhnisch (2018) sieht in der Aneignung des Raumes, wie hier im JUZ, eine Möglichkeit für Jugendliche mit geringen persönlichen Ressourcen, neue Verhaltensmuster in Bezug auf diverse Männlichkeitsbilder zu erlernen (vgl. Böhnisch 2018:128f). Sosehr ethnische Herkunft im JUZ ein Kriterium für Cliquesbildung ist, so wenig relevant ist Herkunft, wenn es darum geht, sich für das JUZ gegen das Außen zu positionieren. Dann ist das Gemeinsame (vgl. Pfaff-Czarnecka 2018:6) in der

Zugehörigkeit zur Einrichtung verortet. In der Leiterin des JUZ, als „andere Erwachsene“, erkennt Böhnisch eine Steuerungs- und Kontrollinstanz für die sozialräumliche Ermöglichung von Gleichaltrigenkultur (vgl. Böhnisch 2018:177). Die Handballer verstehen sich als männliche Peer-Group durch ihre Abgrenzung von anderen Teams, ethnische Zugehörigkeit hat allerdings keine Relevanz. Angelehnt an Böhnisch (2018) ermöglichen familiäre Ressourcen den Handballern, ihren Verein als qualitativen Sozialraum zu erfahren. Die befragten Fußballer verstehen ihr Team als Zweckgemeinschaft, das sich gegen gegnerische Teams abgrenzt. Wenn auch die Clique in diesem Kontext von keiner Bedeutung ist, so tritt an dieser Stelle die homosoziale Gemeinschaft nach Meuser (2010) in den Fokus. Männliche Homosozialität bietet Solidarität und habituelle Sicherheit an Orten, wo es den Jungen und Männern möglich ist, ohne Selbstzensur ihre männlichen Stereotypen auszuleben (Meuser 2010:230ff). Dieses Phänomen beschreiben die Fußballer, wenn sie erzählen, dass es am Fußballplatz erlaubt sei, laut und dominant aufzutreten. Wenn Fußballer M im Interview antwortet, er sei im Alltag schüchtern und leise, passe sich aber am Platz seinen Mitspielern hinsichtlich Eloquenz und Demonstration von Überlegenheit an (vgl. I2 2020:246-248), lässt sich folgern, dass das gemeinsame und gleichartige Agieren die Gruppenkohäsion stärkt und eine Abweichung vom Verhalten der anderen M zum Außenseiter machen würde (vgl. Meuser 2010:232f). Dass die jeweiligen Sportmannschaften der befragten Fuß- und Handballer reine Männerteams sind, ist in der jeweiligen Spielklasse für die Sportler selbstverständlich und nicht bewusst herbeigeführt. Dennoch meint Meuser (2010), dieses sich zufällig ergebende Produkt realisiere das Bedürfnis nach Interaktion und Nähe mit Geschlechtsgenossen (vgl. Meuser 2010:312). Auch alte Migranten erzählen von der Bedeutung von Freundschaften in homosozialen Gemeinschaften. Für Herrn H bedeuteten die homosozialen Gemeinschaften in der Jugend die Möglichkeit, sich von den familiären Bürden abzulenken und sich hinsichtlich gemeinsamer Interessen mit anderen jungen Männern zu identifizieren. In Herrn Bs Jugend ersetzten tragfähige und verlässliche Männerbeziehungen die Familie, die er in jungen Jahren verlassen musste. Somit erlernte Herr B in der Sicherheit und Solidarität der Homosozialität wichtige Bewältigungsmuster und -möglichkeiten, die sich bis ins Alter widerspiegeln. An unterschiedlichen Orten wurde und wird bis ins hohe Alter Homosozialität wirksam. Das geschieht überall dort, wo Männer die eigenen gesellschaftlichen Ansichten und das individuelle Weltbild legitimieren können, in der Abgrenzung zu anderen Männern und Frauen, eingebettet in habituelle Sicherheit (vgl. Meuser 2010:230ff).

11.2 Niederschwelliger Zugang und Alternativlosigkeit

Die beiden oben genannten Attribute zeichneten sich in den jeweiligen Befragungen als unterschiedlich relevant ab. Spielten diese laut Aussagen der Migranten z.B. im Handballverein oder auch im Fußballverein eine relativ geringe Rolle, können diese beiden Aspekte wiederum im Jugendzentrum als zentrale Zugehörigkeitsfaktoren gesehen werden. Die jeweilige Relevanz von Niederschwelligkeit und Alternativlosigkeit scheint auch in Verbindung mit Bildung und Lebenswelt zu stehen. Beteiligung an Bildung ist abhängig von den Sozialisationsbedingungen der Familien der Migranten.

Diese Bedingungen haben einen prägenden Einfluss auf Bildungsverläufe. Sozialisationsbedingungen sind lt. King (vgl. 2005:60) abhängig von sozialer Lage (Einkommen, Beruf, Schulbildung usw.). In diesem Zusammenhang ist auch von Sozialer Mobilität die Rede. Diese bedeutet die Möglichkeit zur Erlangung höherer Bildungsabschlüsse als die Vorgeneration. Dieser Umstand wiederum ist im österreichischen Bildungssystem stark an familiäre Bildungsbiografien gekoppelt (vgl. Yagdi 2018:12). Aus diesem Grund ist in Österreich vermehrt die Rede von ererbter Bildung. Eine Erklärung, warum Niederschwelligkeit und Alternativlosigkeit im Jugendzentrum eine höhere Bedeutung haben, kann auch in der soziologischen Zusammensetzung der Besucher*innen gefunden werden. Der Austausch unter den Jugendlichen im Jugendzentrum findet beinahe ausschließlich unter Personen mit Migrationshintergrund und Fluchterfahrung statt, beides Gruppen, welche tendenziell eher der Marginalisierung ausgesetzt sind. In Bezugnahme auf die oben angesprochene Soziale Mobilität stellten Aschauer und Seymer (vgl. 2019:56) in Untersuchungen fest, dass Personen mit Migrationshintergrund, die unter anderem regelmäßige Kontakte zu Österreicher*innen pflegen und der Sprache mächtig sind, tendenziell in gesellschaftlich privilegierteren Schichten vertreten sind. Vergleicht man die soziale Zusammensetzung und auch das Bildungsniveau im Jugendzentrum mit dem im Handball- und Fußballverein, lässt sich diese These stützen. Alternativlosigkeit entsteht in diesem Zusammenhang dann, wenn es in der jeweiligen marginalisierten Lebenswelt an anderweitigen räumlichen Ressourcen fehlt.

11.3 Leistung

Leistung zeigt sich im Sport als Zugehörigkeit konstruierendes Element. Handballer N begründet seinen Fokus auf Leistung damit, dass mit Anerkennung im Sport ein sozialer Aufstieg ermöglicht werde. Am Fußballplatz vergleichen die Befragten Leistungssteigerung mit erhöhtem Ansehen innerhalb des Teams und sie beschreiben ein daraus resultierendes positives Gefühl. Jedenfalls wird Leistung im Sport mit körperlicher Kraft, Ausdauer und Überlegenheit in Verbindung gebracht und mittels zugestanderener männlicher Aggression, Macht und Stärke überwiegend von der Gesellschaft als wahre Männlichkeit identifiziert (vgl. Connell 2015:95-97). Leistungs- und Zielorientierung reduziert in den Hand- und Fußballteams die Konflikte und somit Belastungen. Konflikte werden mehr ausgeblendet als bearbeitet, oberflächliches Beilegen von Uneinigkeiten fördert den Spielfluss und darf das Ziel des Sieges nicht behindern. Spielregeln und Strukturen dienen in der homosozialen Gemeinschaft des Teams als Orientierung und fordern die klare Abgrenzung zum Gegner ein. Gegenseitiges Zusichern von Hegemonie und Austragen der „ernsten Spiele“ (vgl. Meuser 2001:26f) vor diesem Hintergrund ermöglichen das konfliktfreie Spiel. Verletzungen am Spielfeld werden als Kosten der Sport treibenden Männlichkeit identifiziert. Im „Dreieck der Männerpolitik“ von Michael Messner (vgl. Abb. Dreieck!) werden neben dem Gewinn durch die patriarchale Dividende die Kosten der Männlichkeit als negative Einflüsse auf patriarchale Geschlechterverhältnisse für Männer beschrieben und Differenzen zwischen den Männern verglichen. Im Team bedeutet das, dass ethnische Unterschiede keine Ungleichverteilung indizieren und ein Fokus auf Vorherrschaft - im sportlichen Kontext ein harter und hegemonialer Einsatz - zu Kosten,

spricht Verletzungen führen kann. Konflikte im JUZ werden durch das System, klare und anerkannte Regeln, sowie konsequente und verlässliche Betreuer*innen und eine angesehene Leitung minimiert. Im Kontext der Zugehörigkeit schafft die gemeinschaftliche Legitimierung Gleichheit und bietet Schutz und Sicherheit. Der oder die „andere Erwachsene“, hier verkörpert durch die Leitung des JUZ, dient der Jugend als respektvolle Orientierung bei gleichzeitiger Akzeptanz und Verständnis der jugendlichen Eigenart (Böhnisch 2018:177). Im Alter blicken die befragten Männer, Herr B und Herr P, auf etliche Kosten ihrer intersektionalen Biografie zurück. Abwertung am Arbeitsmarkt aufgrund geringer Sprachkenntnisse und Bildungsdefizite oder mangelnder Sozialkontakte zur autochthonen Bevölkerung werden als Kosten identifiziert. Bildungsverläufe werden prägend von der innerfamiliären Sphäre beeinflusst und sind abhängig von der sozialen Zugehörigkeit (vgl. King 2005: 60). Spracherwerb und Bildung sehen die alten Männer in unterschiedlicher Intensität als Ermöglichungsfaktor von Zugehörigkeit.

11.4 Regeln, Strukturen und Rangordnung

Zugehörigkeit konstruiert sich aber auch mithilfe von Regeln, Strukturen und Rangordnung. Je klarer definiert und stabiler die Rahmenbedingungen sind, desto mehr Sicherheit und Stabilität ist an den Orten der Begegnung zu erwarten. Wie bereits erwähnt geben im JUZ die Regeln einen Rahmen, Schutz und Sicherheit und implizieren somit die Gleichbehandlung inklusive gleicher Rechte und Pflichten aller Besucher*innen. Im Sport helfen Spielregeln grundlegend beim Sichzurechtfinden, zusätzlich der Fokus auf das gemeinsame Spiel und die Orientierung der einzelnen Spieler an Ordnung und Disziplin. Wesentlich, besonders in multiethnischen Teams, ist eine Abgrenzung von brisanten gesellschaftspolitischen Themen. Weder Religion noch Politik beeinflussen das Spiel. Die jungen Männer lenken ihre gesamte Aufmerksamkeit auf das gemeinsame Ziel zu siegen. In der Mannschaft regelt aber auch eine Rangordnung das Zusammenspiel. Die Jüngeren sind den Älteren verpflichtet. Somit wird ein Team als hierarchisches Modell deutlich, in welches sich die Jungen selbstverständlich einfügen. Die patriarchale Dividende der Älteren wird klaglos anerkannt, die darin identifizierte hegemoniale Männlichkeit mit ihrer Vormachtstellung als oftmals akzeptierter und unhinterfragter Autoritätsanspruch anerkannt (Connell 2015:133).

11.5 Männlichkeit

Es kann aufgezeigt werden, dass Männlichkeit, in der Verschränkung mit Lebensalter, mit einer Herkunft aus Ländern wie beispielsweise der Türkei, Afghanistan, Syrien oder dem Iran, mit einer dunkleren Hautfarbe und mangelnder Bildung, in unserer Gesellschaft oftmals mit Ausgrenzung und Nicht-Zugehörigkeit einhergeht. Einige interviewte junge Männer aus dem Jugendzentrum verweisen auf ihre Marginalisierung, die sie auch in einer räumlichen Segregation wahrnehmen und die ihre soziale Stellung unterstreicht. Daraus kann dargelegt werden, dass sich junge Männer in homosozialen Gruppen beispielsweise im Jugendzentrum treffen, da sie hier angenommen sind und sich zugehörig fühlen können. Böhnisch (vgl. 2013:300) und Scheibelhofer (vgl. 2018:13) bestätigen die

Wirkmächtigkeit intersektionaler Dynamiken hinsichtlich der sozialen Konstruktion migrantischer Männer. Huxel (vgl. 2008:75) erklärt, dass Männer aufgrund der erfahrenen Zuschreibungen erkennen, dass ihre Männlichkeit nicht der Norm entspricht. Sie fühlen sich somit fremd, nicht zugehörig und bewältigen diese Erfahrung oftmals mit einem provozierenden machohaften Gehabe (vgl. Böhnisch 2013:301), um sich gesellschaftlich zu positionieren. Bourdieu (vgl. 1997:188) spricht von einem männlichen Habitus, der über die Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Schichten, den Lebensstil und gelebte Werte Aufschluss gibt. Somit kann dargelegt werden, dass Sportvereine Orte der Begegnung und Zugehörigkeit sein können, an denen junge Männer nicht auf soziale Kategorisierungen begrenzt und marginalisiert werden, sondern über ihre sportliche Leistung Anerkennung und Zugehörigkeit erleben. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass in den Ergebnissen, sowohl im Kontext Fußball als auch Handball, unterschiedliche Männlichkeitstypen (vgl. Connell 2015:129-135) erkennbar sind. Trainer nehmen eine dominante Führungsposition ein und entsprechen der hegemonialen Männlichkeit, die mit Macht ausgestattet und von den Spielern in einer Komplizenhaften Männlichkeit akzeptiert wird. Innerhalb der Teammitglieder treten aufgrund erbrachter Leistungen unterschiedliche Männlichkeiten auf. Leistungsstarke Spieler zeigen häufig ein hegemoniales Männerbild, alle anderen Mitspieler werden als Komplizenhaft identifiziert. Die im Zuge der Forschungsarbeit abgeleitete Form einer „sportlichen Männlichkeit“ wird im Fazit näher ausgeführt. Die Ergebnisse zeigen auch, dass der Fokus auf Bildung im Kontext Handball eine größere Rolle spielt als im Fußball oder Jugendzentrum. Böhnisch (vgl. 2013:301) zeigt die positive und chancenreiche Wirkung auf, die Bildung in Bezug auf Selbstwert, Anerkennung und Neupositionierung bieten kann. Er (vgl. 2013:276-283) verweist allerdings auch auf die Tatsache, dass Ablehnung und Diskriminierung bei jungen männlichen Migranten zu devianten und delinquenten Handlungen führen können, um auf sich aufmerksam zu machen. Die Annahme im Vorfeld der Forschung, im männlich dominierten Jugendzentrum liege ein übermäßig hohes Gewaltpotential vor, konnte nicht bestätigt werden. Dies kann besonders auf die Leiterin zurückgeführt werden, die bei den jungen Männern eine hegemoniale und gleichzeitig familiäre Position einnimmt. Im Jugendzentrum erfahren die jungen Männer Annahme und Wertschätzung. Bei den älteren Migranten aus der Türkei und aus Rumänien hatten rückblickend intersektionale Dynamiken prägenden Einfluss auf die Konstruktion ihrer Männlichkeit. Messner (vgl. Tunç 2012:19-20) legt in diesem Zusammenhang mit seinem „Dreieck der Männerpolitik“ die Kosten der Männlichkeit dar und weist auf unterschiedliche Privilegien und Ungleichheiten hin, die vor allem Männer in der Migration mit bestimmter ethnischer Zugehörigkeit treffen. Connell (2015:134) bestätigt, dass marginalisierte Männlichkeit zuvorderst unterprivilegierte ethnische Gruppen betrifft und mithin eine Zugehörigkeit zur dominanten, hegemonialen Gruppe gesellschaftlich ausschließt. Herr B sieht beispielsweise rückblickend in der Bildung und in den Berufsausbildungen eine, wenn nicht die entscheidende Möglichkeit für die junge Generation, gleichberechtigt partizipieren zu können. Nach der Erwerbsphase müssen sich alte Migranten der Diskriminierung und Marginalisierung, die vorwiegend am Arbeitsplatz stattfand, nicht mehr aussetzen und ziehen oftmals einen ethnischen Rückzug vor. Herr H aus Deutschland lebte mit einer guten Bildung und einer leitenden Position an seinem Arbeitsplatz eine hegemoniale und privilegierte Männlichkeit. Aufgrund seines hohen Alters und seiner körperlichen Gebrechlichkeit ist Herr H

von Pflege abhängig. Dieser Umstand macht die Schwierigkeit deutlich, als Mann auf fremde Hilfe angewiesen zu sein.

11.6 Sprache

Sprache war in allen vier erhobenen Forschungsfeldern präsent. Jeder Interviewte hat in einem mehr oder weniger ausgeprägten Maß die Sprache als persönlich prägend erlebt. Im Forschungsfeld der älteren Migranten ist ein hoher individueller Frust an Versäumnissen von nicht erlernter Sprachfähigkeit festzustellen. In den Interviews fand teilweise eine Selbstreflexion auf das bereits Erlebte statt, da viele Themen der Vergangenheit dargelegt wurden. Sprache fand in der Retrospektive der Interviewten aufgrund von Defiziten in diesem Bereich häufig eine entsprechende Erwähnung (vgl. Esser 2006:70ff). Vor allem die dadurch versäumte persönliche Erweiterung der eigenen Lebenswelt, sei es im beruflichen oder privaten Kontext, wurde bedauert.

Bei den Jugendlichen im Jugendzentrum wird die Sprache des in sich lebenden bzw. befindlichen Systems gesprochen. Dabei handelt es sich um teils rudimentäre Deutschkenntnisse in Verbindung mit der Sprache des jeweiligen Herkunftslandes. Die deutsche Sprache wird im Jugendzentrum hauptsächlich im direkten Kontakt mit den dortigen Betreuungspersonen benutzt. Da sich im JUZ Jugendliche aus unterschiedlichen Herkunftsländern mit unterschiedlichen deutschen Sprachkenntnissen aufhalten, erhält das Betreuungsteam eine wesentliche Aufgabe, nämlich jene einer Vermittlungsperson. Betreuer*innen fungieren bei Bedarf als Dolmetscher*innen unter den Kindern und Jugendlichen, damit das Zusammenleben in einem angenehmen und wertschätzenden Umfeld stattfinden kann. Im Forschungsfeld der Fußballer wird die Sprache mit dem direkten Agieren am Spielfeld während eines Fußballspiels als kaum relevant beschrieben. Beim Zusammenleben der Jugendlichen als Peer-Group ist jedoch Sprache ein wesentlicher Faktor, um das Zusammenleben positiv zu gestalten. Teilweise Überschneidungen zum Forschungsfeld Fußballplatz finden im Bereich Sprache mit den interviewten Handballern statt. Auch bei den Handballern ist die Kommunikation unter den Jugendlichen ein primärer Faktor. Bei einem der Handballer stellt die Sprache einen sehr hohen Stellenwert dar, da er an sich den Anspruch stellt, aufgrund seiner Aussprache zu keiner ethnischen Klassifizierung zugeordnet werden zu können. Das akzentfreie Beherrschen der deutschen Sprache ist ihm äußerst wichtig, um Zugehörigkeit innerhalb seiner Peer-Group zu erfahren (vgl. Esser 2006:61). Zwei der interviewten Handballer weisen einen serbokroatischen Migrationshintergrund auf. Beide Personen beschreiben die serbokroatische Sprache als wesentlichen Bestandteil ihres Lebens. Sie dient zur Unterhaltung mit anderen Personen aus dem ehemaligen Jugoslawien, um Verbundenheit unter serbokroatisch sprechenden Handballern herzustellen und sich sprachlich von anderen Mitspielern abzugrenzen. Die Fähigkeit der Bilingualität wird von dem Handballer R auch als Mittel zur Integration von serbokroatischen Handballern, welche die deutsche Sprache nur rudimentär beherrschen, verwendet, um diesen neuen Spielern die Eingliederung in das bereits bestehende Handballumfeld zu erleichtern (vgl. Esser 2006:49). Sprache als Faktor, um Zugehörigkeit zu erlangen, findet in allen vier Forschungsfeldern statt.

11.7 Bildung

Der Faktor Bildung in den vier Forschungsfeldern bestimmt den Alltag der interviewten Personen auf unterschiedliche Art und Weise. Bei den interviewten Jugendlichen im Jugendzentrum ist der Bildungsgrad auf einem niedrigen Niveau. Aufgrund der individuellen Lebensbiografien werden intersektionale Wirkungen sichtbar. Aufgrund der Lebensbiografien der Jugendlichen im JUZ ist Intersektionalität ein Umstand, der das niedrige Bildungsniveau beeinflusst. In diesen Fällen entsteht ein komplexes Zusammenspiel von sozialen Ungleichheiten in Verbindung mit den Bereichen Gender, Ethnizität, Klasse und Alter (vgl. Tunç 2006:18). Im Forschungsfeld der älteren Migranten sind bei den drei interviewten Personen unterschiedliche Bildungsgrade ersichtlich. Dies lässt auf den persönlichen Bildungsstand, der im Herkunftsland erworben wurde in der Folge auf den erworbenen Bildungsgrad nach der Immigration und auf das Bildungsniveau der Eltern zu einem gewissen Maße rückschließen (vgl. Heimken:2017:56). Im Bereich des Handball- und Fußballfeldes hat sich gezeigt, dass die interviewten Personen im Kontext Handball alle einen höheren Schulabschluss anstreben oder diesen schon erreicht haben. Da Fußball ein Breitensport ist und somit alle sozialen Schichten anzieht, spiegelt sich diese Vielfalt auch bei den geführten Interviews wider. Wie bereits im Forschungsfeld des Jugendzentrums erläutert, spielt ebenfalls bei den Forschungsgebieten Handball und Fußball Intersektionalität im Kontext von Männlichkeit und Migration und ihre Wechselwirkungen eine zentrale Rolle (vgl. Hess / Langreiter / Timm 2011:150). Bei den älteren Migranten konnte festgestellt werden, dass formale Bildungsabschlüsse bzw. das Fehlen dieser einen wesentlichen Einfluss auf den Verlauf ihrer Erwerbsphasen hatten.

11.8 Väterbilder

Im Bereich der Väterbilder bzw. der Vater-Sohn-Beziehungen der interviewten Personen hatte bzw. hat der Vater eine unterschiedliche Rolle inne. Die interviewten Personen im Jugendzentrum haben ihre Väter in den Interviews kaum erwähnt. Stattdessen wird bei allen jungen befragten Migranten das Jugendzentrum als eine Art Familienersatz wahrgenommen. Aufgrund der umfangreichen, räumlichen Möglichkeiten werden individuelle oder gruppenspezifische Rückzugsbereiche geschaffen. Bei den interviewten Handballern ist die Vater-Sohn-Beziehung eine sehr intensive, prägende und wichtige Ressource. Bei allen drei interviewten Handballern war und ist der Vater ein wesentlicher Faktor, wichtige Entscheidungen betreffend (vgl. Tunç 2017:131). Als die befragten Handballer begonnen haben, diesen Sport zu betreiben, wurde von allen der Vater als treibende Kraft beschrieben. Ohne eine positive Zustimmung durch ihn, wäre es mit der Ausübung des Handballsports vermutlich äußerst schwierig geworden. Dies äußerte sich durch finanzielle Unterstützung (Sportausrüstung, Vereinsmitgliedsbeiträge usw.), Besuche der Trainingseinheiten, Begleitung der Jugendlichen zu Auswärtsspielen ihrer Kinder u.v.m. (vgl. Herwartz-Emden / Schurt / Waburg 2010:55). Im Forschungsbereich Fußballfeld fanden in den Interviews die Väter Erwähnung beim Thema Emigration, da sie für die Planung und Ausführung der Auswanderung hauptverantwortlich waren. Als

Beweggrund werden bessere berufliche Chancen, bessere Lebensqualität und Sicherheit im Einwanderungsland identifiziert. Entscheidungen der Väter werden akzeptiert und umgesetzt. Beim Forschungsfeld der älteren Migranten wurden die Väter unterschiedlich dargestellt. Herr H hatte keine Erinnerungen an den Vater, da er ohne diesen aufwuchs, Herr P schilderte Gewalterfahrungen in jungen Jahren durch den Stiefvater. Der ältere türkische Migrant brachte seinen Vater damit in Verbindung, dass dieser ihn daran hindern wollte, nach Österreich zu emigrieren.

11.9 Erwachsene Vorbilder in der Jugend

Die Bedeutung Erwachsener als Leitpersonen und Orientierungshilfen für Jugendliche kam in der hier getätigten Forschung vermehrt zutage. Was im Sportverein der/die Trainer*in, ist im Jugendzentrum die Leitung sowie das Betreuungspersonal. Die Wichtigkeit dieser „anderen Erwachsenen“ steht hierbei außer Frage. Dienen sie doch den Jugendlichen als respektvolle und akzeptierte Orientierungspersonen, welche zusätzlich Verständnis und Wissen über die jugendkulturellen Eigenarten aufweisen. Die Bedeutung von Grenzsetzung, Vorbildfunktion, Interaktion und Verständigung steht im Vordergrund (vgl. Böhnisch 2018:177f). Am Beispiel der interviewten Migranten werden diese Personen in ihrer Tätigkeit vielfach über ihre definierte Position hinaus beschrieben. Die Jugendlichen berichteten z.B. im Handballverein darüber, dass der Trainer auch außerhalb des Handballfeldes eine wichtige Bezugsperson darstellt. Alltagsprobleme werden diesem anvertraut und gemeinsam bearbeitet. Dasselbe gilt auch für die Leitung des Jugendzentrums, welche unter anderem auch bei der Jobsuche und bei allgemeinen Familienproblemen herangezogen wird. „Andere Erwachsene“ dienen demnach sowohl im Sportverein als auch im Jugendzentrum als vielseitige Unterstützer*innen. Sie bieten eine respektvolle Orientierung. Respekt gegenüber dem Trainer/dem Betreuungspersonals und Einhaltung der (seitens der Erwachsenen aufgestellten) Regularien gilt innerhalb des Sportvereins und Jugendzentrums als selbstverständlich. Nichtsdestotrotz erhalten die Migranten in beiden Einrichtungen zusätzlich die Möglichkeit, sich zu definieren, sich in den Mittelpunkt zu stellen, dies auch auf eine narzisstische Art und Weise. Dieser Prozess wiederum ist nach Erdheim (1988) wichtig in der Lebensphase Jugend und hilft bei der persönlichen Raumeignung. Narzisstische Phänomene besitzen demnach die Funktionalität für Ablösungs-, Orientierungs- und Identitätsfindungsprozesse. Allesamt wichtige Prozesse für das Lebensalter Jugend, die sogenannte Adoleszenz (vgl. Erdheim 1988:193ff zit. in Böhnisch 2018:120f). Als weiterer zentraler Prozess in der Jugend gilt nach Stierlin (1977) die Orientierung an Gleichaltrigen. Das Erlernen sozialer Kompetenzen geschieht durch Gruppeninteraktion (vgl. Böhnisch 2018:131). Den Betreuungspersonen wird sowohl eine Beobachterrolle als auch eine Erzieherrolle zugeschrieben. Im Fall der für diese Forschungsarbeit Interviewten zeigten sich zusätzlich sowohl seitens der Betreuungspersonen als auch der interviewten Migranten klare Verhaltensweisen in Richtung „männlicher Dominanz“. Auf der Suche nach Geschlechtsidentität werden z.B. im Sportverein typische Geschlechtsstereotypen reproduziert. Es kommt hierbei zu einer Idolisierung des/der „Starken“ in Kombination mit der Ablehnung des/der emotional „Schwachen“. Vor allem die starken, hart an sich Arbeitenden geben innerhalb des

Teams den Ton an und bestimmen auf dem Feld, wo es langgeht. Dementsprechend werden solche Verhaltensweisen auch in der Hierarchie des Teams geahndet. Durch die Duldung und Stärkung dieser Verhaltensweisen, z.B. durch den Trainer, werden die männlichen Teammitglieder dazu gezwungen, diesen Stereotypen einerseits zu entsprechen und erhalten so andererseits wenig Möglichkeiten, sich anderweitige, „weichere“ Attribute anzueignen (vgl. Böhnisch 2018:88). Männlichkeit wird so reproduziert.

11.10 Ethnizität

Betreffend die Bedeutung der kulturellen Identität auf die individuelle Zugehörigkeit, kam es zu teils sehr unterschiedlichen Aussagen seitens der interviewten Personen. Einzelne Befragte äußerten sich hierzu kaum oder gar nicht. Für manche Gruppierungen und auch Personen jedoch stand die Ethnizität in Bezug auf die persönliche Identität und Zugehörigkeit stark im Vordergrund. Vor allem bei einzelnen Peer-Groups im Jugendzentrum sowie bei einer türkischstämmigen Person höheren Alters war dies gut zu erkennen. Im Jugendzentrum scheint die Ethnizität bei der Bildung von Peer-Groups immer wieder eine relevante Rolle zu spielen. Da es sich hierbei durchaus um marginalisierte Jugendliche handelt, fördern die jeweiligen Marginalisierungserfahrungen den Zusammenschluss ethnischer Gruppen (vgl. Scheibelhofer 2018:18f). Betreffend die hier angesprochene Gruppierung kosovarischer Jugendlicher, spielt der Begriff Ehre zusätzlich eine wichtige Rolle. Nach Böhnisch (2013) kann diese auch als Ausdruck von Zugehörigkeit gedeutet werden, ist sie doch in der Herkunftsgesellschaft Garant für soziale und sexuelle Ordnung und Rollenverteilung. Weiters konnte beobachtet werden, dass, je fortgeschrittener der jeweilige Integrationsprozess z.B. in das Sportteam oder in systemrelevante Teile der Gesellschaft des Gastlandes allgemein, desto niedriger wurde die individuelle Bedeutung von Ethnizität. Für die Konstruktion von Männlichkeit spielt die Ethnizität nicht unbedingt eine vordergründige Rolle, so bringen doch Migranten ihre Männlichkeit nicht vorrangig mit ihrer ethnischen Herkunft in Verbindung (vgl. Böhnisch 2013:300). Hierfür spielt der soziale Bezugsrahmen eher eine Rolle als die Ethnie (vgl. Scheibelhofer 2018:13).

11.11 Religion

Interessant sind in weiterer Folge die Ergebnisse zum Thema Religion und welche Werte und Relevanz männliche Migranten ihrer jeweiligen Religionszugehörigkeit zuschreiben. Dabei konnte festgestellt werden, dass alle befragten jungen Männer zwar Kenntnis über ihre Religionszugehörigkeit haben, diese in Bezug auf die Zugehörigkeit sowohl im Fußball- und Handballverein als auch im Jugendzentrum aus ihrer Sicht keine Rolle spielt. Es scheint, dass die Bedeutung, die junge Männer mit Flucht- und Migrationshintergrund der Religion zumessen, stark vom Elternhaus und in weiterer Folge vom Bildungshintergrund der Eltern beeinflusst ist. Pollack (vgl. 2016:8) zeigt auf, dass bei jüngeren Migranten Religion zwar einen wichtigen Stellenwert einnimmt, aber das Ausleben im Sinne

der Integration im Aufnahmeland angepasst wird. Pollack / Höllinger (vgl. 2019:196) machen zudem deutlich, dass sich manche im Aufnahmeland auch von ihrer Religion abgrenzen, insbesondere Migranten aus der Türkei und dem ehemaligen Jugoslawien. Ganz anders kann das Erleben und die Bedeutung einer Religionszugehörigkeit bei älteren Migranten dargelegt werden. Religionsgemeinschaften und regelmäßige Treffen sind bei allen Befragten in deren Lebensphase Alter bedeutsam. Daher sind Kirchen, Moscheen und Vereine regelmäßig besuchte Begegnungsorte. Dies entspricht den Ausführungen von Baumann (vgl. 2004:3-5), der darauf hinweist, dass Religionsgemeinschaften insbesondere am Beginn der Migration für viele einen ersten, sicheren Ort der Zugehörigkeit und in den Folgejahren einen Ort des Zusammenhalts mit Menschen aus ihrem Herkunftsland bieten. Durch regelmäßige Treffen und das Ausleben gemeinsamer religiöser Werte und Traditionen entsteht ein Gefühl der Verbundenheit. So kann beispielsweise der regelmäßige Besuch des Freitagsgebets die Zugehörigkeit zu männlichen homosozialen Gruppen verstärken. Bei älteren Migranten, wie bei Herrn B aus der Türkei, führte dies mithin zu einem ethnischen Rückzug. Zudem wird ersichtlich, dass eine muslimische Religionszugehörigkeit zu Unverständnis, Ausgrenzung und einer Nicht-Zugehörigkeit in der Aufnahmegesellschaft führen kann. Williams (1998:11) führt aus, dass Migrant*innen religiösen Werten im Aufnahmeland einen höheren Stellenwert beimessen als im Herkunftsland, um das Selbstbewusstsein der jeweiligen ethnischen Gruppe und den Zusammenhalt bewahren zu können. Es kann angenommen werden, dass sich im Besonderen ältere Migranten verpflichtet fühlen, religiöse Werte und Traditionen zu bewahren und weiterzugeben, da alle befragten älteren Männer aktive Mitglieder religiöser Vereine, Kirchen und Gruppen sind. Baumann (vgl. 2004:11) verweist auf die Wichtigkeit gelebter Traditionen, nimmt aber auch den Bedarf kontinuierlicher Adaptationen im Ausleben der Religion im Aufnahmeland im Hinblick auf die junge Generation in den Blick.

11.12 Lebensalter Alter

Zugehörigkeit kommt in der Lebensphase Alter in einem Gewordensein zum Ausdruck. Gemachte Erfahrungen in den jeweiligen Lebensaltern wirken im Hinblick auf die Zugehörigkeit prägend bis ins Alter. Dabei kann die Migration als eine der am meisten bestimmenden Bewältigungserfahrungen genannt werden (vgl. Dietzel-Papakyriakou 2015:397), die jeder der interviewten Männer unterschiedlich erlebte. Insbesondere bei Herrn B, der von der Türkei nach Österreich gekommen ist, bedeuteten die Migrationserfahrungen in vielen seiner Lebensbereiche Verlust, Problematisierungen und ein Infragestellen seiner männlichen Identität. Das führte im Laufe seiner Migration zu einem Verbleib in seinem gewohnten allochthonen, vorwiegend männlichen Beziehungsnetzwerk. Mit Beginn des Ruhestandes fallen bei älteren Migranten zudem Arbeitsbeziehungen zu einheimischen Kolleg*innen weg und somit liegt ein gänzlicher Rückzug in das ethnische und familiäre Lebensumfeld nahe. Demnach fühlen sich die meisten im Alter vor allem der Familie und dem ethnischen Freundeskreis verbunden. Orte der Zugehörigkeit und Begegnung bei Herrn B sind daher vorwiegend sein Zuhause, die Moschee, der Kulturverein, Cafés und Parks. Baykara-Krumme (vgl. 2012:256) und Schopf / Naegle (vgl. 2005:389) bestätigen, dass die Lebenszufriedenheit älterer Migrant*innen

zum Großteil davon abhängt, wie gut sie in ihren Familien und in ethnischen Netzwerken eingebunden sind. Aus diesem Grund wohnen sie oft im Nahbereich ihrer Familie und ihres familienähnlichen Freundeskreises. Dietzel-Papakyriakou (vgl. 2005:401) führt auch die Tatsache an, dass alte Migrant*innen eigene, kulturabhängige Bilder und Bedürfnisse in Bezug auf das Altern haben. Dabei sind die Sprache des Herkunftslandes und das Pflegen alter Traditionen für das Wohlergehen und die Würde im Alter von großer Bedeutung. Herr P, der von Rumänien nach Österreich emigrierte, bemühte sich um Kontakte zu den Einheimischen von Beginn an und baute sich über die Jahre freundschaftliche Netzwerke sowohl mit den Einheimischen als auch in späterer Folge mit den rumänischen Landsleuten auf. Daraus kann abgeleitet werden, dass eine Balance von einheimischen und ethnischen Beziehungsnetzwerken zu einer hohen Lebenszufriedenheit im Alter führt. Herr P fühlt sich zudem in Österreich zuhause und zugehörig. Das unterstreicht er mit der Beschreibung seiner vielen sozialen Kontakte (vgl. 111 2019:416-423), die ihm im Alter immer noch wichtig sind und die er auch aufrechterhält. Herr H, der hochaltrige Migrant aus Deutschland, fühlt sich im Pflegeheim weder zuhause noch zugehörig. In der Lebensphase Hochaltrigkeit wird der soziale Radius immer kleiner und aufgrund körperlicher Gebrechlichkeit werden Orte der Begegnungen sukzessive weniger und begrenzen sich, wie bei Herrn H, zunehmend auf die Örtlichkeit eines Pflegeheimes. Herr H nutzt zudem soziale Medien, um seine noch bestehenden Beziehungen aufrechterhalten zu können. Schopf / Naegele (vgl. 2005:389) zeigen in ihrer Studie „Alter und Migration“ den zunehmend notwendigen Bedarf an kultureller Sensibilität für hochaltrige Migrant*innen auf.

12 Fazit und Ausblick

Thomas Katala-Kronberger, Renate Sehorz, Johannes Toth, Margareta Zalud

Die Auseinandersetzung mit den Orten der Begegnung hat ergeben, dass nicht ausschließlich der offensichtliche Auftrag und Inhalt des jeweiligen Begegnungsortes die Teilnahme, Zugehörigkeit und Mitgliedschaft begründen. Vielmehr bieten die erforschten Orte den Migrant*innen Ermöglichungsräume.

Von besonderer Bedeutung in den beforschten Lebensaltern und Orten ist die Sprache, die für Ermöglichung sozialen Lebens bis ins hohe Alter Voraussetzung ist. Die Kommunikation innerhalb der ethnischen Gruppe schafft Verbundenheit und einen familiären Rahmen, einzelne bezeichnen einander als Brüder. An den Orten der Begegnung ist aber mithin das Erlernen der Sprache des Ziellandes ein zentrales Element für Zugehörigkeit. Besonders dann, wenn das Dazugehören über den eigentlichen Zweck des Zusammenkommens hinausgehen soll. Nachhaltige und enge Beziehungen können erst dann entstehen, wenn die Sprachkompetenz über einfache Alltagssprache hinaus geht. Dies erkennen alte Migrant*innen oftmals erst rückblickend als Kosten ihrer mangelnden Möglichkeiten oder Bemühungen.

Soziales Lernen wird mithilfe „anderer Erwachsener“ ermöglicht, besonders für jene, die mit wenigen persönlichen und familiären Ressourcen ausgestattet sind. Trainer*innen und Betreuer*innen beispielsweise fungieren als Rollenvorbilder, als Unterstützer*innen, Förder*innen, Vertrauenspersonen und Autoritäten. Klare Regeln, Kontrolle und Setzen von Konsequenzen geben einen stabilen Rahmen und eine zuverlässige Orientierung vor. Sie implizieren Schutz, Sicherheit und Gleichheit. Innerhalb abgesteckter und geschützter Grenzen werden Positionen ausverhandelt, Konflikte bewältigt und Kosten (vgl. Abbildung 1) verarbeitet. Zudem werden Perspektiven entwickelt und sichtbar gemacht.

In der Interaktion mit Menschen unterschiedlicher Nationalitäten wird Männern die Möglichkeit geboten, sich mit den eigenen Traditionen und Werten auseinander zu setzen und zu erkennen, dass ein gemeinsames Ziel im Sport oder ein gemeinsames Zuhause im JUZ die unterschiedlichen Werte, Rituale und Traditionen als Abgrenzungsmerkmal obsolet machen. Ermöglicht wird somit das Verbindende über das Trennende zu stellen. Der geschützte Rahmen der jeweiligen homosozialen Gemeinschaft des JUZ oder der Teams ermöglicht den jungen Männern neben kognitiven und integrativen Gewinnen auch eine Legitimation eines stereotypen männlichen Habitus und eine Abgrenzung gegenüber anderen. Der oft emotionale und ungezwungene Umgang miteinander schafft Zugehörigkeit.

Aus der Beschäftigung mit Männlichkeit an den Orten Handballfeld und Fußballplatz, der Verdichtung und der abschließenden Diskussion in der Forscher*innengruppe lässt sich das Phänomen der „Sportlichen Männlichkeit“ ableiten. Ein beinahe stereotyp männlicher Habitus - dominant, energisch und führungsstark wurde identifiziert, der sich besonders durch die Homosozialität der Teams begründet und verstärkt. Die Gruppe von männlichen Jugendlichen im Sportverein vermittelt ihren Mitgliedern eine habituelle, männliche Sicherheit und strahlt diese verbal aggressiv, dominant und provokant dem gegnerischen Team gegenüber aus. Sich dadurch selbst über das gegnerische Team zu stellen, um vor und während des Spieles einen Vorteil zu erlangen, erzeugt Zugehörigkeit innerhalb des Teams. Vermeintlich zurückhaltende Burschen und untergeordnete Männlichkeitstypen nach Connell (2015) legen im Sog der Gruppenerfahrung in Bezug auf „Sportliche Männlichkeit“ verstärkt dominantes Verhalten an den Tag. Der Ermöglichungsraum und die Erwartungshaltung der Außenstehenden dienen als zusätzliche Faktoren, die ein überlegenes Auftreten legitimieren. Analog den ernstesten Spielen des Wettbewerbs nach Bourdieu (1997) fungieren die Zuschauer bei Matches als schmeichelnde Spiegel, die den Spielern deren Souveränität reflektieren. In Anlehnung an die hegemoniale Männlichkeit muss die Vorherrschaft am Platz bei jedem Wettkampf neu ausgehandelt werden – gegenüber den Gegnern genauso wie im Team selbst. Als Kosten der „Sportlichen Männlichkeit“ werden Verletzungen in Kauf genommen, die sich aus aggressivem und zielorientiertem Körpereinsatz ergeben. Es handelt sich um jene Kosten, die zu erbringen sind, um sich Führung und Hegemonie zu sichern. Die Begriffsdefinition „Sportliche Männlichkeit“, im Kontext von Männlichkeitskonstruktionen unterschiedlicher Sportarten, kann in zukünftigen Forschungen, in Verbindung mit einem breiteren Feldzugang, bekräftigt werden.

Migranten in der Lebensphase Alter und Hochaltrigkeit blicken im Gegensatz zur Jugend auf ihr Leben in der Migration zurück. Die Art und Weise, wie sie ihr Leben gestaltet und ihre Erfahrungen bewältigt haben, beeinflusst ihre Lebenszufriedenheit und ihre soziale Verortung im Alter. Lebenslagen und Lebensstile älterer Migranten, die ihren Lebensabend in Österreich verbringen, sind heterogen, befinden sich im Wandel und bringen Problematiken mit sich, die sich von älteren Menschen im Herkunftsland in einigen Bereichen unterscheiden. Es kann festgehalten werden, dass herausfordernde Erfahrungen in der Migration Einfluss auf die Konstruktion ihrer Männlichkeit nehmen. Marginalisierte und unterdrückte Männlichkeit wird insbesondere im Migrationskontext türkischer Herkunft in Verbindung mit Bildungs- und Sprachdefiziten und unterprivilegierter Klassenzugehörigkeit geortet. Dabei kann dargelegt werden, dass Migranten, die zudem der islamischen Religion zugehörig sind, verstärkt in diesen Männlichkeitspositionen zu finden sind. Diese können sich im Alter verändern und aufgrund von Pensionierung und anschließendem Verbleib in der eigenen ethnischen Gruppe zunehmend an Bedeutung verlieren. Zugang zu hegemonialer Männlichkeit kann bei Migranten identifiziert werden, die aus einem ähnlichen Kulturkreis kommen, gute Sprachkenntnisse und höhere Bildungsabschlüsse vorweisen können.

Für die Sozialpädagogik öffnen sich mithin Bereiche, die Veränderungsprozesse im Alter aktiv unterstützen können. Für das Erlernen neuer Kompetenzen, die für ein gutes und würdiges Altern hinsichtlich Lebensqualität und Partizipation vonnöten sind, braucht es kultursensible und adäquate Zugänge und Möglichkeiten. Die Ressourcen an Erfahrungen älterer Migranten könnte in der Vernetzung mit jungen Männern sozialpädagogisch genutzt werden. Im Zuge der Interviews ergaben sich im Anschluss sehr persönliche Gespräche mit alten türkischen Migranten. Dabei wurde ersichtlich, dass sie ihren Nachkommen sehr wenig von ihren Herausforderungen und Kosten der Migration weitergeben. Im gemeinsamen Austausch betonten die Männer die Bereitschaft, ihre Migrationsgeschichten öffentlich zu erzählen oder in Form von Kurzgeschichten zur Verfügung zu stellen. Der Bedarf „zu erzählen“ zeigt sich ebenso wie ihre offensichtliche Begeisterung darüber, dass ihre Migrationsgeschichten Gehör und Resonanz finden. Dabei entstanden die Ideen eines Erzählcafés, eines Buches mit Kurzgeschichten oder einer Fotoausstellung in Verbindung mit kurzen Lebensgeschichten. Diese Überlegungen wurden bereits weitergegeben und können aufbauend auf den Ergebnissen dieser Masterarbeit als weiterführendes soziales Projekt betrachtet werden.

In Hinblick auf das Jugendzentrum konnte die These bestätigt werden, dass dieses einen bedeutenden Faktor im sozialen Leben der jugendlichen Migranten darstellt. Dies zeigt sich in den Interviews daran, dass für die Betroffenen das JUZ als der zentrale Begegnungsort fungiert. In einem Stadtteil mit hohem Marginalisierungsgrad kommt einem derartigen Angebot aufgrund seiner Niederschwelligkeit eine besondere Bedeutung zu. Im untersuchten Feld bezeichnen die Interviewten dieses als alternativlos. Zusätzlich entstand der Eindruck, dass es im untersuchten Stadtteil nicht nur an anderweitigen Freizeitmöglichkeiten für Kinder und Jugendliche mangelt. Auch Begegnungsorte für Er-

wachsene und ältere Migrant*innen scheinen zu fehlen. Diese Annahme wird unter anderem von den Erzählungen eines Interviewten untermauert, in welcher er vom Alltag seines Vaters berichtet. Da es dem Vater an sozialen Kontakten mangelt und dieser deshalb seine Freizeit hauptsächlich allein zuhause verbringt, stellt sich die Frage, ob nicht auch er eine Art JUZ bräuchte. Der Jugendliche resümiert: „Ja sicher ja so für Ältere ja, wie JUZ nur hald für Ältere. Das wäre auch was. Weil es gibt für Kinder, Jugendliche und für Erwachsene hat`s des noch nicht gegeben.“ (I8 2019:206-208) Einer möglichen Klärung dieser Problemstellung kann in einer eigenständigen Sozialpädagogischen Forschungsarbeit nachgegangen werden.

Literatur

Aschauer, Wolfgang / Seymer, Alexander (2019): Zur sozialen Lage der Zugewanderten. Eine differenzierte Analyse der Bildungs- und Arbeitsmarktchancen. In: Aschauer, Wolfgang / Beham-Rabanser, Marina / Bodi-Fernandez, Otto / Muckenhuber, Johanna (Hg.Innen): Die Lebenssituation von Migrantinnen und Migranten in Österreich. Ergebnisse einer Umfrage unter Zugewanderten. (e-Book) Wiesbaden: Springer VS.

Backes, Gertrude / Clemens, Wolfgang (2013): Lebensphase Alter. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung. 4. Auflage, Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Bauer, Werner (2008): Zuwanderung nach Österreich. Österreichische Gesellschaft für Politikberatung und Politikentwicklung - ÖGPP. Studie. http://www.forschungsnetzwerk.at/downloadpub/zuwanderung_nach_oesterreich_studie2008_oegpp.pdf [18.03.2020].

Baumann, Martin (2004): Religion und ihre Bedeutung für Migranten. In: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft, 88, 2004, 250-263 https://www.researchgate.net/publication/318672865_Religion_und_ihre_Bedeutung_fur_Migranten [17.03.2020].

Baykara-Krumme, Helen (2012): Die Bedeutung der Migrationserfahrung für die soziale Einbindung im Alter. Konzeptionelle Überlegungen und empirische Befunde. In: Baykara-Krumme, Helen / Motel-Klingebiel, Andreas / Schimany, Peter (Hg.Innen) (2012): Viele Welten des Alters. Ältere Migranten im alternden Deutschland. Wiesbaden: Springer VS, 255-287.

Beauvoir, Simone de (1951): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Hamburg: Rowohlt (Rororo-Sachbuch).

Becker, Ruth / Kordendiek, Beate (2008): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, 2. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag.

Beham-Rabanser, Martina / Berghammer, Caroline / Zartler, Ulrike / Bacher, Johann (2019): Partnerschaften und Geschlechterrollen. In: Aschauer, Wolfgang / Beham-Rabanser, Marina / Bodi-Fernandez, Otto / Muckenhuber, Johanna (Hg.Innen) (2019): Die Lebenssituation von Migrantinnen und Migranten in Österreich. Ergebnisse einer Umfrage unter Zugewanderten. (e-Book) Wiesbaden: Springer VS.

Böhnisch, Lothar (2013): Männliche Sozialisation. Eine Einführung. 2. Auflage, Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Böhnisch, Lothar (2018): Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung. 8. Auflage, Weinheim Basel: Beltz Juventa.

Böhnisch, Lothar / Winter, Reinhard (1994): Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf. 2. Auflage, Weinheim und München: Juventa.

Borscheid, Peter (1992): Der alte Mensch in der Vergangenheit. In: Böhnisch, Lothar (2018): Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung. 8. Auflage, Weinheim Basel: Beltz Juventa.

Bourdieu, Pierre (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Bourdieu, Pierre (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1997): Die männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene / Kraus, Beate (Hg.Innen) (1997): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 153–217.

Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Brandes, Holger (2004): Hegemoniale Männlichkeit und männliche Hegemonie. Thesen zu Connell und Bourdieu. Diskussionspapier zur 3. AIM-Gender-Tagung 2004, Stuttgart-Hohenheim.

Connell, Robert W. (1987): Gender and Power: Society, the Person and Sexual Politics. Cambridge: Stanford University Press.

Connell, Robert W. (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Wiesbaden: Springer VS.

Connell, Raewyn (2015): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeit. 4. Auflage, Wiesbaden: Springer VS.

Dausien, Bettina / Kelle, Helga (2005): Biographie und kulturelle Praxis. Methodologische Überlegungen zur Verknüpfung von Ethnographie und Biographieforschung. In: Völter, Bettina (Hg.Innen) (2015): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 189-212.

De Beauvoir, Simone (2000): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. 20. Auflage, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

De Jong, Willemijn (1986): Fremdarbeitersprache zwischen Anpassung und Widerstand. Eine ethnolinguistische Studie über Sprache und Arbeitsmigration am Beispiel von Griechinnen und Griechen in der Schweiz. In: Dietzel-Papakyriakou, Maria (1993): Altern in der Migration. Die Arbeitsmigranten vor dem Dilemma: zurückkehren oder bleiben? Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.

Erdheim, Mario (1988): Psychoanalyse und das Unbewusste der in der Kultur. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Esser, Hartmut (2006): Migration, Sprache und Integration. AKI-Forschungsbilanz 4, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung GmbH FSP Zivilgesellschaft, Konflikte und Demokratie Arbeitsstelle Interkulturelle Konflikte und gesellschaftliche Integration.

Ewing, Katherine (2008): Stolen Honor. Stigmatizing Muslim Men in Berlin. Stanford: Stanford University Press.

Dietzel-Papakyriakou, Maria (1993): Altern in der Migration. Die Arbeitsmigranten vor dem Dilemma: zurückkehren oder bleiben? Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.

Dietzel-Papakyriakou, Maria (2005): Potentiale älterer Migranten und Migrantinnen. Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 38: 396-406.

Döge, Peter (2012): Männer – die ewigen Gewalttäter. In: Prömper, Hans / Jansen Mechthild M. / Ruffing, Andreas (Hg.Innen) (2012): Männer unter Druck. Ein Themenbuch. Op-laden, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Dörre, Klaus 2007: Prekarisierung und Geschlecht. Ein Versuch über unsichere Beschäftigung und männliche Herrschaft in nachfordistischen Arbeitsgesellschaften. In: Aulenbacher, Brigitte et al. (Hg.innen) (2007): Arbeit und Gesellschaft im Umbruch moderner Gesellschaften. Wiesbaden: Springer VS, 269-302.

Dunning, Eric (1998): „Volksfußball“ und Fußballsport. In: Hopf, Wilhelm (Hg.Innen): Fußball: Soziologie und Sozialgeschichte einer populären Sportart. 3. Auflage, Münster: LIT Verlag, 12-18.

El Masrar, Sinab (2018): Viele muslimische Männer stehen noch am Anfang. In: Ernst. Das Gesellschaftsmagazin für den Mann, 12/2018, 30-33.

Flick, Uwe (2016): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. 4. Auflage, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Flick, Uwe (2017): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. 8. Auflage, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Frevert, Ute (1991): Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München: C.H.Beck.

Froschauer, Ulrike / Lueger, Manfred (2003): Das Qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. Wien: Facultas.

Gardenswartz, Lee / Rowe, Anita (2008): Diverse Teams at Work. Capitalizing on the Power of Diversity. Alexandria, VA: Society for Human Resource Management.

Gildemeister, Regine (2008): Soziale Konstruktion von Geschlecht: „Doing Gender“. In: Wilz, Sylvia Marlene (Hg.In) (2008): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. 1. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Hagener Studentexte zur Soziologie), 167-198.

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1999): Intellektuelle Migrantinnen – Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung. Eine postkoloniale dekonstruktive Analyse von Biographien im Spannungsverhältnis von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung. Opladen: Leske + Budrich.

Hamburger, Franz / Hummrich, Merle (2007): Familie und Migration. In: Ecarius, Jutta (Hg.In): Handbuch Familie. 1. Auflage, Wiesbaden: Springer VS.

Han, Petrus (2009): Soziologie der Migration. Erklärungsmodelle, Fakten, Politische Konsequenzen, Perspektiven. 3. Auflage, Stuttgart: Lucius & Lucius.

Hearn, Jeff (2015): Men oft eh World. Genders, Globalizaations, Transnational Times. In: Scheibelhofer, Paul (2018): Der fremd-gemachte Mann. Zur Konstruktion von Männlichkeiten im Migrationskontext. Wiesbaden: Springer VS.

Heimken, Norbert (2017): Migration, Bildung und Spracherwerb. Bildungssozialisation und Integration von Jugendlichen aus Einwandererfamilien. 2. Auflage, Wiesbaden: Springer VS.

Heiser Patrik (2018): Meilensteine der qualitativen Sozialforschung. Eine Einführung entlang klassischer Studien. Wiesbaden: Springer VS.

Helfferich, Cornelia (2005): Die Qualität qualitativer Daten: Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. Berlin: Springer-Verlag.

Herwartz-Emden, Leonie / Schurt, Verena / Waburg, Wiebke (2010): Aufwachsen in heterogenen Sozialisationskontexten. Zur Bedeutung einer geschlechtergerechten interkulturellen Pädagogik, 1. Auflage, Wiesbaden: Springer VS.

Hess, Sabine / Langreiter, Nikola / Timm, Elisabeth (Hg.Innen) (2011): Intersectionality Revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen. Bielefeld.

Hidalgo, Oliver / Pickel, Gerd (2019): Flucht und Migration in Europa. Neue Herausforderungen für Parteien, Kirchen und Religionsgemeinschaften. 1. Auflage, Wiesbaden: Springer VS.

Höllinger, Franz / Polak, Regina (2019): Die Bedeutung der Religion für Migrantinnen und Migranten. In: Aschauer, Wolfgang / Beham-Rabanser, Marina / Bodi-Fernandez, Otto / Muckenhuber, Johanna (Hg.Innen) (2019): Die Lebenssituation von Migrantinnen und Migranten in Österreich. Ergebnisse einer Umfrage unter Zugewanderten. (e-Book) Wiesbaden: Springer VS.

Hollenstein, Tina / Huber, Lena / Schweppe Cornelia (Hg.Innen) (2010): Migration, Armut und Bewältigung: Eine fallrekonstruktive Studie. Weinheim und München: Juventa.

Huxel, Kathrin (2008): Ethnizität und Männlichkeitskonstruktion. In: Lüedtke, Jan / Baur, Nina (Hg.In) (2008): Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Huxel, Katrin (2014): Männlichkeit, Ethnizität und Jugend: Präsentationen von Zugehörigkeit im Feld Schule. Wiesbaden: Springer VS.

Kallmeyer, Werner / Schütze, Fritz (Hg.) (1977): Zur Konstruktion von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: Wegner, Gesprächsanalysen, 1977, 159-274.

King, Vera / Flaake, Karin (2005): Männliche Adoleszenz. Sozialisation und Bildungsprozesse zwischen Kindheit und Erwachsensein, Frankfurt: Campus Verlag.

Lamnek, Siegfried (2005): Gruppendiskussionen. Theorie und Praxis. Weinheim: Beltz.

Lamnek, Siegfried / Krell, Claudia (2016): Qualitative Sozialforschung: mit Online-Material. 6. Auflage, Weinheim Basel: Beltz.

Lazarsfeld, Paul (1931): Jugend und Beruf. Berlin: Jena.

Lipman-Blumen, Jean (1976): Toward a Homosocial Theory of Sex Roles: An Explanation of the Sex Segregation of Social Institutions. In: Signs, Journal of Women in Culture and Society, Vol. 1, No. 3 1976, 15-31.

Meuser, Michael (2001) Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit. In: Schriften des Essener Kollegs für Geschlechterforschung. https://www.uni-due.de/imperia/md/content/ekfg/michael_meuser_maennerwelten.pdf [Zugriff: 17.03.2020].

Meuser, Michael (2008). Ernste Spiele. Zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer. In: Baur, Nina / Luedke Jens (Hg.Innen) (2008): Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland. Opladen: Verlag Budrich, 33 – 44.

Meuser, Michael (2010): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. 3. Auflage, Wiesbaden: Springer VS.

Neumeier, Moritz (2020): Von Mann zu Mann. #Toxic masculinity. <https://www.youtube.com/watch?v=XKer2a-hDcs&> [21.02.2020]

Nimmervoll, Lisa (2005): Auf die Mischung kommt es an. Studie: Gesamtschule stärkt Schwache, ohne Nachteile für Begabtere. Der Standard, 17.2.2005, 7.

ÖIF – Österreichischer Integrations Fonds (2015): Asyl und Flucht 2015. Fact Sheet 19. Dezember 2019. Fonds zur Integration von Flüchtlingen und Migrantinnen. Wien: MSNÖ.

Pfaff-Czarnecka, Joanna (2018): Zugehörigkeit neu denken. Herausforderungen der Arbeitswelt von heute und morgen. In: Geramanis, Olaf / Hutmacher, Stefan (Hg.Innen): Identität in der modernen Arbeitswelt. Wiesbaden: Springer VS, 3-19.

Pollack, Detlef / Müller, Olaf / Rosta, Gregely / Dieler, Anna (2016): Integration und Religion aus der Sicht von Türkeistämmigen in Deutschland. Repräsentative Erhebung von TNS Emnid im Auftrag des Exzellenzclusters „Religion und Politik“ der Universität Münster: Eigenvertrieb https://www.uni-muenster.de/imperia/md/content/religion_und_politik/aktuelles/2016/06_2016/studie_integration_und_religion_aus_sicht_turkeistammiger.pdf [17.03.2020].

Przyborski, Aglaja / Wohlrab-Sahr, Monika (Hg.Innen) (2014): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. 4. Auflage, München: Oldenbourg Verlag.

Puhdys (1981): Männlichkeit Songtext [21.04.2020]

Scheibelhofer, Paul (2018): Der fremd-gemachte Mann. Zur Konstruktion von Männlichkeiten im Migrationskontext. Wiesbaden: Springer VS.

Scholz, Sylka (2004): „Hegemoniale Männlichkeit“ – Innovatives Konzept oder Leerformel? In: Hertzfeldt, Hella / Schäfers, Katrin / Veth, Silke (Hg.innen) (2004): GeschlechterVerhältnisse. Analysen aus Wissenschaft, Politik und Praxis. Berlin: Dietz (Texte, 18), 33-45.

Schopf, Christine / Naegele, Gerhard (2005): Alter und Migration. Ein Überblick. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, 38/2005, 384-395.

Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis. 13, 1983, 283-293.

Schwendowius, Dorothee (2015): Bildung und Zugehörigkeit in der Migrationsgesellschaft. Biographien von Studierenden des Lehramts und der Pädagogik, 1. Auflage, Bielefeld: transcript Verlag.

Spindler Susanne (2007): Eine andere Seite männlicher Gewalt. Männlichkeit und Herkunft als Orientierung und Falle. In: Riegel, Christine / Geisen, Thomas (Hg.Innen)

(2010): Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen, 1. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag.

Spohn, Margret (2002): Türkische Männer in Deutschland. Familie und Identität. Migranten der ersten Generation erzählen ihre Geschichte, 1. Auflage, Bielefeld: transcript Verlag.

Stierlin, Helm (1977): Zentrifugale und zentripedale Ablösung in der Adoleszenz. In: Döbert, Rainer / Habermas, Jürgen / Nummer – Winkler, Gudrun (Hg.Innen): Entwicklung des Ichs. Köln: Kiepenheuer und Witsch.

Strauss, Anselm Leonard / Corbin, Juliet (1999): Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz Verlag.

Tertilt, Hermann (1996): Turkish Power Boys. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Tunç, Michael (2006): Konkurrenzen von Männern in der Einwanderungsgesellschaft? Eine an Pierre Bourdieu orientierte intersektionelle Männerforschung. Manuskript zur 4. Tagung des Arbeitskreises interdisziplinäre Männerforschung. Stuttgart-Hohenheim, 02. - 04.2.2006.

Tunç, Michael (2007): Väter mit Migrationshintergrund zwischen Skandalisierung und Vernachlässigung. Umriss einer Väterarbeit in der Migrationsgesellschaft. In: Zeitschrift für Migration und Soziale Arbeit. Heft 1. 2007, 33-39.

Tunç Michael (2012): Männlichkeitsforschung und Intersektionalität: www.portal-intersektionalitaet.de [Zugriff: 14.01.2020].

Tunç, Michael (2017): Diversitätsbewusste Männer- und Väterarbeit. Intersektionalität und rassismuskritisch-migrationsgesellschaftliche Entwicklungen. In: Journal für Psychologie, Jg. 25, Ausgabe 2, 2017, 121-151.

UNHCR <https://www.unhcr.org/dach/at/services/statistiken> [18.03.2020].

West, Candace / Zimmermann, Don H. (1987): Doing Gender. In: Gender und Society, 1, 1987, 125-151.

Williams, Raymond B. (1988): Religions of Immigrants from India and Pakistan. New Threads in the American Tapestry. Cambridge: Cambridge University Press.

Yagdi, Senol (2019): Bildungsaufstieg mit Migrationshintergrund. Ressourcen und Strategien der türkischstämmigen zweiten Generation. 1. Auflage, Wiesbaden: Springer VS.

Zerle, Claudia (2008): Die eigene Rolle finden: Wie junge Männer sich Vatersein vorstellen. In: DJI Bulletin 83/84, 3/4 2008, 10-13.

Zulehner, Paul M. / Steinmair-Pösel, Petra (Hg.Innen) (2014): Gleichstellung in der Sackgasse? Frauen, Männer und die erschöpfte Familie von heute. Wien: Styria Premium.

Daten

I1, Transkript Interview 1, erstellt von Renate Sehorz, Jänner 2020, Zeilen durchgehend nummeriert.

I2, Transkript Interview 2, erstellt von Renate Sehorz, Jänner 2020, Zeilen durchgehend nummeriert.

I3, Transkript Interview 3, erstellt von Renate Sehorz, Jänner 2020, Zeilen durchgehend nummeriert.

I4, Transkript Interview 4, erstellt von Johannes Toth, Februar 2020, Zeilen durchgehend nummeriert.

I5, Transkript Interview 5, erstellt von Johannes Toth, Februar 2020, Zeilen durchgehend nummeriert.

I6, Transkript Interview 6, erstellt von Johannes Toth, Februar 2020, Zeilen durchgehend nummeriert.

I7, Transkript Interview 7, erstellt von Thomas Katala-Kronberger, Oktober 2019, Zeilen durchgehend nummeriert.

I8, Transkript Interview 8, erstellt von Thomas Katala-Kronberger, Oktober 2019, Zeilen durchgehend nummeriert.

I9, Transkript Interview 9, erstellt von Thomas Katala-Kronberger, Oktober 2019, Zeilen durchgehend nummeriert.

I10, Transkript Interview 10, erstellt von Margareta Zalud, Dezember 2019 Zeilen durchgehend nummeriert.

I11, Transkript Interview 11, erstellt von Margareta Zalud, Dezember 2019, Zeilen durchgehend nummeriert.

I12, Transkript Interview 12, erstellt von Margareta Zalud, Dezember 2019, Zeilen durchgehend nummeriert.

Abkürzungen

BOJA	Bundesweites Netzwerk Offener Jugendarbeit
JUZ	Jugendzentrum
OJA	Offene Jugendarbeit

Abbildungen

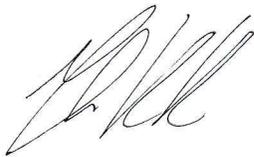
Abbildung 1: Messner'sches Dreieck	48
--	----

Eidesstattliche Erklärung

Ich, **Thomas Alexander Katala-Kronberger**, geboren am **15.04.1983** in **Salzburg**, erkläre,

- dass ich diese Masterthese bzw. die in meiner Verantwortung stehenden Abschnitte der Masterthese selbstständig verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfen bedient habe,
- dass ich meine Masterthese bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe,

Salzburg, 01. Mai 2020



Unterschrift

Eidesstattliche Erklärung

Ich, **Renate Sehorz**, geboren am **20.01.1970** in **Baden**, erkläre,

- dass ich diese Masterthese bzw. die in meiner Verantwortung stehenden Abschnitte der Masterthese selbstständig verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfen bedient habe,
- dass ich meine Masterthese bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe,

Wampersdorf, 01. Mai 2020

A handwritten signature in black ink, appearing to be 'R. Sehorz', written in a cursive style.

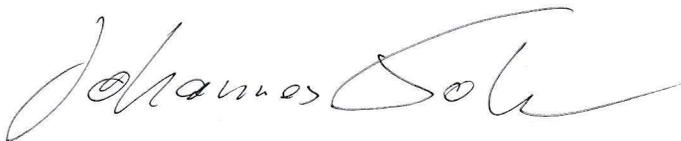
Unterschrift

Eidesstattliche Erklärung

Ich, **Johannes Toth**, geboren am **12.10.1981** in **Wien**, erkläre,

- dass ich diese Masterthese bzw. die in meiner Verantwortung stehenden Abschnitte der Masterthese selbstständig verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfen bedient habe,
- dass ich meine Masterthese bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe,

Gänserndorf, 01. Mai 2020

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Johannes Toth', written in a cursive style.

Unterschrift

Eidesstattliche Erklärung

Ich, **Margareta Zalud**, geboren am **04.10.1965** in **Vöcklabruck**, erkläre,

- dass ich diese Masterthese bzw. die in meiner Verantwortung stehenden Abschnitte der Masterthese selbstständig verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfen bedient habe,
- dass ich meine Masterthese bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe,

Säusenstein, 01. Mai 2020

A handwritten signature in cursive script that reads "Margareta Zalud". The signature is written in black ink on a white background.

Unterschrift